

**Francis Pike: Russland gehört zu Europa**

Nummer 9 – 3. März 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Friedensinsel Schweiz**

Warum unser Land zur strikten Neutralität zurückkehren muss.

*Christoph Mörgeli und Willy Bretscher*

## **Putins Endspiel**

Das Risiko eines grossen Kriegs wächst stündlich. *Thomas Fasbender*

## **Meine abenteuerliche Reise nach Kiew**

Vor Ort ist die Lage erstaunlich ruhig.

*Kurt Pelda*

**Gold, Lust und Tränen**  
Die dramatische Geschichte  
der Zaren-Dynastie  
Romanow



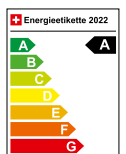
# DER NEUE PEUGEOT 308

Unique

Neues PEUGEOT i-Cockpit® – Brandneues Infotainmentsystem  
Bis zu 60 km Reichweite im elektrischen Modus



**Abgebildetes Modell:** Neuer PEUGEOT 308 GT Pack HYBRID 225 e-EAT8, CO<sub>2</sub>-Emissionen (kombiniert: 33 g/km), kombinierter Verbrauch (WLTP): 1.4 l/100 km, Energieeffizienzklasse: A. PEUGEOT empfiehlt Total Energies.



## Welt am Abgrund

Nie mehr seit der Kubakrise 1962 stand die Welt einem Atomkrieg näher. Damals riefen die kommunistischen Rebellen auf der Karibikinsel den grossen Bruder in Moskau zu Hilfe. Fidel Castro ersuchte die Sowjets um Stationierung von Atomraketen auf seinem Territorium, im unmittelbaren Einflussbereich der USA. Präsident Kennedy drohte umgehend mit Krieg. Für ein paar Tage taumelte die Menschheit am Vulkanrand der Apokalypse. Dann zogen die Russen mit ihren Raketen ab.

Mit fassungslosem Entsetzen beobachten wir heute die kriegerische Eskalation um die Ukraine. Die Lage ist hochexplosiv. Mit seinem brutalen Überfall auf einen souveränen Staat hat Russlands Präsident Putin die halbe Welt und Teile seiner eigenen Bevölkerung gegen sich aufgebracht. Eingebunkert im Ural, scheint der Kremlherrscher zum Äussersten bereit. Das russische Nuklear-Arsenal ist entsichert.

Der Westen erhöht nun seinerseits massiv den Druck. Härteste Sanktionen wurden ergriffen. Der Wirtschaftskrieg trifft Russlands Zivilbevölkerung brachial. Mit dem Ausschluss aus dem internationalen Zahlungsverkehrsnetz Swift schneiden die Amerikaner und die Europäer Russland von seinen Währungsreserven ab. Diplomaten sprechen von einer finanziellen Atombombe. Russlands Staat sieht sich in seiner Existenz bedroht.

Anstatt zu löschen, giessen die Politiker der Europäischen Union Benzin ins Feuer. Sie liefern Waffen und Geld in Präsident Selenskyjs Abwehrfestung Kiew. Eben hat Kommissionspräsidentin von der Leyen der Ukraine einen EU-Schnellbeitritt versprochen. Mit diesem Schritt wären die anderen EU-Staaten in der Bündnispflicht, dem neuen Mitglied «mit aller Kraft» zu helfen gegen den militärisch weit überlegenen russischen Feind.

Die Geschichte lehrt: Grossmächte, die sich in die Ecke gedrängt, eingekesselt fühlen, sind besonders gefährlich. 1941 starteten die Japaner ihren Angriff auf die USA, nachdem ihnen die Amerikaner mit ihren Wirtschaftssanktionen die Rohstoff-Lebensadern durchgeschnitten hatten. Oder Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg werden wach. Damals schlafwandelte Europa, kompliziert verschnürt über militärische Allianzen, in ein Weltgemetzel aus Anlass eines Mords im entlegenen Sarajewo.

Wieder steht die Menschheit am Abgrund eines nuklearen Kriegs. Wer ist schuld? Beide Seiten haben grosse Fehler gemacht. Nichts rechtfertigt Putins Bruch des Völkerrechts. Doch der Westen hat mit seiner überheblichen «Osterweiterung», der Machtausdehnung bis an Russlands Grenzen den Boden bereitet, das Feuer angefächelt, den Sprengstoff aufgeschichtet, den der entfesselte Kremlherrscher ruchlos zündet.

Zu lange diente die Dämonisierung Putins im Westen als Ersatz für eine vernünftige Strategie im Umgang mit dem grössten Land der Welt. Man setzte sich über russische Sicherheitsinteressen hinweg. Warnungen wurden leichtfertig in den Wind geschlagen. Hypnotisiert von ihren Feindbildern, haben sich unsere Rechthaber in Politik und Medien in eine regelrechte Kriegsbegeisterung hineingesteigert. Mässige Stimmen sind selten.

Die Politik der Gefühle trübt den Blick auf die Interessen. Beide Seiten, der Westen und der Osten, haben sich in ihren Verfolgungswahn verrannt. Bei uns war die selbstgerechte Bekräftigung der eigenen Hochmoral wichtiger als das Bemühen um gegenseitiges Verständnis.

«Putin-Versteher» lautet das Schimpfwort im Westen. «Staatsfeinde» nennt der Kreml alle, die sich in Russland den Schablonen des neuen Kalten Kriegs entziehen.

Mehr «verstehen», mehr gegenseitiges Verständnis allerdings wäre hilfreich. Gerade jetzt. Die Russen sind nicht der natürliche Feind des Westens. Im Gegenteil. Sie sehen sich als christliche, dem Westen zugewandte Macht. Unter unvorstellbaren Opfern haben sie sich und den Westen immer wieder gegen fürchterliche Diktatoren verteidigt, oft gerettet. Ihre Geschichte verliert sich im mythischen Ursprungnebel der Ukraine, in die sich der Westen nun so geschichtsblind hineindrängt.

Demütigungen rächen sich. Kränkungen werden meist mit blutigen Zinsen zurückbezahlt. Wladimir Putin stammt aus St. Petersburg, Russlands westlichster, modernster Stadt. Es ist voller Tragik, wie dieser dem Westen einst so aufgeschlossene und für seine dreidimensionalen strategischen Fähigkeiten gerühmte Mann sich nun einkapselt, regelrecht verpanzert in die finster dräuenden antiwestlichen und antidemokratischen Traditionen des Ostens.

In den Stürmen der Geschichte darf die Schweiz keinesfalls Partei ergreifen. Wir müssen draussen bleiben, zurück zur strikten Neutralität, zur bewährten Tradition der aussenpolitischen Nichteinmischung. Die vom Bundesrat übernommenen EU-Sanktionen sind falsch, eine Teilnahme am Wirtschaftskrieg gegen Russland. Der Neutralitätsbruch gefährdet die innere und äussere Sicherheit unseres Landes. Er schmälert die Glaubwürdigkeit der Schweiz und ihrer «guten Dienste».

Dabei wäre die Neutralität der Schweiz von grösstem Nutzen. In einer Welt der Bomben und der Schützengräben, der peitschenden Medien und der kriegsklirrenden Feindbilder braucht es für den Frieden Oasen der Verständigung. Wir haben alles Interesse an einer Wiederherstellung guter Beziehungen mit Russland. Dazu gehört, dass man auch die eigenen Fehler sieht. Nur eine vorbehaltlos neutrale Schweiz kann helfen, den Beton der Kriegsfronten aufzubrechen. Eine Rückkehr zur Neutralität und zur friedlichen Koexistenz bleibt das Gebot der Stunde. R. K.

# Hip, Hip, hurra!

Hüftchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie



## Wieder Krieg in Europa, Kurt Pelda in Kiew, die Tugend des Verstehens, Gehriger gegen Köppel, Willy Bretscher und die Neutralität der Schweiz.

Krieg ist wieder eine Realität in Europa. Der überwunden geglaubte Kalte Krieg zwischen dem Westen und dem Osten kehrt zurück. Die Welt formiert, verbetoniert sich wieder in festgefügte Blöcke. Man spürt es in der Luft. Jedes um Differenzierung bemühte Wort wird lauernd als falsche Parteinahme gedeutet. Militanter Moralismus regiert. Es gibt nur noch Freunde oder Feinde.

Die *Weltwoche* macht hier nicht mit. Sie steht für ein nonkonformistisches, blockfreies Denken, das sich in die Frontenbildung nicht hineinziehen lässt. In bester schweizerischer Tradition haben wir das Ziel friedlicher Koexistenz und der schlussendlichen Verständigung vor Augen. Das Privileg der Neutralität eröffnet die Möglichkeit eines über das Kriegsgetöse hinausweisenden Überblicks.

In dieser Ausgabe berichten ausgewiesene Autoren und die Redaktoren der *Weltwoche* über das Kriegsgeschehen in der Ukraine. Wir bemühen uns, Ihnen, liebe Leser, eine möglichst grosse Vielfalt an Themen und Meinungen zu präsentieren. Einzigartig und vermutlich nur in der *Weltwoche* möglich: Auslandschef Urs Gehriger widerspricht dem Chefredaktor, also mir, unter dem Titel «Sorry, Roger, du liegst falsch». Möge das bessere Argument gewinnen!

Ab sofort berichtet Kurt Pelda, einer der erfahrensten Schweizer Kriegsreporter, aus dem Krisengebiet. In dieser Ausgabe erzählt er über seine hindernisreiche Odyssee nach Kiew, in die Abwehrfestung des ukrainischen Präsidenten Selenskyj, der in der «Mutter aller russischen Städte» (Manfred Hildermeier) unter Zivilisten seine Streitkräfte gegen die Russen ballt.

Thomas Fasbender, Autor einer neuen Putin-Biografie, ergründet die auch für dessen Unterstützer rätselhafte, äusserst risikoreiche Ukraine-Invasion des Kreml-Chefs. Was führt Putin im Schilde? Hat sich der einst für

seine strategischen Fähigkeiten gerühmte Ex-Geheimagent verzoxt? Stehen wir am Anfang vom Ende seiner Ära? Fasbender, einer der grössten Kenner, klärt auf.

Gegen die kriegsklirrenden, auf Konfrontation gezirkelten Schlagzeilen anderer Medien bringen wir in dieser Ausgabe eine ganze Reihe von Artikeln, die das Bild einer westlich-russischen Schicksalsfeindschaft stark relativieren. Das gängige Verständnis blendet aus, dass es sich bei Russland um eine westlich orientierte Macht handelt, die auch aus östlichen Traditionen schöpft.

Weithin unbekannt ist auch die Geschichte der Ukraine, historische Wiege der russischen Kultur und Staatlichkeit, mythischer Ursprungsort, eine Art Rütliwiese im Grossformat für die drei russischen Nationen der «Kleinrussen» (Ukrai-

ner), der Weissrussen und der Russen. Man muss die Hintergründe sehen, um die aktuellen, tragischen Verwicklungen besser zu begreifen.

Nobelste Aufgabe der Medien ist es, zum besseren Verständnis beizutragen. «Verstehen», wenigstens das Bemühen darum, wäre eine der wichtigsten journalistischen Aufgaben. Umso bizarrer mutet der heute grassierende Generalverdacht gegen «Versteher» an, mittlerweile ein Schimpfwort, so als ob «Missverstehen» oder «Unverstand» die neuen Kardinaltugenden der Medien wären.

Im Fokus steht aber auch die Schweiz, und hier vor allem ihre Neutralität. Der Bundesrat hat sie eben erneut geritzt, unter grossem internationalen Druck, sich selber allerdings das Gegenteil einredend. Die meisten Schweizer Medien applaudieren, begeistert, dass sich die Regierung nun doch hat hineinziehen lassen in den kriegerischen Empörung-Tsunami gegen die russische Aggression.

Die *Weltwoche* eröffnet andere Perspektiven. Unser diplomatischer Kolumnist Herodot beurteilt die Neutralitätspreisgabe des Bundesrats als «kalten Verfassungsbruch». Auch zuhänden der Kollegen der NZZ, welche die Neutralitätsverletzung begrüssen, veröffentlichen wir einen alten Leitartikel des legendären NZZ-Chefs Willy Bretscher. Er verteidigte die Neutralität als «absolut» und «vorbehaltlos».

Im gleichen Zusammenhang stellt sich die Frage, ob die Schweiz dem Uno-Sicherheitsrat beitreten sollte. Ex-Botschafter Paul Widmer argumentiert dagegen aus den schlechten Erfahrungen der Schweiz mit dem Völkerbund.

Wir freuen uns, wenn Sie die Artikel ansprechen. Täglich sind wir auf unserer neuen Website für Sie da, auch mit meinem Podcast «Weltwoche daily». Wir wünschen Ihnen eine interessante und abwechslungsreiche Lektüre!

*Ihr Roger Köppel*

### DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

#### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'662'000.-, Bezug ab Winter 2022/23  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8404 **Winterthur**, verkauf@lerchpromotionen.ch  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis CHF 1'521'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.rebweg.ch](http://www.rebweg.ch)



3 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022  
[www.birch-seuzach.ch](http://www.birch-seuzach.ch)



4 ½ Zi. Dach-Mietwohnungen  
8332 **Rumlikon**, Dennis Trigili Tel. 044 316 13 15  
Miete ab 3'000.- p/Mt., exkl. NK, Bezug März 2022  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.trottenacker.info](http://www.trottenacker.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen  
8152 **Glattbrugg**, verkauf@lerchpromotionen.ch  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser, REFH  
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.vistadelsole.ch](http://www.vistadelsole.ch)



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8310 **Grafstal**, verkauf@lerchpromotionen.ch  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8910 **Affoltern a. A.**, verkauf@lerchpromotionen.ch  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)




4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



2 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume  
verwirklicht werden können?  
Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



**YouTube** **f**  
Zürcherstrasse 124 Postfach  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden  
Immobilienmesse teil:

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
18. - 20. März 2022, Kongresshaus Zürich

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich



*Mann der Stunde:* Wolodymyr Selenskyj. Seite 28



*Fertig lustig:* Christine Lambrecht. Seite 32



*Erst der Anfang:* Kiew. Seite 14

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Putins Endspiel
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Daniel Brélaz
- 10 Tagebuch Natalja Petrowa
- 12 Bern Bundeshaus  
Die Linke und die Armee
- 14 Meine abenteuerliche Reise nach Kiew  
Kurt Pelda berichtet aus dem Kriegsgebiet
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Hilfe von Ungarn und Polen
- 18 Mörgeli Vorbild von Fall zu Fall
- 18 Schlafwandelnd in den grossen Krieg  
Von der Leyens Spiel mit dem Feuer
- 19 Peter Bodenmann Schreddert  
Putin-Freund Trump die Nato?
- 20 Friedensinsel Schweiz  
Unser Staat ist keine moralische Anstalt
- 22 Willy Bretscher  
Die schweizerische Neutralität
- 23 Bundesrat bricht Verfassung  
Analyse von Kolumnist Herodot
- 24 Tator Bundeshaus  
Wie kam es zum Neutralitätsbruch?
- 25 Paul Widmer  
Lehren aus dem Völkerbund
- 26 Sorry, Roger, du liegst falsch  
Urs Gehrig widerspricht Roger Köppel
- 27 News Starke Staatsmänner
- 28 Wolodymyr Selenskyj  
Stärker von Tag zu Tag
- 30 Hansrudolf Kamer  
Die Nato in Putins Fadenkreuz

- 30 Weltgeister von Washington  
G. F. Kennan und Z. Brezinski
- 32 Frohnatur im Ernsteinsatz  
Christine Lambrecht
- 33 Putin wird nervös  
Militärhistoriker Martin van Creveld
- 34 «Das Technologieverbot muss fallen»  
Ex-Kaiseraugst-Chef Ulrich Fischer
- 35 Broder Aus der Traum
- 36 Traum vom Staatenbund  
Replik von Joachim Starbatty
- 37 Kurt W. Zimmermann  
Rückkehr zu Dölf Ogi
- 38 Inside Washington
- 38 Schüblig Wurst schreibt Weltgeschichte
- 39 Helvetia rennt Frauen im Sport
- 40 Wir Waldgänger Was Ernst Jünger  
zur heutigen Zeit zu sagen hat
- 42 Amt ausser Kontrolle  
Irrwege der Wettbewerbskommission
- 43 Anabel Schunke  
Geld allein rettet die Bundeswehr nicht
- 44 Michael Bahnerth  
Mein Abschied von Basel
- 46 News Denkmalschutz gegen Reithalle
- 46 Judenhass auf Swissinfo  
Antisemitische Kommentare
- 47 Tamara Wernli Gespür für Harmonie
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachruf Gary Brooker
- 50 Beat Gygi  
Deutschlands Schwäche ist ein Glück

## LEADER: RUSSLAND & DIE UKRAINE

- 52 Die Dynastie der Romanows Simon  
Sebag Montefiore über Putins Wurzeln

- 60 Francis Pike  
Russland gehört zu Europa
- 61 Geburt einer Nation Putins Angriff  
schweisst die Ukraine zusammen
- 62 Im Garten der grossen Talente  
Berühmte ukrainische Persönlichkeiten
- 64 Oper ist plötzlich brandaktuell  
Cancel Culture gegen russische Künstler?

## LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 Werner Herzog Der Regisseur als Erzähler
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Sprache
- 72 Dieter «Yello» Meiers Sein Erfolgsrezept
- 74 TV-Kritik
- 74 Kunst «Im Namen des Bildes»
- 75 Serien «Landscape»
- 76 Klassik Joyce DiDonato
- 77 Jazz Max Frankl

## LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt / Unten durch
- 79 Fast verliebt
- 80 Frauen Anna Sorokin
- 80 Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Karina Berger
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten «The Ice»
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Matthias Müller
- 88 Menschen von morgen Endo Meier
- 89 Das indiskrete Interview Melanie Oesch



## VIP-Angebot: Kreuzfahrt auf der Hurtigruten Fjorde-Seeing mit dem Postschiff

Erleben Sie an Bord der Hurtigruten-Schiffe die Faszination der norwegischen Fjorde entlang der klassischen Postschiff-Route. 2500 Seemeilen (4630 Kilometer) geht es entlang der atemberaubend schönen Küste zu 34 Häfen und über 100 Fjorden. Als Passagier reisen Sie bequem und entspannt auf der traditionsreichen Route, die wir seit 1893 befahren, und tauchen ein in das authentische Leben der Norweger.

Die legendäre Postschiff-Route ist mit keiner anderen vergleichbar – nicht zufällig wird sie vom Reiseführer «Lonely Planet» als die «schönste Seereise der Welt» bezeichnet. Mit Sicherheit gibt es keine bessere Art, um die Magie des hohen Nordens und die Seele Norwegens kennenzulernen.

Auf unserer zwölftägigen Exkursion werden 34 Häfen jeweils zweimal angelaufen – einmal auf der Fahrt in Richtung Norden und ein zweites Mal in Richtung Süden. Die Hälfte der Seereise verbringen wir in arktischen Breitengraden. Die Landschaft, die wir zwischen 100 Fjorden und 1000 Bergen passieren, ist zu jeder Jahreszeit spektakulär. Während uns im Sommer 24 Stunden Tageslicht mit der Mitternachtssonne erwarten, bestehen im Winter grösste Chancen, das faszinierende Nordlicht zu erleben. Es gibt die Möglichkeit, aus sieben bis neun Wanderungen und einer umfangreichen Liste mit insgesamt über siebzig saisonalen Ausflügen auszuwählen.

Die Seereise beginnt in Bergen, der zweitgrössten Stadt Norwegens und dem Tor zu den Fjorden. Noch am gleichen Tag ankern wir in

Ålesund, das berühmt ist für seine wunderschöne Jugendstil-Architektur. Von hier aus nehmen wir Kurs auf den beeindruckenden Geirangerfjord, der zum Unesco-Weltnaturerbe gehört. Nächste grössere Station ist das im Jahr 997 vom Wikingerkönig Olav Tryggvason gegründete Trondheim.

Im weiteren Verlauf überqueren wir den nördlichen Polarkreis und erreichen Ørnes in der Nähe des zweitgrössten norwegischen Gletschers, des Svartisen. Weiter geht es zum Lofoten-Archipel in Richtung Vestfjord. Ein unvergleichliches Naturspektakel ist es, wenn die Lofotveggen – die sogenannte Lofotenwand – am Horizont auftaucht, ein 1000 Meter hohes Bergmassiv aus Granit und Vulkangestein. Harstad, Finnsnes, Tromsø und Hammerfest sind nur einige der weiteren Stationen. Und in Kirkenes ist der Punkt, wo unser Schiff die Fahrtrichtung wechselt und Kurs zurück in Richtung Süden aufnimmt.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Exklusives Leserangebot:

Klassische Kreuzfahrt auf der Hurtigruten mit der Reederei Hurtigruten

#### Zeitraum:

1. Juli bis 31. Dezember 2022

#### Reiseleistungen:

- Komplette Seereise Bergen–Kirkenes–Bergen (12 Tage) oder halbe Strecke (7 Tage).
- Kabine nach Wahl
- Vollpension (Frühstück, Mittag- und Abendessen) aus Norway's Coastal Kitchen
- 34 Häfen und über 100 Fjorde
- Besuch von 4 Unesco-Welterbe-Stätten
- Nordlicht im Winter, Mitternachtssonne im Sommer
- Über 70 optionale Ausflüge zur Auswahl
- Fachkundige Betreuung durch die Hurtigruten-Guides
- Vorträge und Präsentationen an Bord

#### Preise:

12 Tage: ab Fr. 2427.–

7 Tage: ab Fr. 1723.–

#### Ermässigung für Weltwoche-Abonnenten:

Bordguthaben: bis Fr. 300.–

Fluggutschein: Fr. 100.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 044 260 22 88 oder per E-Mail an [info@tctt.ch](mailto:info@tctt.ch). Buchbar bis 31. Mai 2022 nach Verfügbarkeit. Kennwort «Platin Club».

#### Veranstalter:

cruiselouge.ch by TCTT GmbH, Zürich  
[www.cruiselounge.ch](http://www.cruiselounge.ch)  
[www.tctt.ch](http://www.tctt.ch)

# Putins Endspiel

Das Risiko eines grossen Kriegs wächst stündlich. Dass Russlands Präsident die nuklearen Streitkräfte in Alarmbereitschaft versetzt hat, ist mehr als Gehabe.

Thomas Fasbender

Es hätte ein Blitzkrieg werden sollen, so das Kalkül. Ein Blitzkrieg gegen einen angeblich demotivierten Gegner. Keine massierten Panzerspitzen wie im Frühjahr 1940, kein ohrenbetäubendes Geheul begleitender Sturzkampfbomber. Nein, die russische Armee hat auf motorisierte Infanterie gesetzt, auf Fallschirmspringer und nächtliche Sabotagetrupps. Das kleine Besteck, vielleicht 70 000 Mann entlang einer Front von an die 2000 Kilometern.

Was wollte Wladimir Putin mit diesem Krieg erreichen? Er muss überzeugt gewesen sein, die Ukrainer innert ein, zwei Tagen niederzuringen: Kiew umzingelt, die Regierung verhandlungsbereit oder abgesetzt, ein Marionettensatz in Reichweite. Danach ein Siegfrieden aus dem Bilderbuch. Die Ukraine verpflichtet sich zu ewiger Neutralität, gewährt ihren nationalen Minderheiten Autonomie, wird erneut zum Puffer zwischen Ost und West in Europa.

Jetzt kommt alles ganz anders. Der Blitzkrieg ist steckengeblieben, die Ukraine feiert eine nationale Wiedergeburt, und die ganze Welt jubelt ihren Präsidenten Wolodymyr Selenskyj. Putins Plan A ist gescheitert. Allem Anschein nach wirft er jetzt neue Wellen an Menschen und Material in die Schlacht. Ändert sich damit auch sein Kriegsziel?

## Überbau einer Putin-Doktrin

Zurück in das Frühjahr 2021. Schon vor dem ersten russischen Truppenaufmarsch muss Putin entschlossen gewesen sein, die Integration der Ukraine in die amerikanische Sicherheits- und Einflussphäre in Europa mit allen Mitteln zu verhindern. Auch mit militärischen. Im Juli 2021 präsentiert er in einem weitausholenden Text seine Zweifel an der Eigenstaatlichkeit der Ukraine und ihrer historischen Legitimität.

Der Zweifel wird zum geschichtlichen Überbau einer Putin-Doktrin, die die Einheit der ostslawischen Welt unter russischer Führung postuliert. Die Grundlagen der europäischen Friedensordnung (Souveränität ist unteilbar)

hat der Präsident da bereits hinter sich gelassen.

Wie diese postulierte Einheit konkret aussehen soll, bleibt offen; zentrales Ziel ist 2021 das Einverständnis des Westens. Dem dienen die diplomatischen Initiativen, das Treffen mit Joe Biden im Juni 2021, der Ver-

## Wie Lokomotiven in dunkler Nacht rasen die Mächte aufeinander zu.

tragsentwurf zum Rückzug der Nato im Dezember. Doch der Westen gibt nicht nach. Seine Friedensordnung, deren zentrale Dokumente die UdSSR und Russland mitunterschrieben haben, ist die Errungenschaft aus acht Jahrzehnten Nachkriegszeit.

## Die letzte rote Linie

Aus russischer Perspektive dient diese Friedensordnung primär der Pax Americana, der *benevolent hegemony* unter Führung der USA. Mit der intendierten Ausdehnung dieser Hegemonie auf das ostslawische Kernland überschreitet der Westen die letzte rote Linie. Die Ukraine

wird (wohlgemerkt: aus der Moskauer Innenperspektive) zur Verteidigungsstellung der russischen Selbstbehauptung.

Daran gemessen ist alles andere sekundär: der Friede und die Friedensordnung, der politische und der wirtschaftliche Preis. Putin ist entschlossen, den Konflikt so lange zu eskalieren, bis er sein Ziel erreicht. Aus solcher Perspektive muss der missratene Blitzkrieg mit dem kleinen Besteck kein Fehler gewesen sein – vielleicht war es nur ein Schritt auf dem Weg einer nach oben offenen Eskalationsspirale.

Was bedeutet das für den Westen? Geschult am vergeblichen Appeasement der 1930er Jahre, holen die Demokratien dieses Mal den Hammer von der Wand. Mit der grössten Keule wird Russland von seinen Devisenreserven abgeschnitten – die Sperrung der Nationalbankkonten bei ausländischen Banken. Moskau kann den Rubel nicht mehr stützen; die Börsen bleiben geschlossen. Dem Staat droht der wirtschaftliche Zusammenbruch. Wie wird Putin reagieren? Für jeden Konflikt gilt: Zu Beginn eskalieren beide Seiten ihren Zielen gemäss. Doch geht die Kontrolle verloren, dann eskaliert der Konflikt als solcher, wird Selbstzweck, existenziell.

## Chamberlain erschiene uns als Held

Im konkreten Fall wächst das Risiko eines grossen Kriegs geradezu stündlich. Dass Putin seine nuklearen Streitkräfte in Alarmbereitschaft versetzt hat, war mehr als Gehabe. Wie Lokomotiven in dunkler Nacht rasen die Mächte aufeinander zu. Unter Russen die grausame Entschlossenheit des Stalin-Befehls *Ni schagu nasad* (Keinen Schritt zurück) zu wecken, fällt auch 2022 nicht schwer. Im Westen herrscht das Analogon in Gestalt des Appeasement-Tabus: Nie wieder München.

Es geht nicht mehr um die Ukraine, es geht nicht mehr um Putins Plan. Der Westen muss sich fragen: Was, wenn Hitler nicht Hitler und das Deutsche Reich mit dem Sudetenland saturiert gewesen wäre? Chamberlain erschiene uns Nachgeborenen als Held. «Peace for our time». Oder der Westen muss kämpfen.





# Lieber Daniel Brélaz

Als Sie 2019 nochmals zur Wahl in den Nationalrat antraten, hiess es, es reiche jetzt. Doch Sie liefen als Finanzpolitiker in der Covid-Krise noch einmal zur Bestform auf. Jetzt hat eine Holztreppe Sie brutal gestoppt, nach zwanzig Jahren Bundeshaus. Sie fielen die Treppe hinunter, lagen im Koma und melden aus der Rehabilitation, es gehe Ihnen gut.

Eine wahre Ausnahmeerscheinung sind Sie: der erste Vertreter der Grünen im Nationalrat, der erste grüne Stadtpräsident, eine Postur wie die Comicfigur Hulk. 180 Kilo brachten Sie zeitweise auf die Waage, Ihre Stimme krächzt, deshalb sind Sie die Lieblingsfigur des Imitators Yann Lambiel.

Sie tragen nur Krawatten mit Katzenmotiven. Was dazu führte, dass Sie bei einer Frankophonie-Konferenz von den Türstehern nicht eingelassen wurden. Was will der skurrile Typ hier, fragte man sich. Heute liegt eine Ihrer Katzenkrawatten im Lausanner Museum.



*Immer treffsicher:*  
Nationalrat Brélaz.

Hineingekommen sind Sie auch nicht in die Duschen von Hotelzimmern. Aber Sie sind in Lausanne, wo sie fünfzehn Jahre lang Stadtpräsident waren, immer noch sehr beliebt. Die welschen Medien nennen Sie nur den «grünen Riesen». *Le Matin* wagte die Frage: «Warum sind Sie so dick, Herr Brélaz?» Wo-

rauf Sie cool erklärten, Sie hätten einen guten Appetit und keine Zeit für Schlankheitskuren. Nachdem Ihre Frau Marie-Ange dann radikal abgenommen hatte, liessen Sie sich doch noch zur Kur überreden: 60 Kilo verloren Sie.

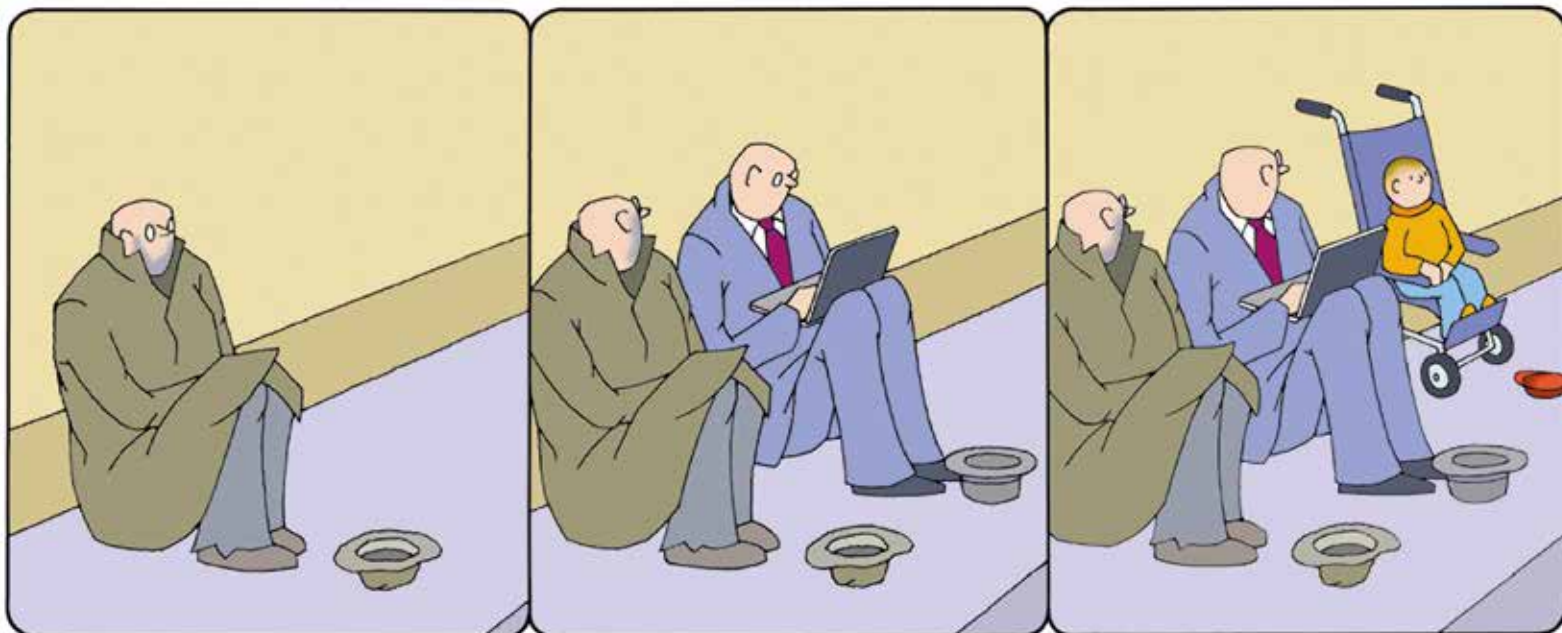
In Erinnerung bleiben werden Ihre frühzeitigen grünen Massnahmen zugunsten alternativer Energien. Und vor allem Ihre Hochrechnungen: Sie waren als Mathematiker bei Wahlen immer treffsicherer als alle Institute.

Als Sie 1979 erstmals in den Nationalrat einzogen, witzelten die Kollegen noch: «Deine Bewegung bringt gar nichts.» Heute gehören Sie, der grüne Dinosaurier, definitiv nicht zu einer Spezies, die vom Aussterben bedroht ist.

Chapeau, Monsieur.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Natalja Petrowa



**I**ch lebe seit acht Jahren in der Schweiz – in einem kleinen Dorf in der Nähe von Zürich. Meine russische Heimat habe ich schon vor 21 Jahren in Richtung Polen verlassen. Mein Mann kommt von dort. Zusammen haben wir zwei Kinder im Primarschulalter.

Die Ereignisse in der Ukraine machen mich tief betroffen. Im ersten Moment schämte ich mich für meine Heimat. Aber je länger, je mehr wurde mir klar, dass man sich nicht für etwas schämen kann, was von einem Verrückten entfacht worden ist. Als Russin muss man sich aber schämen, dass man sich schon seit 21 Jahren von einem solchen Despoten lenken lässt.

Ich stehe Putin schon lange kritisch gegenüber. Ich schaltete jedes Mal den Fernseher aus, wenn sein Kopf zu sehen war. Das erste Mal, dass ich nicht sofort weggezappt habe, war bei seiner Rede, in der er am 23. Februar die Separatistengebiete Luhansk und Donezk als Volksrepubliken anerkannte. Seine Worte machten mich sprachlos. Dass er aber nur einen Tag später seine Truppen in die Ukraine schicken und schreckliches Leiden unter der Zivilbevölkerung verursachen würde, hätte ich nie gedacht.

Wenig später hörten wir von unseren Freunden in Polen, dass mehr und mehr ukrainische Flüchtlinge über die Grenzen strömten. Für mich war sofort klar, dass ich helfen will – im kleinen Stil zwar, aber auf unkomplizierte und schnelle Weise. Dabei habe ich zu der Ukraine keinen direkten Bezug – das dachte ich wenigstens. Erst im Verlauf unserer Aktion habe ich erfahren, dass meine Ururgrossmutter aus der Ukraine stammt.

In der Schweiz haben wir eine Gruppe von Freundinnen, die alle aus dem Bereich der

früheren Sowjetunion stammen und die sich einmal pro Woche zum Yoga treffen. Es sind Frauen aus Russland, Kasachstan, Kirgisien, Weissrussland – und aus der Ukraine.

Über unseren Chat habe ich zu einer Spendenaktion aufgerufen – für Güter, die sofort helfen: Schlafsäcke, Decken, Kissen, Hygieneartikel, Wasser, Power-Riegel, Erste-Hilfe-Sets, Baby-nahrung. Viele der Flüchtenden sind junge Mütter mit ihren Kindern. Die Väter dürfen das Land nicht verlassen, sondern müssen sich für den Kampf zur Verfügung stellen. Für mich ist das eine unendlich traurige Vorstellung: Kinder, die einen Elternteil zurücklassen müssen und nicht wissen, ob sie ihn je wiedersehen.

Umso schöner ist die Solidarität in der Schweiz. Die Schlafsäcke und Power-Riegel habe ich in der Decathlon-Filiale in Dietlikon gekauft. Zufälligerweise war der Verkäufer aus dem Kosovo – er wusste genau, was Krieg und Flucht bedeuten –, und er sagte zu mir: «Ich kenne das Gefühl, vor dem Krieg wegzurennen.» So erhielten wir einen grosszügigen Rabatt. Auf diesem Weg möchte ich mich bei ihm und seinem Chef ganz herzlich bedanken.

**W**ir schicken die Hilfsgüter nicht per Post nach Polen, sondern mit Transportfahrzeugen aus unserem Netzwerk. Es ist beeindruckend, wie viele Freiwillige sich melden und bereit sind, zu helfen: sei es als Chauffeur, Lagerbetreuer oder als Helfer vor Ort.

Dass die Polen die Ukrainerinnen und Ukrainer mit offenen Armen und einer bewundernswerten Willkommenskultur empfangen, überrascht mich nicht. Sie handeln auch aus dem eigenen historischen Gewissen heraus. Schliesslich waren sie es, die während Jahrzehnten unter den (Sowjet-)Russen zu leiden hatten.

Dass ich selber aus Russland stamme, macht meine Situation als Helferin etwas kompliziert. Denn die Aktion kann mir als Heimatverrat ausgelegt und mit bis zu zwanzig Jahren Lagerhaft bestraft werden. Deshalb ist es besser, dass mein richtiger Name nicht in der Zeitung steht. Der Kreml liest überall mit. Und unlängst wurde eine Liste mit 22 Landesverrättern publiziert. Die meisten von ihnen sind regimekritische Journalisten. Persönlich habe ich aber keine Angst. Denn ich habe keine nahen Verwandten mehr in Russland. Und ich beabsichtige nicht, in meine alte Heimat zurückzukehren.

**T**rotzdem ist mir an unserer Aktion etwas ganz wichtig: Wir wollen nicht den Krieg unterstützen. Wir schicken keine Westen, Helme oder Schuhe, die von Soldaten benutzt werden können. Wir wollen jenen helfen, die unverschuldet und am meisten unter diesen Aggressionen leiden: Kinder, Mütter, ältere Menschen.

Fragen Sie mich bitte nicht, wie diese traurige Geschichte ausgeht. In einem demokratischen Land würden die Menschen auf die Strasse gehen und sich gegen die Machthaber auflehnen. Aber in Moskau wird das kaum geschehen. Ich befürchte, dass wir diesen Moment verpasst haben. Denn der Fall von Alexei Nawalny hat gezeigt, dass Demonstrationen und Proteste nutzlos sind. Sie greifen ins Leere – und führen ins eigene Verderben. Das ist tieftraurig, aber die bittere Wahrheit.

Natalja Petrowa ist ein Pseudonym.  
Der richtige Name ist der Redaktion bekannt.



# VIP-Arrangement «Carlton Hotel St. Moritz» Alles, was das Herz begehrt

Hoch über dem St. Moritzersee thront das Fünf-Sterne-Boutique-hotel «Carlton». Gibt es einen schöneren Ort, um Vitalität und Lebensfreude zu fördern und die Natur zu zelebrieren? Inspiriert von der majestätischen Kulisse, haben wir für Sie mit «Moving Mountains» ein ganzheitliches Ferienerlebnis erschaffen.

Wissenschaftlich fundiert, beruht «Moving Mountains» auf fünf Säulen: MOVE, PLAY, NOURISH, REST und GIVE. Als unser Gast wählen dabei ganz frei, welche dieser Elemente Sie für Ihr persönliches Wohlbefinden berücksichtigen möchten.

Das 1913 erbaute Anwesen präsentiert sich zeitgenössisch modernisiert und bietet vollkommene Ruhe und Privatsphäre. Während Ihres Aufenthalts logieren Sie stilvoll in einer Suite oder einem Zimmer mit unvergleich-

licher Aussicht. Hochstehender Service und authentische Gastfreundschaft sind selbstverständlich.

Für vollkommenes Wohlbefinden sorgt der grosszügige Wellnessbereich. Ausgewiesene Fachleute aus den Bereichen Personal Training, Yoga und Beauty-Treatment lassen keinen Ihrer Wünsche offen. Für kulinarische Höhenflüge sorgen das historische Restaurant «Romanoff» und das Gourmetrestaurant «Da Vittorio – St. Moritz».



## Platin-Club-Spezialangebot

«Moving Mountains Special»  
im «Carlton Hotel St. Moritz»

**Leistungen:**

- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- Moving-Mountains-Dinner (5 Gänge)
- 1 Immune-Recovery-Gesichtsbehandlung pro Person
- Moving-Mountains-Fackelwanderung
- Kostenlose Teilnahme am MOVE-Wochenprogramm: Gruppenkurse mit unseren Fitnesstrainern
- Zugang zum «Carlton Spa»
- Butler-Service
- 24-Stunden-Limousinenservice in St. Moritz

**Spezialpreis:**

Ab Fr. 3445.– abzüglich Ermässigung von 10 Prozent für Weltwoche-Abonnenten.

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon 081 836 70 00 oder per Mail an [info@carlton-stmoritz.ch](mailto:info@carlton-stmoritz.ch)

**Termine:**

Das Angebot ist buchbar vom 27. Februar bis 26. März 2022.

**Veranstalter:**

«Carlton Hotel St. Moritz»  
[www.carlton-stmoritz.ch](http://www.carlton-stmoritz.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Die Linke und die Armee

Die SP hat in den letzten Jahren das Militär mit Initiativen und Referenden sturmreif geschossen. Kommt jetzt mit dem Krieg zwischen Russland und der Ukraine die Kehrtwende?

Die Genossen sind unter Druck geraten. Bürgerliche Politiker, angefangen bei Mauro Tuena (SVP), Präsident der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrats (SIK), erwarten von der SP, dass sie nach dem Überfall von Russland auf die Ukraine ihre Fundamentalopposition gegen die Armee aufgibt. «Die SP muss Hand bieten, um die Armee personell und finanziell mit den notwendigen Mitteln auszustatten», findet Tuena. Er erwartet zudem, dass man die Initiative gegen den F-35-Kampffjet stoppe.

In den letzten Tagen sah es tatsächlich so aus, als vollziehe die SP in der Sicherheitspolitik eine Kehrtwende. Jedenfalls brachte der Angriff Russlands auf die Ukraine einige Genossinnen zum Nachdenken. So wurde die

*Es sieht so aus, als bemühe man sich um Schadensbegrenzung.*

Solothurner SP-Nationalrätin Franziska Roth, Mitglied der SIK, in der Onlinezeitung *Nebelspalter* mit diesen Worten zitiert: «Ich bin zum Schluss gekommen, dass die Abrüstung der konventionellen militärischen Kampfmittel wie Artillerie und Panzer momentan keine Option mehr darstellt. Ich gebe zu: Wir haben uns getäuscht, als wir behauptet haben, dass territoriale Angriffskriege kein realistisches Szenario seien.»

## Franziska Roth rudert zurück

Ob die Solothurnerin nur unter dem Eindruck der Ereignisse vorpreschte oder ob sich bei der SP in Armeefragen gar ein Positionswechsel anbahnt, weiss man aber nicht mit letzter Gewissheit. Fest steht, dass Roth mit dieser Aussage intern unter Beschuss kam. Die abtretende Juso-Präsidentin Ronja Jansen feuerte über den Kurznachrichtendienst Twitter eine Salve ab. Sie habe null Verständnis für diesen Positionswechsel von Franziska Roth. «Koordinierte Abrüstung ist die wichtigste Prävention gegen weitere Kriege und muss ein zentraler Pfeiler

der Sicherheitspolitik der Zukunft sein», meinte die Jungsozialistin. Offenbar rudert Roth inzwischen selber oder auf Druck der Partei wieder zurück. Sie war am Dienstag für die *Weltwoche* zwar nicht erreichbar. Ein SP-Vertreter gab an ihrer Stelle aber zu verstehen, sie sei vom *Nebelspalter* falsch zitiert worden. Es



*Wunder darf man nicht erwarten:*  
SP-Co-Präsident Cédric Wermuth.

sieht aber eher so aus, als bemühe man sich um Schadensbegrenzung, um nicht den Eindruck zu erwecken, man gebe unter Druck voreilig Positionen auf.

Am Dienstag trafen sich die Mitglieder der SP-SIK-Delegation zu einer Aussprache. Die Leiterin, Nationalrätin Priska Seiler Graf, will nicht von einer Krisensitzung sprechen. «Wir treffen uns während der Sessionen regelmässig, um Geschäfte abzusprechen», sagt sie. Über Roths Aussagen will sie nicht reden. Seiler Graf ist überzeugt, dass es aktuell verfrüht sei, die richtigen Schlüsse aus dem Angriff auf die Ukraine zu ziehen. «Gegenwärtig stehen

ganz andere Probleme im Vordergrund, nämlich die Sanktionen gegen Russland, aber auch die Hilfe an die betroffene und notleidende Bevölkerung.» Sie schliesst aber nicht aus, dass die SP aufgrund des Ukraine-Konfliktes die eigene Armeepolitik hinterfragen werde: «Es braucht eine Konfliktanalyse, und wir müssen auch die Sicherheitsarchitektur Europa anschauen.»

Wunder darf man von der SP aber nicht erwarten, besonders nicht unter ihrem jetzigen Co-Präsidenten Cédric Wermuth. Eines seiner Husarenstücke als Juso-Präsident war nämlich, dass er 2010 beim Parteitag in Lausanne die Abschaffung der Armee ins Parteiprogramm hieven konnte. Dies war eine Sternstunde seiner Laufbahn. Der Kampf gegen das Militär steckt den Genossen aber auch seit dem Generalstreik von 1918 in den Genen. Damals wurden in Grenchen drei Streikende von Soldaten erschossen. Mit einer Reihe von Initiativen und Referenden bekämpften die Linken in den letzten Jahrzehnten den Verteidigungswillen der Armee.

## Kaskade missratener Reformen

Allerdings hätten sie sich in den 1980er Jahren, als Genossen wie alt Nationalrat Andreas Gross die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) mitbegründet und die erste Armeeausschaffungsinitiative lanciert hatten, nie erträumen können, dass es ihnen gelingen würde, die Armee so zu schwächen, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Eine Kaskade von missratenen Armeereformen ist mitverantwortlich, dass die Armee heute nur noch der Schatten von dem ist, was sie einst darstellte.

Augenfällig ist dies bei den Beständen, die auf einen Sollbestand von 100 000 Mann heruntergefahren wurden. Ginge es nach den Vorstellungen der Linken, hätte man in den letzten Jahren noch mehr Armeeingehörige ausgemustert. Dabei zwingt gerade die bewaffnete Neutralität das Land seit je, seine Verteidigung aufwendig und selbständig zu organisieren. Für die Linke war bislang aber beides unwichtig, Neutralität wie Armee. An dem dürfte auch der Ukraine-Konflikt nicht viel ändern.



# DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.  
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

# Meine abenteuerliche Reise nach Kiew

Vor Ort ist die Lage erstaunlich ruhig. Aber der Krieg hat gerade erst begonnen. Die Russen setzen vermehrt auf schwere Artillerieangriffe.

*Kurt Pelda*

*Kiew*  
**V**or der polnischen Grenze stauen sich die Autos der Flüchtlinge auf mehr als dreissig Kilometern. Es ist pechschwarze Nacht, nur wenige Strassenlaternen brennen. Autobusse, die Ausländer evakuiert haben, fahren leer zurück, nachdem sie ihre Menschenfracht abgeladen haben. Unter den Flüchtlingen hat es auch viele Afrikaner, die, zum Teil in Decken gehüllt, in der Kälte frieren. Einheimische erzählen, dass sie in der Ukraine studiert hätten und sich nun eine neue Bleibe suchen müssten. In der Menschenmenge lässt sich sogar ein Mann mit einem blauen Sikh-Turban ausmachen.

Wenn die Flüchtlinge in den Abdeckungsbereich des polnischen Mobilfunknetzes geraten, erhalten sie eine Kurznachricht, die ihnen freie Einreise ohne bürokratische Hürden verspricht. Polens Solidarität ist überwältigend. Junge Männer und Frauen stehen mit Leuchtwesten an der Grenze und verteilen Kleider, Essen, Suppen und warme Getränke. Die polnischen Staatsbahnen stehen den Flüchtlingen gratis zur Verfügung. Laut dem Uno-Flüchtlingshochkommissariat sind inzwischen mehr als 700 000 Menschen in die Nachbarländer geflüchtet, der grössere Teil davon nach Polen.

## **Pechschwarze, eisige Nacht**

Nur wenige Fahrzeuge bewegen sich dagegen ins Landesinnere, wo sich rund 550 Kilometer entfernt die Hauptstadt Kiew befindet. Von Polen kommend, habe ich die Grenze zu Fuss überquert, mitten in einer pechschwarzen, eisigen Nacht. Die Fahrbahn in Richtung Polen ist auf mehr als dreissig Kilometern mit Autos von Flüchtlingen verstopft. Mir bleibt nur noch Autostopp. Das fünfte Fahrzeug, ein Minibus, hält an. Der Fahrer erbarmt sich und bietet mir einen Sitzplatz an. Die Kabine ist warm, und die Scheiben sind beschlagen. Gefüllt ist der Bus mit Kriegsfreiwilligen, fast alles junge Ukrainer, die im Ausland gelebt haben und nun nach Hause wollen, um sich zu bewaffnen und zu kämpfen.



*Hier herrscht jetzt plötzlich Krieg: Kiew, 1. März 2022.*

Einer von ihnen ist Artem, ein Fallschirmspringer und Stuntman, der noch vor wenigen Tagen im brasilianischen Rio de Janeiro weilte. Er hat schon 2014, nach Russlands Überfall auf die ukrainische Krim, in der Armee gedient und will sich dieser nun wieder anschliessen.

*Das fünfte Fahrzeug, ein Minibus, hält an. Der Fahrer erbarmt sich und bietet mir einen Sitzplatz an.*

Bei einem Zwischenhalt in den USA hat er sich eilig eine Splitterschutzweste und dazu zwei schussichere Stahlplatten gekauft.

In Lwiw (ehemals Lemberg) wird es nötig, eine neue Transportmöglichkeit zu suchen. Eine ukrainische Apothekerin in der Schweiz hat eine Freundin in der Stadt mobilisiert, damit sie mir hilft. Diese wiederum schaltet

eine Aktivistin ein, die in einem zivilen Netzwerk Transportmöglichkeiten und Unterkünfte für Flüchtlinge organisiert – alles über soziale Medien. Die Frau kennt mich nicht, schliesst mich aber mit Dmitro kurz, der einen kleinen Hyundai besitzt. Dmitro will selber nicht kämpfen, aber dennoch Hilfe leisten. Er plant, eine krebskranke Frau, der die Medikamente auszugehen drohen, aus Kiew zu evakuieren. Auf dem Hinweg ist er gerne bereit, einen jungen Kriegsfreiwilligen und mich mitzunehmen.

## **Schweizer Pass wirkt Wunder**

Die Fahrt führt durch eine weitere kalte Nacht mit vereinzelt Schneefällen. Bei den meisten Ortschaften versperren Strassensperren aus Betonblöcken und weissen Sandsäcken den Weg. Junge Burschen mit gelben Leuchtwesten kontrollieren den Verkehr, die älteren



von ihnen sind manchmal mit zweiläufigen Jagdflinten bewaffnet. Es stellt sich schnell heraus, dass mein internationaler Presseausweis, kombiniert mit dem Schweizer Pass, Wunder wirkt. Dmitro beschliesst deshalb, mich ans Steuer zu setzen, damit wir die Kontrollposten einfacher passieren können.

Wegen eines Luftangriffs auf die Stadt Schytomyr müssen wir einen grossen Umweg nach Süden machen. Von der ukrainischen Armee

### Eine Fahrt durch die westlichen Viertel von Kiew offenbart nur wenig Zerstörung.

ist hier nicht viel zu sehen, nur einmal passieren wir eine Artillerieeinheit. Am frühen Morgen kommen wir in der Region von Kiew an und finden Unterschlupf bei Olena, einer Bekannten von Dmitro. Aber bevor wir schlafen gehen, füllen wir den Benzintank zur Hälfte mit einem mitgebrachten Kanister auf.

Treibstoff ist ein Problem, aber kein unlösbares. Die meisten Tankstellen sind geschlossen, und vor den wenigen geöffneten bilden sich lange Schlangen. Aber auch hier wirkt der Presseausweis. Ein Polizist überredet den Tankwart, uns zu helfen. Selbst den Kanister dürfen wir wieder auffüllen. Bezahlt wird mit Kreditkarte. Es wirkt immer noch surreal, wenn die Zahlungssysteme funktionieren, als ob alles normal wäre. Äusserlich unterscheidet sich die Ukraine zum Beispiel nur wenig vom Osten Deutschlands mit seinen Plattenbauten. Doch hier herrscht jetzt plötzlich Krieg. Das hatten selbst viele Ukrainer vor wenigen Tagen noch für unmöglich gehalten.

### Den Rest erledigten Hinterhalte

Auf dem Weg nach Kiew passieren wir einen Flugplatz. Die Piste ist mit Fahrzeugen und Geräten blockiert, damit die Russen hier nicht einfach landen können. Es gab mehrere Luftlandeoperationen, die wichtigste wohl beim Kiewer Frachtflughafen Hostomel. Wie die meisten russischen Aktionen in den ersten Kriegstagen war aber auch dieser Angriff kein grosser Erfolg.

Von Weissrussland kommend, stiessen russische Truppen zwar auf Kiew vor, offenbar aber ziemlich unkoordiniert. Lange Fahrzeugkolonnen stauten sich auf den Strassen nördlich und östlich der Hauptstadt, ohne dass wirksame Flugabwehrsysteme in Stellung gebracht wurden. Die Russen nahmen Militärflugplätze und ukrainische Kampfflugzeuge am Boden anfänglich zwar mit ballistischen Raketen und Marschflugkörpern unter Beschuss. Aber die ukrainische Luftwaffe wurde nicht vollständig ausser Gefecht gesetzt – im Gegenteil. Von der Türkei gelieferte Bayraktar-Drohnen konnten deshalb Nachschubkonvois und

sogar Züge, beladen mit Treibstoff, angreifen und vernichten. Manchen russischen Panzerbesatzungen ging so mitten auf der Strasse der Diesel aus. Schwere Panzerhaubitzen blieben im Morast stecken.

Den Rest erledigten Hinterhalte. Die Ukrainer lauerten den russischen Kolonnen auf und beschossen sie mit Lenkwaffen. Da wäre zum Beispiel die amerikanische Javelin-Rakete. Es reicht, dass der Schütze mit dem geschulterten Geschoss einen Panzer ins Visier nimmt. Nach dem Abschuss lenkt sich die Javelin selber in ihr Ziel, auch wenn sich dieses bewegt. Im Endanflug macht die Rakete einen Bogen in die Höhe und trifft den Panzer anschliessend von oben, also da, wo die Panzerung am dünnsten ist. Auch britische NLAW-Lenkwaffen, für kürzere Entfernungen gedacht, erwiesen sich als sehr wirkungsvoll.

### Russen ändern Taktik

Das Kernstück der russischen Bodenverbände bilden immer noch alte Kampfpanzer vom Typ T-72. Die Streitkräfte haben diese zwar modernisiert und unter anderem mit Reaktivpanzerung versehen. Dabei werden zum Beispiel Kacheln aus Sprengstoff aussen angebracht. Diese explodieren beim Aufschlag eines Geschosses und schleudern diesem eine Stahlplatte entgegen. Das soll das Risiko eines Totalschadens verringern. Angesichts der grossen Verluste an russischen Kampfpanzern ist allerdings davon auszugehen, dass die westlichen Panzerabwehrwaffen den russischen Stahlkolossen in Hinterhalten klar überlegen sind. Selbst Molotowcocktails, mit Benzin gefüllte Flaschen, die an fast jeder Strassensperre in grosser Zahl auf ihren Einsatz warten, haben offenbar vereinzelt Schützenpanzer ausser Gefecht gesetzt.

Erklärbar ist das alles nur mit zwei wichtigen Faktoren: Entgegen ihrem Standardvorgehen, wie wir es zum Beispiel von Tschet-

schenien oder Syrien her kennen, haben die Russen ihre eindrucksvolle Artillerie zu wenig bei der Vorbereitung ihrer Angriffe eingesetzt. Weil es gerade in der Region von Kiew keinen Dauerbeschuss mit Raketen und Granaten gab, überlebten die ukrainischen Panzerabwehrschützen und konnten so ungehindert Hinterhalte vorbereiten. Inzwischen mehren sich aber die Anzeichen, dass die Russen ihre Taktik ändern. Aus Charkiw, nach Kiew die zweitgrösste Stadt des Landes, werden inzwischen schwere Artillerieangriffe gemeldet. Ihnen sollen auch zahlreiche Zivilisten zum Opfer gefallen sein.

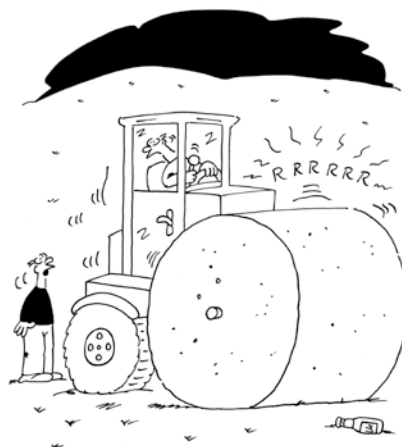
Der zweite Faktor ist der bloss zögerliche Einsatz der russischen Luftwaffe. Ob das mit den inzwischen bei den Ukrainern recht weit verbreiteten amerikanischen Stinger-Luftabwehrraketen zu tun hat, ist unbekannt. Jedenfalls hat der Kreml das grosse Besteck bisher kaum eingesetzt. Das kann zum Beispiel mit der Furcht zusammenhängen, dass eigene moderne Kampffjets abgeschossen würden. Vielleicht wollte man aber auch verhindern, dass Bilder von systematisch zerstörten Wohnvierteln und Hunderten ziviler Opfer die Weltöffentlichkeit noch mehr gegen Russland aufbringen.

In Syrien konnte die russische Luftwaffe dagegen ungestraft und systematisch Spitäler und andere zivile Ziele angreifen. Es klingt hart, ist aber eine Tatsache: Wenn es um muslimische Araber geht, ist die westliche Solidarität sehr begrenzt. Weisse Christen wie die Ukrainer liegen den Europäern eher am Herzen. Jedenfalls wollte der Kreml – zumindest in einer ersten Phase – offenbar nicht so brutal vorgehen wie in Syrien oder Tschetschenien. Doch das könnte sich jetzt ändern. Der Krieg hat gerade erst begonnen.

### Überall sind Soldaten

Eine Fahrt durch die westlichen Viertel von Kiew offenbart nur wenig Zerstörung. Ein Hochhaus wurde von zwei Raketen oder Granaten getroffen. Ein grosser Teil der Bevölkerung ist allerdings geflüchtet, und auf den Strassen hält sich das Verkehrsaufkommen in Grenzen. Die meisten Geschäfte sind geschlossen. Vor den wenigen geöffneten Supermärkten stehen die Menschen geduldig Schlange. Nach wie vor gibt es Strom und Wasser, doch die Müllabfuhr scheint zumindest vereinzelt ausgefallen zu sein.

Überall sind Soldaten, Milizionäre und Polizisten postiert. Unzählige Strassensperren durchziehen die Stadt. Unter Autobahnbrücken haben die Ukrainer gepanzerte Fahrzeuge in Sicherheit gebracht. Die Lage wirkt im Moment angespannt, aber ruhig und erstaunlich geordnet. Entgegen manchen Medienberichten war Kiew am Dienstag nicht eingeschlossen.



„Ist wohl das erste Mal, dass du eine Bierflanze ohne Öffner öffnest?!“

# Sehnsucht nach ein bisschen Sonderfrieden

Wäre es nicht an der Zeit oder klüger, der Welt ade zu sagen, wenn es im Dasein harzt?



*Balance zwischen der Leichtigkeit und der Schwere der Welt und des eigenen Ichs.*

Irgendwann in einem Leben, oder vielleicht immer wieder, wenn es im Dasein harzt und die Welt sich noch mehr als sonst wie ein gewalttätiges Tollhaus aufführt, stellt sich die Frage, ob es nicht an der Zeit oder klüger wäre, ihr ade zu sagen und einen Sonderfrieden zu schliessen, der einen selbst mit einschliesst. Einfach all die inneren und äusseren kleineren und grösseren Gefechte, all das Gezänk, all die Krisen- und Kriegsherde, all das viele Sinnvolle und das noch häufigere Sinnlose, all die gelegentlich aufkeimenden Freuden auch, all das existenzielle Vorsichhindümpeln hinter sich zu lassen und an einem schönen Ende der Welt, an dem Camus' zärtliche Gleichgültigkeit der Welt so sanft ist, wie eine Frühlingsbrise einen seidenen Vorhang bewegt, nur den Strömungen des ureigenen Kosmos ausgeliefert zu sein.

Jeden Kontinent, jedes Land, jede Insel, die ich besuchte, prüfte ich auf ihre Fähigkeit, ob sie ein Refugium meines Sonderfriedens sein könnte. Ich fand nur ganz wenige, zu meinem eigenen Erstaunen. Entweder war es nicht weit weg genug, so dass der innere Seismograf die Beben des Weltenlaufs noch wahrnahm. Oder, wenn die Welt der Menschen dann tatsächlich so weit weg war wie ein Stern am Himmel, war die Natur des Ortes so fordernd, dass man alle Hände voll zu tun hatte, das eigene Überleben abzusichern.

So war mir klar geworden im Laufe der Zeit, dass alles Wesentliche nur in einem aus-

balancierten Transfer die Möglichkeit in sich birgt, eine Losgelöstheit zu schaffen, die als Freiheit von allem empfunden werden kann. Ich war eine Zeitlang dort, wo viele ein Paradies verorten, auf den Inseln Mikronesiens, aber hinter seiner Paradiesfassade faulte es, da waren Alkoholismus, harte Drogen, und viele seiner Einwohner sehnten sich nach den vermeintlichen Annehmlichkeiten der Industrienationen, also Autos, Kühlschränke, die gecrushtes Eis spenden, Edelboutiquen, schicke Restaurants und Kreditkarten mit grosszügiger Limite. Sie hätten es satt, zu leben wie Wilde, sagten sie.

Ich zog mich weiter zurück, auf die Inseln ganz am Rand des Atolls, in kleine Hütten aus gebleichtem Holz mit absplitternden Farben und Wellblechdächern, und ich lebte sorglos meinen Sonderfrieden, kaufte da und dort von Fischern einen Fisch, kochte Reis, lag unter Palmen, lernte Kokosnüsse zu öffnen und wartete darauf, dass meine Welt Besitz von mir nehmen würde und ich mir selbst genug wäre. Ich begann mich zu langweilen. Das Paradies, so schien mir, ist im Grunde ein abwechslungsarmer Ort, dessen Sprache schnell verstummt. Jeden Tag floh die Welt ein Stück mehr, und jeden Tag wurde die Sehnsucht nach ihr drängender, wurde sie verheissungsvoller.

Nach drei Wochen packte ich meinen Rucksack und machte mich davon, nach Manila, versank in seinen Wirrungen und seinem

Wahnsinn, seinen Bars, seinem Lärm, seiner Hitze, seinen Menschen, lag oft betäubt in Hotelzimmer zwischen Traum, Albtraum und Wirklichkeit und sehnte mich zurück zu meiner Palme, unter der ich oft gelegen hatte, zu meiner Hängematte unter dem Wellblech, zum Anblick der Fischer fern auf dem Meer.

So erging es mir mit jedem Versuch nach ein bisschen Sonderfrieden, bis ich endlich begriffen hatte, dass es das eine ohne das andere nicht gibt, was ich schon längstens hätte begreifen müssen, weil es so simpel ist; kein Licht ohne Schatten, kein Glück ohne Unglück, keine Schönheit ohne Hässlichkeit, keine Liebe ohne Schmerz, keine Welten ohne Welt, keinen Frieden ohne Krieg.

Wahrscheinlich widerspiegelt diese Ambivalenz von allem nur das kosmische Wesensprinzip; dass alles gleichzeitig Materie und Antimaterie ist, dass alles miteinander verbunden ist und ineinander übergeht. Nur die menschliche Sehnsucht ist es, die jenseits des Untrennbaren einen Ort erhofft, an dem stets die Sonne scheint.

Was uns bleibt, um in die Sphären des Seelen- und Sonderfriedens zu gelangen, ist das Finden einer Balance zwischen der Leichtigkeit und der Schwere der Welt und des eigenen Ichs. Irgendeinen Schwebezustand, bei dem gleichzeitig die Füsse den Kontakt zum Boden nicht verlieren. Das ist nicht leicht, solange die Welt so strauchelt wie gerade eben.



## PERSONENKONTROLLE

# Tschirky, Rimoldi, Bigler, Matter, Vincenz, Grütter, Trump, Clinton, Armani, Selensky



*In Sicherheit:* SRF-Reporterin Tschirky.

**Luzia Tschirky**, Ausreislerin, berichtet über den Ukraine-Konflikt wieder aus dem sicheren Studio in Zürich. Die SRF-Russlandkorrespondentin hatte am Wochenende die Hauptstadt Kiew fluchtartig verlassen. Während alle anderen wichtigen Sender weiter auf eigene Journalisten setzen, steht SRF jetzt ohne eigenen Berichterstatter da. Die derzeitige «Journalistin des Jahres» denkt offensichtlich gar nicht mehr daran, wieder aus dem Kriegsland zu berichten. Sie habe ihren Helm und ihre Schutzweste gleich beim Grenzübertritt nach Polen einer Frau abgegeben, erklärte die junge Reporterin. (*odm*)

**Nicolas A. Rimoldi**, Querkopf, zeigt sich besorgt darüber, dass das Bundesamt für Gesundheit (BAG) noch keine Corona-Verhaltensregeln für den Kriegsfall erlassen habe. Da die Schweiz Sanktionen gegen Russland verhängt habe, sei man nun Kriegspartei und müsse mit Vergeltungsmassnahmen Russlands rechnen. Der Vordenker der Anti-Corona-Massnahmen-Bewegung «Mass-Voll!» will darum vom BAG wissen, welche Corona-Regeln im Atombunker gelten, ob man dort eine Schutzmaske tragen muss und ob es eine Zertifikatspflicht gibt. Wir sind gespannt auf die Antworten. (*hmo*)

**Hans-Ulrich Bigler**, Stoiker, lässt sich durch Journalistenfragen nicht aus der Ruhe bringen. Der freisinnige Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes trat am Dienstag im Rahmen eines überparteilichen Komitees an einer Medienkonferenz auf, wo die von SVP-Nationalrat **Thomas Matter** angekündigte SRG-Initiative vorgestellt wurde. Diese will die SRG-Gebühren von 335 auf 200 Franken senken und sämtliche Firmen von den Zwangsgebühren befreien. Auf die spitze Frage von SRG-Mann Gion-Duri Vincenz, ob Bigler jetzt



*Silenzio:* Modeschöpfer Armani.

als Privatmann oder für den Gewerbeverband spreche, antwortete der gebürtige Berner ungerührt: «Für den Gewerbeverband.» (*mö*)

**Frank Grütter**, Debattierer, musste diese Woche einen regelrechten Medienansturm bewältigen. Der Chef der Abteilung Uno des Aussendepartements erklärte rund zwanzig Journalisten, weshalb er und seine Leute unbedingt wollen, dass die Schweiz im Sommer Mitglied des Uno-Sicherheitsrats wird. Während die Medienschaffenden sich für das Thema «Chancen und Risiken eines Mitmachens» interessieren, verweigert sich das Parlament der Diskussion. Es will am 10. März über die wichtige Frage nur eine dreissigminütige Debatte zulassen. (*odm*)

**Donald Trump**, Stehaufmännchen, will es offenbar noch einmal wissen. «Wir haben es zweimal gemacht, und wir werden es nochmals tun», verkündete der Ex-Präsident und spielte damit auf eine erneute Kandidatur 2024 an. Es könnte ein *rematch* gegen eine alte Gegnerin werden. Denn bei den Demokraten ist wieder **Hillary Clinton** im Gespräch. (*ky*)

**Giorgio Armani**, Schneider, protestiert still. Im Andenken an das ukrainische Volk liess der Modeschöpfer bei seiner letzten Show in Mailand die Models ohne Musik über den Laufsteg gehen. Auf's Geschäft muss er freilich nicht verzichten: Italienische Designermode ist von den EU-Sanktionen ausgenommen. (*ky*)

**Wolodymyr Selensky**, Kriegsheld, wird unerwartete Ehre zuteil. Die afghanischen Taliban haben den ukrainischen Präsidenten quasi zum Ehrenmitglied erkoren. Wer so tapfer gegen die Russen kämpft wie einst die Mudschahedin in Afghanistan, muss einer der Ihren sein. (*ky*)

## Menschlichkeit in Ungarn und Polen

Es gab keine Diskussionen. Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán öffnete seine Grenzen sofort sperrangelweit. Nach wenigen Tagen schon hat Ungarn gegen 80 000 Flüchtlinge aus der Ukraine aufgenommen. In Polen tat Präsident Andrzej Duda das Gleiche. Hier fanden in kurzer Zeit gegen 100 000 Ukrainer Asyl.

In Polen wie in Ungarn gab die Regierung ohne juristische Vorbehalte umgehend grünes Licht für eine massive Einwanderung.

Polen und Ungarn sind bekanntlich die Lieblingsfeinde der EU und deren administrativen Machtzentren in Brüssel und Berlin. Seit Jahren drischt die EU auf sie ein, weil sie die falsche Immigrationspolitik haben und damit die falschen Werte in dieser noblen Wertegemeinschaft. Beide Länder sind aus EU-Sicht ein Abschaum



*Werte:* Ministerpräsident Orbán

der Menschheit, weil sie sich weigern, junge, männliche Wirtschaftsflüchtlinge aus Nordafrika und Nahost bedenkenlos aufzunehmen.

### Theoretische Diskussionen

Und nun das. Während EU-Staaten wie Deutschland und Italien tagelang theoretische Diskussionen führten, ob sie zuckersüsse oder etwas schärfere Sanktionen gegen Russland verhängen sollten, gingen Ungarn und Polen zur Sache. Sie leisteten das, was am dringendsten war: humanitäre Hilfe mit offenen Grenzen. Nach dem Ukraine-Krieg wird es für die EU ziemlich schwierig werden, Ungarn und Polen weiterhin als die Wertlosen ihrer Wertegemeinschaft zu beschimpfen.

*Kurt W. Zimmermann*

## MÖRGELI

### Vorbild von Fall zu Fall

Für ein Selfie mit dem neuen deutschen Bundeskanzler Olaf Scholz jetteten die SP-Grössen Cédric Wermuth, Fabian Molina und Jon Pult extra nach Berlin. Obwohl Wermuth zuvor noch ein Verbot sämtlicher Europaflüge gefordert hatte. «Es ging diesmal einfach nicht anders», entschuldigte Pult das klimaschädliche Verhalten der drei Berlin-Wallfahrer.

Cédric Wermuth äusserte sich tief beeindruckt über die SPD: «Sie hat sich in einer Präzision erneuert, die vorbildlich ist, und zeigt, dass sozialdemokratische Politik noch mehrheitsfähig sein kann.» Und Fabian Molina betonte: «Die SP und die SPD arbeiten seit Jahren eng zusammen. Wir tauschen uns über wichtige Themen aus.»

Vorbild, Erneuerung, Themenaustausch: Diese Stichworte sind angesichts der letzten Ukraine-Rede des deutschen Kanzlers interessant. Olaf Scholz sagte wörtlich: «Wir müssen deutlich mehr investieren in die Sicherheitspolitik unseres Landes.» Das Ziel sei «eine leistungsfähige, hochmoderne, fortschrittliche Bundeswehr, die uns zuverlässig schützt». Trotz dieses Wehrbekenntnisses der SPD verlangen unsere Sozialdemokraten in ihrem Parteiprogramm: «Die SP setzt sich für die Abschaffung der Armee ein. Bis dieses Ziel erreicht ist, soll die Schweizer Armee massiv ab- und umgebaut werden.»

Während die SP Schweiz den Kauf des neuen Kampfflotts per Referendum verhindern will, sagt Olaf Scholz: «Wir brauchen Flugzeuge, die fliegen, Schiffe, die in See stechen, und Soldatinnen und Soldaten, die für ihre Einsätze optimal ausgerüstet sind.» Während unsere SP die Armee bis zum Verschwinden totsparen will, meint der deutsche Bundeskanzler: «Aber machen wir uns nichts vor: Bessere Ausrüstung, modernes Einsatzgerät, mehr Personal, das kostet viel Geld.» Scholz will den Verteidigungshaushalt zu den 47 heutigen Milliarden mit hundert zusätzlichen Milliarden Euro ausstatten. Ist die SPD unserer SP tatsächlich ein Vorbild an Erneuerung und Themenaustausch, muss Cédric Wermuth für die Schweiz jetzt 14,7 Milliarden Franken Armeebudget fordern. Sonst entblösst sich der Vorredner als Vorschwätzer.

Christoph Mörgeli

# Schlafwandelnd in den grossen Krieg

EU-Chefin Ursula von der Leyen spielt mit dem Feuer.  
Ihr Kurs könnte Europa in den Abgrund führen.

Wolfgang Koydl

Die Dame verbringt in den letzten Tagen viel Zeit am Telefon. Mal spricht sie mit dem Nato-Generalsekretär, mal mit US-Präsident Joe Biden, mal mit dem ukrainischen Staatschef Wolodymyr Selenskyj. Eigentlich steht Ursula von der Leyen als Chefin der EU-Kommission so viel aussenpolitischer Bewegungsspielraum gar nicht zu. Aber sie setzt sich darüber hinweg – und kommt inzwischen immer häufiger damit durch.

Ursprünglich erntete sie Kopfschütteln, als sie nach dem Telefonat mit Selenskyj einen möglichst raschen EU-Beitritt der Ukraine in Aussicht stellte. Der hatte feierlich vor Kameras einen Aufnahmeantrag unterschrieben. Formlos, aber eben auch rechtlich bedeutungslos.

Von der Leyen hingegen war ganz angetan: «Wir wollen sie drin haben», sagte sie über die Ukraine, ganz in Feldherrenpose. Kritik an ihrem Alleingang verstummte rasch. Auch der zunächst skeptische Ratspräsident Charles Michel schwor im EU-Parlament, dass auch die Mitgliedsstaaten ein Aufnahmeverfahren beschleunigen würden.

### Historische Rolle der Schweiz

Damit schraubt die EU, einst Friedensnobelpreisträgerin, die Eskalationsspirale gefährlich weit nach oben. Fahrlässig vermischt sie politische, militärische und wirtschaftliche Sanktionen gegen Russland und beraubt sich jeder Möglichkeit einer Abstufung. Viele ihrer Strafmassnahmen, vor allem das Einfrieren der Devisenguthaben der russischen Zentralbank, werden von Moskau als existenzbedrohend gesehen. Aus einem Wirtschaftskrieg könne bald ein heisser Krieg werden, warnte Putin.

Der kann schneller kommen, als man denkt – und ein Auslöser versteckt sich im Lissabon-Vertrag der EU von 2009. Jeder kennt den Beistandsartikel 5 der Nato, doch niemandem ist Art. 42 Abs. 7 dieses EU-Vertrags bekannt: «Im Falle eines bewaffneten Angriffs auf das Hoheitsgebiet eines Mitgliedsstaates schulden die anderen Mitgliedsstaaten ihm alle in ihrer Macht stehende Hilfe und Unterstützung.»

Diese Beistandsklausel ist bewusst vage formuliert, so dass auch neutrale Länder wie Österreich oder Finnland militärische Hilfe leisten könnten. Sie kann eine verhängnisvolle Kettenreaktion auslösen, so wie 1914, als ein gesättigtes Europa Schritt für taumelnden Schritt in den Untergang schlafwandelte.

Viele westliche Politiker sind unerfahren, und so gut wie alle gehören einer Generation an, in der Probleme relativiert wurden: Ist nicht sowieso alles irgendwie virtuell? Diese Politiker verwechselten die internationale Bühne mit einem Streichelzoo und finden sich in einem Raubtiergehege wieder. Man muss nur in ihre Gesichter sehen, um zu erkennen, wie die grausame Erkenntnis langsam dämmert.

Der Schweiz kommt in dieser Situation eine historische Rolle zu: Sie muss neutral bleiben, damit es wenigstens ein Land gibt als Plattform für künftige Gespräche, Vereinbarungen und Verständigungen. Wenn alles vorbei ist.



# Schreddert Putin-Freund Trump die Nato?

Die meisten von uns – auch ich – haben sich in Putin getäuscht. Und Putin hat sich verkalkuliert.



Die Welt steht kopf. Vieles verändert sich rasend schnell. Wohin geht die Reise? Niemand weiss es so genau.

Es gab für die Ukraine nur zwei Regenschirme gegen das real existierende Russland. Die Nato oder die EU. Die Ukraine wollte nicht so recht. Und man wollte sie nicht so recht.

Für Donald Trump – der auch in der Schweiz zahlreiche Freunde hat – ist Putin genial und schlau. Ueli Maurer lobt Putins Aussenminister Sergei Lawrow über den Klee. *Henusode*. Trump wollte und will aus der Nato Gurkensalat machen. Gewinnt er die nächsten Präsidentenwahlen? Es ist nicht auszuschliessen. Damit wäre der Regenschirm Nato schon mal weg.

Europa war bisher ein Protektorat der USA. Emmanuel Macron ist dies schon lange ein Dorn im Auge. Er will eine europäische Armee unter Führung der Atommacht Frankreich aufbauen. Sie soll die EU auch ohne Nato zu einem militärischen Machtfaktor machen.

Dank Putin kommt Macron seinem Ziel einen Schritt näher. Dank Putin wird er die nächsten Präsidentenwahlen locker gewinnen. In Kriegzeiten gehen die Menschen keine Risiken ein.

Die Deutschen ihrerseits werden massiv aufrüsten und 100 Milliarden Euro zusätzlich in ihre Armee stecken. Finanziert wird dies aus einem weiteren, nebulösen Sondervermögen. Im Klartext: Deutschland und sein Finanzminister Christian Lindner müssen und werden mehr Schulden machen. Viele befürchten eine wirtschaftliche Stagnation. Das Gegenteil dürfte richtiger sein: etwas Aufschwung dank schuldengetriebenem Militär-Keynesianismus. Hatte schon Ronald Reagan so gemacht.

Polen und Ungarn sind bisher Brüssel auf der Nase herumgetanzt. Viktor Orbán drohte gar mit dem Austritt aus der EU. Er machte Putin schöne Augen. Jetzt macht er – wie Polen – bei den Sanktionen mit. Und sowohl die Polen wie die Ungarn werden sich hüten, Brüssel weiterhin zu ärgern. Die Menschen in beiden Ländern wollen die EU als Regenschirm behalten.

Der Druck von aussen homogenisiert die EU. Diese wird der Schweiz, die total besoffen das Rahmenabkommen versenkt hat, keine Zugeständnisse machen.

Boris Jelzin warf die untergehende Sowjetunion den Oligarchen zum Frass vor. Unter Putin

*Die CIA weiss längst, wo die Plünderer sich verstecken und wer sie versteckt.*

durften die feinen Herren weiterplündern. Bedingung: Sie mussten seine Partei und ihn unterstützen. Wer nicht mitmarschierte, landete im Gefängnis oder unter einem Grabstein.

Etwa ein Drittel der Vermögen, welche die Putin-treuen Oligarchen im Ausland lagern, bunkerten sie in der Schweiz. 80 Prozent ihrer Rohstoffgeschäfte wickelten sie vorab über Zug und Genf ab. Letzte Woche teilte uns der Bundesrat mit, die Schweiz werde keine Sanktionen ergreifen, aber verhindern, dass Sanktionen über unser Land umgangen würden.

Für wie dumm hielten unsere Bundesrätinnen und Bundesräte vor acht Tagen die USA und die EU? Am Montag knickte der Bundesrat bereits

wieder ein. Nun werden russische Vermögen teilweise eingefroren.

Das ist nicht das Ende der Fahnenstange. Die amerikanischen Demokraten machen jetzt Jagd auf russische Oligarchen und ihre Vermögen. Ins Visier nehmen sie vorab die Schweizer Banken, die Schweizer Rohstoffhändler und die Schweizer Treuhänder. Die CIA weiss längst, wo die Plünderer sich verstecken und wer sie versteckt.

Eine der ersten Zielscheiben: In der Schweiz leben mehr als 6000 Pauschalbesteuerte. Sie zahlen weniger Steuern als alle Normalsterblichen. Unter ihnen gibt es knapp tausend russische Millionäre und Milliardäre. Die Yankees werden die Pauschalbesteuerung knacken wie einst das Bankgeheimnis. Die Baby-Klappe der *Süddeutschen Zeitung* freut sich auf Nachschub.

Russland hat wenig Schulden, dazu viel Gold und viele Dollars gebunkert. In der Politik gilt: *It's the economy, stupid*. Das Bruttoinlandprodukt des grössten Landes der Welt ist nur doppelt so gross wie jenes der kleinen Schweiz. Russland ist militärisch ein Gigant, aber ökonomisch – verglichen mit China – ein Vorgartenzwerg. In der Kriegskasse hortet Putin weniger Geld als Jordan in den Tresoren der Schweizer Nationalbank. Das ist schnell weg.

Imperien – auch Scheinriesen – scheitern an Überdehnung. Putin ist ein KGB-Mann. Und somit ein Mann des Apparats. Wer versagt, wird vom Apparat entmachtet. Die Restlaufzeit von Putin ist deshalb begrenzt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Friedensinsel Schweiz

Bundesräte und Parlamentarier gehen liederlich mit ihrem Verfassungsauftrag um. Unser Staat ist keine moralische Anstalt, sondern hat das Recht zu wahren und zu setzen.

*Christoph Mörgeli*

Die Schweiz hat seit einem halben Jahrtausend eine erstaunliche Fähigkeit entwickelt, im Schatten rivalisierender Grossmächte eine Nische für ihr nationales Dasein zu finden. Die Neutralität unseres Kleinstaates hat sehr wenig mit Ideologie oder mit Idealismus zu tun, aber sehr viel mit der Lebenswirklichkeit. Wenn sich der grössere Bruder auf dem Pausenplatz mit einem Gleichaltrigen prügelt, hält sich der kleinere Bruder mit geringeren Körperkräften zu seinem Vorteil von diesen Auseinandersetzungen fern. Er könnte sich bei einer Einmischung im besten Fall eine blutige Nase holen.

## Ganz eigenes Gepräge

Ungeachtet solcher persönlichen Kindheits-erlebnisse erfreut sich die schweizerische Neutralität gegenwärtig bei den sogenannten führenden Kreisen von Politik, Medien und Gesellschaft keiner grossen Wertschätzung. Die Lebenswirklichkeit scheint schwer aufzukommen gegen laut ausgestossene Parolen von internationaler Solidarität, gerechtem Krieg und kollektiver Sicherheit. Die Neutralität wird nicht mehr ertragen als das, was sie für viele Generationen von Schweizern war: die legitime Schlaueit, mit welcher der machtlose Kleinstaat neben den Grossmächten überleben wollte.

Die gegenwärtigen Neutralitätsnöte sind umso erstaunlicher, als niemand angesichts der historischen Erfahrung ernstlich bestreiten wird, dass es sich bei der schweizerischen Neutralität um ein Erfolgsmodell handelt. Der Bund der Eidgenossen hätte die ersten Anfänge kaum überstanden, wenn die Orte nicht ein gegenseitiges «Stillesitzen» und Vermitteln im Krisenfall beschlossen hätten. Später hätte unser konfessionell, ethnisch und kulturell gespaltenes Land ohne Neutralität angesichts von Religionskriegen und Zusammenschlüssen unserer Nachbarländer zu grossen National-



*Die schweizerische Neutralität ist dauernd.*

staaten nicht überleben können.

Schon aus Schriftquellen des 15. Jahrhunderts lässt sich ohne weiteres nachweisen, dass sich die Mitglieder des eidgenössischen Bundes im Falle von Konflikten zwischen den Orten zur Nichteinmischung verpflichtet haben. Die Niederlage von Marignano bewirkte 1515 den Zusammenbruch der europäischen Machtpolitik der Eidgenossen. Dank der Staatsmaxime Neutralität blieb die Schweiz vom dreissigjährigen Religionskrieg und von den nachfolgenden europäischen Erbfolgekriegen verschont.

Die erste offizielle Neutralitätserklärung der Tagsatzung stammt vom 28. März 1674. Nach der Französischen Revolution und im Strudel der Napoleonischen Kriege geriet die Schweiz in die schlimmste Neutralitätskrise ihrer bisherigen Geschichte. Die Franzosen wie die gegen sie verbündeten Alliierten machten das Land zum Kriegsschauplatz und zur Besatzungszone. Interessanterweise ging die schweizerische Neutralität aus dieser Krise gestärkt hervor: Am 20. November 1815 erreichte die Schweiz die völkerrechtliche Anerkennung ihrer Neutralität. 1907 wurde das noch heute gültige Neutralitätsrecht auf der Haager Konferenz in zufriedenstellender Weise völkerrechtlich kodifiziert. In

den beiden Weltkriegen erreichte die neutrale Schweiz, dass die Kriegführenden ihre Grenzen respektierten – freilich nicht ohne grosse entsprechende Wehranstrengungen, die für den Staat wie für seine Bürger eine enorme Belastung darstellten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Neutralität in den ersten drei Jahrhunderten vor allem im Dienst der Innenpolitik stand, in den letzten zwei Jahrhunderten dagegen im Dienste der Aussenpolitik. Die Schweiz hat die Neutralität

nicht erfunden, ihr aber in verschiedener Hinsicht ein ganz eigenes Gepräge gegeben.

Ihr Neutralitätsstatus unterscheidet sich grundlegend von dem anderer Staaten. Die schweizerische Neutralität ist dauernd; seit 1815 spricht man daher staatsrechtlich von einer «neutralité perpétuelle». Die Tradition der schweizerischen Neutralität kann ihre Wirkung bei den Nationen nur behalten, wenn sie ununterbrochen fortwirkt und bei jedem sich bietenden Anlass neu und unverseht in Erscheinung tritt.

## Frei gewählt

Die schweizerische Neutralität ist bündnisfrei; weder Defensiv- noch Offensiv-Bündnisse mit anderen Staaten sind ihr gestattet. Im Weiteren ist die schweizerische Neutralität bewaffnet. Unser Land hat sich also zur militärischen Verteidigung verpflichtet und muss jederzeit garantieren, dass keine Gewalt von ihrem Hoheitsgebiet ausgeht. Die schweizerische Neutralität ist frei gewählt und nicht das Ergebnis eines Diktates fremder Mächte.

In der Pariser Akte von 1815 wurde vielmehr eine jahrhundertelange Praxis auf schweizerisches Begehren hin neu bestätigt. Und schliesslich war die schweizerische Neutralität



tät zumindest bis vor kurzem integral, also vollständig. In der Zwischenkriegszeit hat unser Land mit dem Beitritt zum Völkerbund vorübergehend an wirtschaftlichen Sanktionen der Völkergemeinschaft teilgenommen.

Im 20. Jahrhundert galt aber im Allgemeinen für die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Krisenregionen der Grundsatz des *courant normal*, also das Beibehalten des Handelsumfangs auf dem Stand der Vorjahre. Anfang der 1990er Jahre beteiligte sich die Schweiz erstmals an internationalen Wirtschaftssanktionen. Seltsamerweise sind diese hierzulande wenig hinterfragt worden. Ist das Aushungern eines Volkes eigentlich ein humaneres Gewaltmittel als der Waffeneinsatz? Warum muten wir den von Hungerkrieg und Arbeitsplatzverlust betroffenen Mitmenschen zu, die Schweiz im Falle ihres Mitmachens noch als neutral zu beurteilen?

Zweifellos ist die Schweiz heute völkerrechtlich nach wie vor zur Neutralität ermächtigt und gleichzeitig auch verpflichtet. Die Neutralität ist kein Mythos, sondern gültiges Verfassungsrecht: Artikel 173 der aktuellen Bundesverfassung überträgt der Bundesversammlung als Erstes die Aufgabe, «Massnahmen zur Wahrung der äusseren Sicherheit, der Unabhängigkeit und der Neutralität der Schweiz zu treffen». Artikel 185 überträgt dem Bundesrat genau dieselbe Pflicht.

### Neutralität ist Friedenspolitik

Alle aktuellen Umfragen beweisen es: Über 90 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer beurteilen unsere Neutralität positiv und empfinden sie als ausgesprochen identitätsstiftend für unseren Kleinstaat. Dennoch leiden zahlreiche führende Persönlichkeiten in Politik, Kultur und Gesellschaft an der Schicksalslosigkeit unseres neutralen Kleinstaates. Sie sehnen sich nach einer «Sendung», nach Visionen und spektakulären Taten.

Gewiss, die Neutralität schränkt den Handlungsspielraum und die aussenpolitischen Aktivitäten unserer Regierung in einer für sie ärgerlichen, sogar schmerzhaften Weise ein. Die Neutralität gewährt ihnen kaum Heldentaten und selten glanzvolle internationale Auftritte. Aber sie gibt der Nation auch keinen Raum für rauschhaften Siegestaumel oder für die Faszination des Krieges, die wir rational nicht erklären können, aber immer wieder als Tatsache feststellen müssen. Die Neutralität bewahrt uns vor der Hingabe an unkontrollierte Emotionen, vor unüberlegter Kriegslust und vor dem Nichternstnehmen von Grausamkeit und Gewalt.

Die Neutralität ist aber mehr als nur die Nichtteilnahme an Konflikten. Sie bedeutet den freiwilligen Verzicht auf äussere Machtpolitik. So gesehen hat die schweizerische Neutralität durchaus den positiven Gehalt einer grund-

sätzlichen Friedenspolitik. Die Schweiz wendet jenes Friedensprinzip, auf dem sie selbst beruht, auch auf das Verhältnis zu anderen Staaten und Völkern an. Wenn wir davon ausgehen, dass Menschen und Staaten von Natur aus gewaltbereit und kriegerisch sind, macht jeder Staat, der sich aus Kämpfen heraushält, unsere Welt ein Stück friedlicher. Die Neutralität bildet auch eine bessere Grundlage gegenüber der Bedrohung des weltweiten Terrorismus als die Parteinahme. Denn wer sich in einen Konflikt hineinziehen lässt, wird auch Zielscheibe.

Die Leistung Guter Dienste ist zwar keineswegs das Privileg des Neutralen. Die Leistungsempfänger bringen aber erfahrungsgemäss dem unparteiischen, machtlosen Neutralen mit seiner langen Dienstleistungserfahrung ein besonderes Vertrauen entgegen. Umgekehrt hat auch der Neutrale ein Interesse, sein Abseitsstehen in den Konflikten dieser Welt nicht als Drückebergerei oder Schwarzfahreerei erscheinen zu lassen und so seine neutralitätsbedingte Zurückhaltung auszugleichen: Die Asylgewährung an echte Flüchtlinge, das Rote Kreuz, die Katastrophenhilfe, die Wahrnehmung von Schutzmandaten, der Sitz internationaler Organisationen dürften nach sachlichen Kriterien den Vorwurf des National egoismus für die Schweiz entkräften.

Unsere Neutralität ist nicht Selbstzweck oder blosse Gewohnheit, sondern sie sichert uns die Unabhängigkeit, und zwar neben der politischen vor allem die geistige und moralische Freiheit des selbständigen Urteils. Unser Staat ist keine Institution der Moral, sondern der Rechtsschöpfung und Rechtswahrung. Er ist ein reiner Zweckverband und unter keinen Umständen ein moralischer Vormund, weder der Bürger noch der Völkergemeinschaft. Idea-

le zu bilden und zu verwirklichen, ist Sache der Menschen, der Familien, der Kirchen, der Vereine, aber niemals des Staates. Die politische Neutralität hat nicht zuletzt den Sinn, die Unabhängigkeit unseres Urteils zu gewährleisten.

Der Staat hat nicht das Recht, uns Bürger auf eine bestimmte moralische Linie festzulegen. Die immer häufigeren moralisierenden Stellungnahmen aus Bundesbern zu allen möglichen internationalen Problemen sind fragwürdig und inakzeptabel. Wir Schweizer verpflichten Regierung, Diplomatie und Verwaltung zum Stillsitzen, damit sie nicht in unserem Namen reden, wo sie schweigen sollten. Damit sie uns nicht in Konflikte hineinziehen, für deren Folgen dann die Bürger geradestehen und mit ihrem Portemonnaie oder gar mit ihrem Leben bezahlen müssen.

### Ausfluss undisziplinierten Denkens

Wir vernehmen heute unentwegt die Forderung nach einer «aktiven Neutralität». Der Begriff «aktive Neutralität» ist Ausfluss eines undisziplinierten Denkens, denn es handelt sich um einen Widerspruch in sich selbst: Neutralität ist nämlich immer eine passive Haltung. Dennoch wird die bewährte schweizerische «Diplomatie des Vorbildes» zunehmend durch eine «Diplomatie des erhobenen Zeigefingers» verdrängt. Die Ergebnisse dieser «Aktivierung» sind nicht vertrauensbildend: Wir hören heute eine Politik der Phrasen, die einfach das wiederholt, was international gerade üblich ist. Es ist eine Politik des blossen Mitschwimmens im Chor der Unwahrhaftigkeit, der Heuchelei, der Sündenbockmentalität und der selbstgefälligen Unterscheidung zwischen «Guten» und «Bösen». Damit stossen wir an-

*«Das Leben lässt sich nicht kontrollieren. Aber gestalten. Mit Selbstbestimmung.»*

Patrick Frost  
Group CEO

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



## Die schweizerische Neutralität

Beim Ausbruch des neuen europäischen Krieges hat der Bundesrat, gestützt auf die Beschlüsse der Bundesversammlung, den fremden Mächten zur Kenntnis gebracht, «dass die Schweizerische Eidgenossenschaft mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Unverletzlichkeit ihres Gebietes und die Neutralität [...] aufrecht erhalten und wahren werde». Das Aufgebot der Grenzschutztruppen und kurz darauf die allgemeine Mobilmachung der Armee bekräftigten den in der Botschaft des Bundesrates vom 30. August ausgedrückten schweizerischen Willen, «die Unabhängigkeit, Unversehrtheit und Sicherheit des Vaterlandes gegen jeden fremden Angriff, komme er, woher immer, mit allen Mitteln zu schützen». Mit diesen Massnahmen verbunden war die Wahl des Oberbefehlshabers der schweizerischen Armee, der auf die Wahrung der «Ehre, der Unabhängigkeit und der Neutralität» des Landes vereidigt wurde. Seither befindet sich die Schweiz im Zustand der bewaffneten Neutralität.

### Bedingungslos gleiche Behandlung

Die Neutralität der Schweiz ist uneingeschränkt, absolut. Sie unterliegt keinen Vorbehalten, keiner Differenzierung mehr. [...] Auf die so wiederhergestellte uneingeschränkte Neutralität der Schweiz kann nicht der Schatten eines Zweifels oder einer Zweideutigkeit fallen. Sie bedeutet die bedingungslos gleiche Behandlung beider Parteien in einem kriegerischen Konflikt durch die neutrale Schweiz. Diese bedingungslos gleiche Behandlung der gegenwärtigen Kriegsparteien wird im Zustand der bewaffneten Neutralität der Schweiz durch die militärischen und sonstigen Massnahmen der Behörden gesichert. Hinter diesen Massnahmen der Behörden steht der Wille des gesamten Schweizervolkes. Die unbedingte Wahrung der Neutralität ist für das Schweizervolk eine Selbstverständlichkeit, die durch den Umstand, dass das gleiche Schweizervolk daneben auch seine bestimmten Meinungen über den Krieg hat, gar nicht berührt wird. Es ist deshalb ganz unzulässig, wenn gelegentlich in der ausländischen Presse die anerkannte Korrektheit und Unparteilichkeit der schweizerischen Regierung und die «Stimmung» im Volke oder die Haltung der Presse in einen Gegensatz gestellt werden.



*Besonnenheit:* Autor Bretscher.

Die schweizerische Regierung handelt im Auftrag des Volkes für den schweizerischen Staat in der gewissenhaften Beobachtung der Rechte und Pflichten der Neutralität. Der schweizerische Staat ist neutral und wird – unabhängig von Stimmungen, Meinungen und Sympathien im Volke – neutral bleiben. Wer im Auslande diese unbedingte Neutralität unter Berufung auf solche Stimmungen, Meinungen und Sympathien in Zweifel zieht, versucht sich in jener willkürlichen Ausweitung des Neutralitätsbegriffes, die von schweizerischer Seite schon früher als unstatthaft und gefährlich zurückgewiesen worden ist. Jeder derartige Versuch wird heute in der Schweiz nicht mehr Erfolg ernten, wohl aber mit besonderem Misstrauen beobachtet werden. [...]

### Tägliche Übung der Bürgertugenden

Seit dem Abschluss des deutschen Feldzuges gegen Polen und mit dem jetzt jederzeit möglichen Ausbruch des Krieges im Westen ist die internationale Spannung auf den höchsten Grad gestiegen. Der schweizerischen Staatsführung und Armeeführung legt diese entscheidungsschwangere Periode der Spannung die Verpflichtung zur grössten Wachsamkeit auf. Das Schweizervolk selbst wird sich für alle denkbaren Entwicklungen und Ereignisse am besten wappnen, indem es seine unzweifelhafte Entschlossenheit zur Wahrung und Verteidigung der Unabhängigkeit und Neutralität des Landes mit der täglichen Übung der Bürgertugenden der Besonnenheit und Selbstdisziplin verbindet.

Willy Bretscher (1897–1992) war NZZ-Chefredaktor. Dies ist die gekürzte Fassung seines Leitartikels «Die schweizerische Neutralität», erschienen am 17. Oktober 1939, nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

dere Länder vor den Kopf, verärgern Handelspartner und schaffen sogar Feindschaften.

In der jüngeren Vergangenheit wurde mit riesigem Optimismus versucht, diese Welt durch multinationale Gremien und Institutionen zu organisieren. Die Neutralität erschien dabei vielen als überstündiges Relikt und als isolationistische Fessel. Zwar konnte der nach dem Zweiten Weltkrieg etwas angezweifelte Leumund der schweizerischen Neutralität bei den Weltmächten durch die Leistung guter Dienste vorerst wiederhergestellt werden. Im Zuge der europäischen Integration wird unsere Staatsmaxime allerdings aufs Neue in Frage gestellt.

### Neue Sinngebung

Tatsächlich hat sich unsere Neutralität historisch angesichts der Spannungen zwischen unseren Nachbarn herausgebildet, und sie hatte sich vornehmlich gegenüber diesen Nachbarn zu bewähren. Wer die Neutralität lediglich als Mittel für den Kriegsfall zwischen unseren Nachbarstaaten beurteilt, muss an ihrem

*Der Staat hat nicht das Recht, uns Bürger auf eine bestimmte moralische Linie festzulegen.*

Sinn zweifeln, seit sich diese Kriegsmöglichkeit als äusserst unwahrscheinlich darstellt. Doch ist der schweizerischen Neutralität seit ihren Ursprüngen ein neuer Sinn zugewachsen: Die vielgenannte Globalisierung hat zu einer Schrumpfung der Welt geführt, so dass jeder Staat seine Politik nicht mehr nur im Verhältnis zu seinen Nachbarn, sondern zu allen Ländern dieser Welt bestimmen muss. Unsere grundsätzliche Friedenspolitik nebst weltweiter Handelspartnerschaft und guten Diensten bietet dazu eine ausgezeichnete Grundlage. Wenn wir unserer Neutralität heute diesen weiteren, zeitgemässen Sinn geben, so wird sie noch lange gerechtfertigt bleiben.

Schon oftmals wurde unser kleines neutrales Land durch Machtansprüche von aussen bedrängt. Heute ist es weniger eine aggressive Macht als eine überlaut und moralistisch vortragene Ideologie des Grossräumigen, die uns herausfordert. Wenn wir diesem Druck standhalten könnten, würde unser Kleinstaat mit seiner Neutralität nicht zerstört werden, sondern von neuem und gestärkt aufleuchten.

Die Entspannung zwischen Ost und West, das Ende des Kalten Krieges begann 1985 mit der Begegnung des amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan mit dem sowjetischen Staatschef Michail Gorbatschow. Dieses Treffen fand in Genf statt, was ohne unsere zäh verteidigte Neutralität undenkbar gewesen wäre. Die Schweiz wollte damals nicht zu den «Guten» gehören. Gerade darum hat sie letztlich das Gute tun können.



# Bundesrat bricht Verfassung

Die Schweiz hat ihre seit Jahrhunderten verlässliche Neutralitätspolitik beendet. Wie bei der verlorenen Jungfräulichkeit gibt es kein Zurück mehr.

Herodot\*

Putins Aggression gegen die Ukraine markiert das definitive Ende der mit dem Fall der Mauer eingeläuteten politischen «Warmzeit» auf dem europäischen Kontinent. Die Tatsache, dass einem demokratischen Staat in Europa von einem grösseren Nachbarstaat das – zuvor vorbehaltlos anerkannte – Existenzrecht abgesprochen wird, erinnert an Zeiten, die man längst überwunden glaubte.

Die Geschichte meldet sich bedrohlich zurück, ihr Ende wurde zu früh eingeläutet. Auch wir im Westen werden uns wieder mit essenziellen Dingen befassen und Prioritäten setzen müssen, statt uns mit politisch korrekten Lifestyle-Problemchen herumzuschlagen. Wie 1914, 1945 und 1989 befinden wir uns an einem epochalen Wendepunkt.

## Konzertiertes Trommelfeuer

In solchen Momenten grosser Emotionalität und Unsicherheit ohne vertiefte Reflexion und Diskussion fundamentale Neuorientierungen vorzunehmen, ist nie eine gute Idee. Stets wahrte der Bundesrat deshalb in den letzten 170 Jahren den verfassungsmässigen Kurs in der Aussenpolitik, auch wenn er kurzfristig weit heftigere Kritik und grösseren Druck ertragen musste als in den letzten Tagen.

Als nach dem Fall der Mauer im EDA Diplomaten der 68er Generation, die den Weltkrieg nicht mehr erlebt hatten, die Neutralität auf ihren militärischen Kern reduzieren wollten, zog der Bundesrat die Notbremse. Als die USA unter Vorspiegelung falscher Tatsachen im Irak einmarschierten, verzichtete man auf eine Verurteilung dieser Aggression. Im Nachhinein erwies sich diese Prinzipientreue jedes Mal als weise und richtig. Auf ihr beruht(e) der weltweite Respekt für unser Land.

Auch in der Ukraine-Krise bewahrten Bundesrat und bürgerliche Parteien zunächst ruhig Blut. Der mehrfache Tabubruch durch Russland verlangte deutliche Worte, die der Bundesrat durchaus fand. Zudem musste unbedingt verhindert werden, dass die Schweiz von den Opfern anderer profitierte. Eine strenge Handhabung des «*courant normal*» zur Verhinderung



Verzweifelter Seufzer:  
Bundespräsident Cassis.

der Umgehung von Sanktionen war deshalb angebracht. Gleichzeitig bestanden gute Aussichten für eine schweizerische Vermittlung, etwa anlässlich eines angekündigten Besuches des russischen Aussenministers Lawrow in Genf.

Über das Wochenende veranstalteten die mit Zwangsgebühren finanzierte SRG, ein paar in- und ausländische Zeitungen und ewige Studenten an der Spitze von SP und Grünen ein konzertiertes Trommelfeuer gegen diese Haltung des Bundesrats, sekundiert von Forderungen der EU und der USA. Dieses brachte eine Mehrheit der Magistraten und zwei der drei bürgerlichen Parteien (auch die meine) zum Einknicken. Die Neutralität wurde – dreissig Jahre nach dem gescheiterten Versuch der 68er Diplomaten – auf ihren militärischen Kern reduziert.

## *In Momenten grosser Unsicherheit fundamentale Neuorientierungen vorzunehmen, ist nie eine gute Idee.*

Solange wir von EU- und Nato-Staaten umgeben sind, ist dieser, und damit unsere Rest-Neutralität, indes irrelevant. Die verlässliche Neutralitätspolitik, der unser Land seinen internationalen Respekt – und vielleicht seine Exis-

tenz – verdankt, wurde kurzerhand einer momentanen emotionalen Aufwallung geopfert. Grünen-Präsident Glättli sah in der Kehrtwende der Magistraten einen Beweis für Rückgrat – wirklich?

## Rein symbolische Massnahmen

Wie bei der verlorenen Jungfräulichkeit gibt es kein Zurück mehr. Der Bundesrat hat nicht nur verfassungswidrig die seit Jahrhunderten verlässliche Neutralitätspolitik beendet, sondern die Schweiz zum Satelliten der EU gemacht, was er mit der Ablehnung des Rahmenabkommens eben noch verhindert hatte. Der kalte Verfassungsbruch scheint nach der ebenfalls verfassungswidrigen Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zur Standardprozedur zu werden, um die Agenda von Rot-Grün und orientierungslosen Mitte- und FDP-Politikern zu erfüllen und dem Druck aus Brüssel nachzugeben.

Die integrale Übernahme von EU-Sanktionen – inklusive rein symbolischer Massnahmen wie des Einfrierens der Guthaben Putins und Lawrows und eines Verbots des Überflugs russischer Flugzeuge (woher und wohin denn, wenn die EU ihren Luftraum bereits gesperrt hat?) – stellt einen Präzedenzfall dar, den wir nicht mehr loswerden. Es wird enorm schwierig sein, künftige EU-Sanktionen nicht integral zu übernehmen, etwa gegen China, falls es sich zur Annexion Taiwans entscheiden sollte.

Die Versicherung des Bundespräsidenten, man stehe weiterhin für Gute Dienste zur Verfügung, ist ein verzweifelter Seufzer. Oder glaubt er wirklich, dass Putin oder andere Sanktionierte uns dafür künftig noch in Betracht ziehen werden? Der russische Aussenminister hat seinen für diese Woche angekündigten Besuch in Genf umgehend abgesagt. Mit dem Überflugverbot hat auch die Calvin-Stadt ihre Rolle als wichtigste Adresse für delikate Verhandlungen ausgespielt. Ihre Konkurrentinnen reiben sich die Hände.

\*Herodot ist *Weltwoche*-Kolumnist und ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

# Tatort Bundeshaus

Wie kam der Bundesrat dazu, die bewährte Neutralitätspolitik der Schweiz zu beerdigen? Die Spuren führen ins Aussendepartement von Bundespräsident Ignazio Cassis.

Marcel Odermatt

**S**eit Montagabend, 18 Uhr, beteiligt sich die Schweiz am Wirtschaftskrieg der Europäischen Union und der USA gegen Russland. Der Bundesrat beerdigte die Neutralität des Landes mit einem Federstrich. Bundespräsident Ignazio Cassis war sich der historischen Ausmasse seines Vorgehens durchaus bewusst. Der FDP-Aussenminister sprach von einem «einmaligen Schritt der Schweiz».

Drei Faktoren spielten bei diesem Entscheid eine zentrale Rolle. Erstens der Druck des Auslands. Die EU signalisierte klar die Erwartung, dass «Partnerstaaten» ihre Strafmassnahmen übernehmen. Für die EU-Anhänger im Bundesrat – namentlich Viola Amherd (Mitte) und die beiden Sozialdemokraten Simonetta Sommaruga und Alain Berset –, aber auch für die Parteien von Grünen bis FDP, die nach dem Nein zum Rahmenabkommen das Verhältnis zur EU nicht noch zusätzlich belasten wollen, war damit ausgemacht, dass die Schweiz unter keinen Umständen einen Sonderzug fahren darf.

## Getöse der Linken

Die willfähigen Beamten von Cassis in der Direktion für Völkerrecht des Aussendepartements waren schnell dazu bereit, zu bestätigen, dass die Übernahmen der EU-Sanktionen mit der Schweizer Neutralität vereinbar seien. Sie stellten ihrem EDA-Chef für die Sondersitzung des Bundesrats einen Persilschein aus. Es sind im Übrigen die gleichen Leute, die behaupten, ein Mitmachen der Eidgenossenschaft im Uno-Sicherheitsrat sei «unproblematisch». Als wichtigstes Argument führen sie ins Feld, dass andere neutrale Länder wie Schweden schon früher in diesem Krieg-und-Frieden-Gremium mitgemacht hätten.

Jetzt zeigt sich, wie falsch diese Argumentation ist. Schweden gab diese Woche bekannt, Kriegsgerät an die Ukraine zu liefern. So viel zur angeblichen Unparteilichkeit des Landes. Die Schweiz kennt dagegen ein Kriegsmaterialgesetz, das in den letzten Jahren lau-

Bern

fernd verschärft wurde. Ein Konsens in allen Parteien und der Bevölkerung herrscht darüber, dass unter keinen Umständen Kriegsmaterial in Länder exportiert werden darf, die in einen internen oder internationalen Konflikt verwickelt sind. Die Ausgangslage für eine Mitgliedschaft im Uno-Sicherheitsrat der beiden Länder ist nicht vergleichbar. Das Beispiel illustriert, wie unpräzise im Aussendepartement gearbeitet wird respektive welche Agenda verfolgt wird.

Eine weitere Rolle spielte die wirtschaftliche Potenz. Dem Vernehmen nach akzeptierten alle Bundesräte den Entscheid, zusammen mit EU-Chefin Ursula von der Leyen

## Die Beamten stellten ihrem Chef Cassis für die Sondersitzung einen Persilschein aus.

und US-Präsident Joe Biden gegen Russlands Präsident Wladimir Putin ökonomisch vorzugehen. Entgegen dem lauten Getöse der Linken muss dabei beachtet werden, dass die Schweizer Wirtschaft die verhängten Sanktionen locker verkraften kann. Russland ist zwar militärisch potent, wirtschaftlich dagegen nicht. Für die Schweiz ist es nur der 23. wichtigste Handelspartner. Bei den Investitionen figuriert das Riesenland unter «ferner liefen», und russischem Kapital auf Schweizer Banken

kommt lediglich eine marginale Rolle zu. An den Russen ein Exempel zu statuieren, ist aus ökonomischer Sicht fast umsonst zu haben. Insbesondere weil das Gas weiter nach Europa fliesst.

Der unwiderrufliche Schaden für die Unparteilichkeit des Landes, die mithalf, dass die Bevölkerung das europäische Katastrophenjahrhundert mit zwei Weltkriegen gut überstand, ist dagegen immens. Die Schweiz wird in künftigen Konflikten nicht mehr als unabhängig wahrgenommen werden. Die *New York Times* schrieb, der Entscheid von Cassis und der Regierung und der Mehrheit der Räte sei eine «Abkehr von der Tradition der Neutralität». Das Blatt hat recht. Es wird in Zukunft für die USA und die EU ein Leichtes sein, die Schweiz unter Druck zu setzen. Denn es ist völlig unklar, welche Grenzen bezüglich der Neutralität bei Auseinandersetzungen jetzt noch gezogen werden können.

## Sogar die SVP ist gespalten

Wie erfolgreich der moralische Druck aufgebaut wurde, zeigt sich darin, dass selbst die SVP bezüglich der Nichteinmischung gespalten ist. Der Erklärung des Nationalrats, dass sich die Schweiz den EU-Sanktionen anschliesst, stimmten vier Vertreter der Rechtspartei – Andreas Aebi, Michaël Buffat, Pierre-André Page und Erich von Sieenthal – zu. Acht weitere SVP-Parlamentarier enthielten sich der Stimme.

Was jetzt noch bleibt, ist die Hoffnung. Dass die Sanktionen tatsächlich nützen und Russland in die Knie zwingen, den Krieg zu beenden. Tritt dieses Szenario ein, könnten die Totengräber der Neutralität wenigstens für sich in Anspruch nehmen, die Schweiz habe einen Beitrag dazu geleistet, dass das Blutvergiessen in der Ukraine ein Ende gefunden habe. Tritt dieser Fall nicht ein, stehen der Bundesrat, das Parlament und die Parteien vor einem Totalschaden. Sie haben bewusst dazu beigetragen, dass die reale Gefahr, dass die Schweiz in einen militärischen Konflikt hereingezogen wird, grösser geworden ist.







# Krieg und Frieden

Die Erfahrungen mit dem Völkerbund zeigen:  
Die Schweiz sollte dem Uno-Sicherheitsrat fernbleiben.

Paul Widmer

**S**iegermächte mögen Neutrale nicht. Das war auch nach dem Ersten Weltkrieg so. Der Bundesrat hätte es gern gesehen, wenn die Schweiz zu den Gründern des Völkerbunds gehört hätte. Aber man wies ihm, weil die Schweiz als neutrales Land beitreten wollte, die Tür.

Was blieb da übrig? Der Bundesrat kam auf eine Idee: Die Schweiz könnte ihre Neutralität etwas abändern. Statt sich strikte von allen Sanktionsmassnahmen fernzuhalten, könnte man zwischen politisch-militärischen und wirtschaftlichen Massnahmen unterscheiden. Die Schweiz würde die wirtschaftlichen mittragen, die andern aber nicht. Diesen Kompromiss akzeptierten die Siegermächte in der Londoner Erklärung von 1920. Nun konnte die Schweiz dem Völkerbund beitreten. Bundesrat Giuseppe Motta sprach von einer historischen Stunde.

Professor Max Huber, ein idealistisch gesinnter Völkerrechtler und Verfasser der Erklärung, war vorsichtiger. Er war sich der Risiken bewusst. Das Ziel war wohl vielversprechend, aber sollte der Völkerbund scheitern, so hätte die Schweiz seiner Meinung nach mit der differenziellen Neutralität einen zu hohen Preis bezahlt.

## Höchst ungemütlich

In der Schweizer Bevölkerung war der Beitritt hoch umstritten. Es kam zu einer Abstimmung mit Rekordbeteiligung. Das Volk stimmte zu, nicht zuletzt, weil man glaubte, den Kernbestand der Neutralität wahren zu können. Das Ständemehr indes war äusserst knapp. Hätte ein Halbkanton anders gestimmt, die Vorlage wäre abgestürzt. Dabei stimmten nicht, wie man annehmen könnte, die grossen Städte wuchtig dafür. Im Gegenteil. Zürich und Basel-Stadt lehnten ab. Den Sozialisten war der Völkerbund ein kapitalistisches Machwerk.

Der Völkerbund scheiterte, ja musste scheitern. Denn er war mit zwei Konstruktionsfehlern behaftet. Erstens war er nicht das, was der Initiant, der amerikanische Präsident Woodrow Wilson, wollte. Er war keine Weltregierung, die alle Staaten umfasste. Stattdessen schufen Frankreich und Italien ein Forum der Siegermächte. Die Kriegsverlierer Deutschland und



Hoher Preis: Bundesrat Motta.

die Türkei wurden nicht eingeladen, und die Sowjetunion blieb aus eigenem Antrieb fern. Zu allem Unglück verweigerte auch der amerikanische Senat die Teilnahme der USA. So war von Anfang an die Hälfte der Weltbevölkerung in Genf nicht vertreten. Das konnte nicht gutgehen.

Zweitens war der Völkerbundsrat – jenes Gremium, das über Krieg und Frieden zu entscheiden hatte – in fast allen heiklen Fragen beschlussunfähig. Denn jedes seiner Mitglieder, nebst den ständigen noch zwölf nichtständige Mitglieder, konnte ein Veto einlegen.

Für die Schweiz wurde die Lage höchst ungemütlich, als Mussolini Abessinien angriff. Die Unterscheidung von politischen und wirtschaftlichen Sanktionen geriet ins Wanken. Daher suchte der Bundesrat seit Mitte der 1930er Jahre wieder zur vollumfänglichen Neutralität zurückzukehren. Aber das war nicht leicht. Denn der Völkerbund musste zustimmen. Die Sowjetunion, mittlerweile Mitglied der Liga, leistete Widerstand. Als es dann 1938, ein Jahr vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, endlich gelang, atmete die Schweiz auf. Motta sprach wiederum von einem historischen Ereignis, sein Kollege, der geerdete Berner Bauer Ruedi Mingger, dagegen vom Ende eines Alldrucks.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Völkerbund aufgelöst. An seine Stelle traten die Vereinten Nationen. Der Aufbau der Organisation war ähnlich. Nur einen Punkt wollte man unbedingt geändert wissen: Im Uno-Sicherheitsrat, der dem Völkerbundsrat entsprach, sollte nicht mehr jedes Mitglied, sondern nur noch die fünf Grossen ein Vetorecht bekommen. Das war eine Vorbedingung der Sowjetunion für ihren Beitritt. Leider war es immer noch zu viel. Erneut wurde die Beschlussfähigkeit des Sicherheitsrats arg geschwächt.

## Appetit auf eine grössere Rolle

Die Schweiz hatte ihre Lektion aus dem Scheitern des Völkerbundes gelernt, zumindest vorerst. Sie wollte der Nachfolgeorganisation nicht mehr beitreten, auch dann nicht, als sie längst wieder willkommen gewesen wäre. Noch 1986 stimmte eine überwältigende Mehrheit gegen einen Beitritt. Kein einziger Kanton, nicht einmal Genf, war dafür. Erst nach dem Kalten Krieg änderte sich die Einstellung. Die Uno hatte damals ihr erfolgreichstes Jahrzehnt. Im zweiten Golfkrieg war sie sogar für einmal handlungsfähig. Auch waren ihr mittlerweile sozusagen alle Staaten beigetreten. So bejahten denn die Stimmbürger 2002 einen Uno-Beitritt.

Seitdem sitzt die Schweiz in der Uno-Vollversammlung. Und sie macht in diesem Beratungsorgan aktiv mit. Das ist gut so. Aber der Bundesrat möchte mehr. Er hat wieder, wie schon nach dem Ersten Weltkrieg, Appetit auf eine grössere Rolle in der Weltpolitik. Im Jahr 2011 beschloss er, sich für einen Sitz im Sicherheitsrat für die Jahre 2023/24 zu bewerben. Und das ist weniger gut. Denn der Sicherheitsrat hat die Aufgabe, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Das erfordert klare Parteinahme, sonst schwächt man den ohnehin viel zu schwachen Sicherheitsrat noch mehr. Unnötigerweise begibt sich die Schweiz in ein Dilemma. Denn Neutralität und Machtpolitik vertragen sich schlecht. Entweder betreibt man das eine oder das andere. Beides zugleich geht nicht. Denn das eine setzt dem andern Grenzen.

Paul Widmer ist ein Schweizer Diplomat und Publizist.

# Sorry, Roger, du liegst falsch

Der Westen habe Russland in die Enge getrieben und trage eine Mitschuld am Krieg, sagst du. Ich sehe die Sache ganz anders.

Urs Gehriger

Lieber Roger, wir arbeiten seit zwanzig Jahren zusammen, darum bleibe ich beim bewährten Du. In deinem Online-Leitartikel vom Wochenende\* über die Ursachen der Eskalation in der Ukraine schreibst du:

«Unter Führung der Amerikaner wurde nach dem Fall der Berliner Mauer die grosse Chance verpasst, Russland zu einem Verbündeten zu machen. Die Kommunisten waren weg, Putin strebte nach Westen, doch die Amerikaner, die Nato und die EU dehnten ihre Macht, ohne die Russen einzubeziehen, immer weiter nach Osten aus.»

Damit machst du dir Putins Argumente zu eigen, mit welchen er den Angriffskrieg gegen die Ukraine zu rechtfertigen versucht. Sie halten den historischen Fakten nicht stand. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion hat der Westen die Russen nicht «gedemütigt», wie du schreibst. Im Gegenteil. Er hat entschlossen versucht, Russland als neuen Partner zu respektieren und es in ein friedliches Europa einzubinden.

Hier seien summarisch drei zentrale Vertragswerke erwähnt:

— **Pariser Grundakte:** Unmittelbar nach dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung Deutschlands wurde gemeinsam mit der Sowjetunion eine grundlegende Neugestaltung Europas ausgearbeitet. Fundament der neuen Ordnung war die Einhaltung der Demokratie als Grundlage der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens unter Wahrung der Rechtsstaatlichkeit und der Meinungsfreiheit.

In der Charta von Paris verpflichteten sich 32 europäische Signatarstaaten sowie die USA und Kanada am 21. November 1990 zu diesem neuen Europa. Die Spaltung des Kontinents und der Kalte Krieg wurden für beendet erklärt. Der Nachfolgestaat der Sowjetunion, Russland, war substanzieller Träger dieser neuen Ordnung.

— **Budapester Memorandum:** Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist der Wes-



Maximalforderung: Präsident Putin.

ten auch auf die sicherheitspolitischen Befindlichkeiten Russlands eingegangen. 1994 verzichteten die drei ehemaligen Sowjetrepubliken Ukraine, Weissrussland und Kasachstan auf die Atomwaffen, die seit Sowjetzeit auf ihrem Territorium stationiert waren. Statt sie zu verschrotten, wurden sie in die Obhut Russlands gegeben. Dieser Akt war ein Vertrauensbeweis gegenüber Moskau, den man nicht genug hoch einschätzen kann. Die Ukraine verfügte zu diesem Zeitpunkt über das drittgrösste Atomwaffenarsenal der Welt. Als Gegenleistung sicherte Russland – sowie die USA und Grossbritannien – den drei Staaten verbindlich zu, deren Souveränität und «die existierenden Grenzen» zu respektieren.

— **Nato-Russland-Grundakte:** Seit der Auflösung der Sowjetunion bemühte sich die Nato aktiv um eine enge Partnerschaft mit Russland und untermauerte diese mit vertraglichen Zugeständnissen gegenüber Moskau. Oberstes Ziel

war es, gegenseitiges Misstrauen und Bedrohung zu überwinden und einen gemeinsamen Sicherheits- und Stabilitätsraum zu schaffen. Ein Meilenstein auf diesem Weg war die Aufnahme Russlands in das Programm «Partnerschaft für den Frieden» 1994. Der Annäherungsprozess gipfelte 1997 in der Nato-Russland-Grundakte. Darin wurde der «Verzicht auf die Androhung oder Anwendung von Gewalt gegeneinander oder gegen irgendeinen anderen Staat, seine Souveränität, territoriale Unversehrtheit oder politische Unabhängigkeit» verankert. Explizit wurde die «Unverletzlichkeit von Grenzen und des Selbstbestimmungsrechts der Völker» vertraglich festgelegt.

## Fixes Konsultationsgremium

Seit der Auflösung der Sowjetunion sah sich die Nato mit einer dringlichen Bitte ehemaliger Warschauer-Pakt-Staaten um Aufnahme in die Nato konfrontiert. Verstärkt wurden diese Begehren durch russische Militäraktionen wie den Krieg in Abchasien (1992/93) sowie den Ersten Tschetschenienkrieg (1994–96). Russlands aggressives Gebaren bestärkte mittel- und osteuropäische Länder, die selbst sowjetische Interventionen erlebt hatten, in ihrem Drängen, von der Nato aufgenommen zu werden.

Lange zögerte die Nato, bis sie 1999 Polen, Ungarn und die Tschechische Republik schliesslich offiziell zu Bündnispartnern erklärte. Dabei hat sich die Nato Beschränkungen auferlegt und machte Moskau gegenüber weitreichende Zugeständnisse: So wurde der Verzicht auf die Stationierung von Atomwaffen in den neuen Nato-Mitgliedsstaaten in Mittel- und Osteuropa vertraglich festgehalten. Die Stationierung von Truppen in den neuen Nato-Staaten wurde eng begrenzt, wobei eine Truppenaufstockung nicht grundsätzlich ausgeschlossen wurde. Zementiert wurde das Vertragswerk durch den Nato-Russland-Rat, als fixes Konsultationsgremium, um allfällige Friktionen frühzeitig zu entschärfen.



Darüber hinaus war der Westen aufrichtig bemüht, Russland wirtschaftlich und politisch einzubinden. So wurde Russland 1996 in den Europarat aufgenommen. 1998 hiess die G-7, der Zusammenschluss der bedeutendsten Industrienationen der westlichen Welt, das wirtschaftliche Leichtgewicht Russland als achties Mitglied willkommen. Und 2011 wurde Russland Mitglied der Welthandelsorganisation (WTO).

Aus diesen Taten ist ersichtlich, dass man die russischen Sorgen keineswegs «überheblich in den Wind schlug», wie du, Roger, schreibst.

### Draussen vor der Tür

Hinsichtlich der Aufnahmebegehren der zentraleuropäischen Staaten stellst du richtig die Frage: «Wie hätte man ihnen diesen Wunsch abschlagen können?» Hätte man sie draussen vor der Tür stehen lassen sollen nach traumatischen vierzig Jahren unter sowjetischem Joch? Quasi als Knautsch- und Einflusszone Russlands?

Es gab keinen Grund, ihre Anträge abzulehnen. Auch Wladimir Putin schien zu jener Zeit keinen Anstoss daran zu nehmen. Kaum an die Macht gekommen, sagte er in einem Interview mit der BBC: «Ich kann mir die Nato nur schwerlich als einen Feind vorstellen» – dies zu einem Zeitpunkt, als sich das Nato-Bündnis gerade nach Osten ausgedehnt hatte.

Auch bei der nächsten Erweiterungsrunde gab es keine fundamentale Opposition aus Russland. Zwar war die Reaktion gemässigt ablehnend, doch 2001 sagte Putin, die Frage einer Ablehnung der Mitgliedschaft der baltischen Staaten in der Nato könne man nicht mit Ja oder Nein beantworten.

2004 wurden Estland, Lettland und Litauen, allesamt ehemals Teil der Sowjetunion, sowie Bulgarien, Rumänien, die Slowakei und Slowenien Nato-Mitglieder. Damit war die Osterweiterung, wie sie heute besteht, weitgehend abgeschlossen. Noch zu diesem Zeitpunkt sagte Putin: «Jedes Land soll das Bündnis wählen, indem es seine Sicherheit am besten aufgehoben fühlt», wie Rüdiger von Fritsch, ehemaliger deutscher Botschafter in Moskau (2014–2019), bestätigt. Er hält ausserdem fest: «Wir haben uns immer wieder bemüht, Russlands besondere Situation, Russlands besondere Inter-

essen in Rechnung zu stellen», und man habe auf Augenhöhe versucht, Russland in das «gemeinsame Haus Europa» einzubinden.

Du schreibst, Roger:

*«Erstaunlich lange blieb Moskau duldsam. Den Bruch brachten die westlichen Einmischungen in die Ukraine, die mythische Wiege der Russen.»*

Dem ist nicht so. Seit der Auflösung der Sowjetunion verfolgt Russland einen aggressiven militärischen Kurs in seiner Region. So führte Putin als Präsident einen jahrelangen Vernichtungskrieg in Tschetschenien. 2008 überfiel er die ehemalige Sowjetrepublik Georgien, um zwei abtrünnige Republiken, Abchasien und Südossetien, zu unterstützen.

Mit der militärischen Eroberung und der Annektierung der Krim 2014 hat Putin schliesslich eine rote Linie überschritten. Damit brach er sämtliche oben erwähnten Vertragswerke, die der Westen mit Russland eingegangen war, und weckte alte Urängste vor Moskaus Grossmachtstreben.

Du fragst, Roger:

*«Kann man es ihnen (den Russen) verargen, dass sie die Aussicht auf US-Atomraketen vor der eigenen Haustür endgültig in Alarm versetzen musste?»*

Von einer solchen Absicht seitens der USA kann nicht die Rede sein. Nie stand zur Diskussion, dass die Amerikaner Atomraketen in die Ukraine verlegen würden. Auch wurde nie geplant, ballistische Raketen oder andere Offensivwaffen an Russlands Grenzen zu stationieren. Die Nato ist ein Verteidigungsbündnis. Die Vorstellung eines Angriffs gegen Russland gehört ins Reich der Verschwörungstheorien. Russland hat durch sein Atomarsenal ein derart hohes Abschreckungspotenzial, dass eine solche Option nie in Frage käme.

### Schriftliche Garantien

Nun droht Putin selbst mit Atomwaffen, sollte man ihn bei seinem Ukraine-Feldzug behindern. Ausserdem fordert er schriftliche Garantien, dass die Nato keinen weiteren Staat aufnehmen wird. Damit nicht genug. Er verlangt, dass die Nato auf den Zustand von 1997 zurückkehrt, zur Nato-Russland-Grundakte, die er selbst gebrochen hat. Das bedeutet nichts anderes, als dass er die gesamte Osterweiterung rückgängig machen und Europa sicherheitspolitisch komplett neu ordnen will.

Was auch immer der Grund für diese Maximalforderung und die kriegerische Eskalation in der Ukraine ist – die Nato-Osterweiterung, die in wesentlichen Zügen seit fast zwei Jahrzehnten abgeschlossen ist, kann es nicht sein.

\*«Die geopolitische Erdachse verschiebt sich», erschienen am 26. Februar auf Weltwoche.ch



Realitätstüchtig: Ex-Präsident Trump.

## Starke Staatsmänner verhindern Brände

Francis Fukuyamas 1989 angekündigtes «Ende der Geschichte» ist nicht eingetreten. Wohl aber konstatieren wir ein Ende des ernsthaften Geschichtsunterrichts in unseren Schulen. Statt mit dem seit Beginn der Menschheit alles überragenden Thema Krieg und Frieden befassen sich Lehrer und Geschichtsbücher lieber mit dem Leid, das weisse, rassistische Männer einst bedauernswerten Minderheiten jeder Art antaten.

Krieg hat auch die aufgeklärten, progressiven westlichen Gesellschaften nicht sonderlich interessiert. Wir kannten ihn ja nur aus der Ferne. Jetzt ist er plötzlich da. Der Gott Mars in all seiner Scheusslichkeit zeigt seine Fratze auf unseren Fernsehschirmen. Nolens volens sind wir gezwungen, uns mit dem Krieg auseinanderzusetzen.

Wir müssen nach Ursachen, nach Schuld, nach Folgen fragen. Was sind Fakten, was ist Propaganda? Wir merken, dass es anstrengend ist, das grosse Weltgeschehen zu verstehen. Es dämmert uns, dass es nicht egal ist, welche Art von Menschen die mächtigen Staaten dieser Welt führen.

Umsichtige, kluge, starke Staatsmänner und -frauen (Margaret Thatcher) können uns vor dem Schlimmsten bewahren. Tyrannen (Putin) entfachen Brände, die kaum zu löschen sind. Brände, die realitätstüchtige Politiker (Trump) hätten verhüten können. Die Amerikaner hätten eine kaum zurechnungsfähige Mediokrität (Biden) nicht zum Präsidenten wählen sollen.

Das Anprangern von Sünden, die viele Wohlmeinende umtrieben – sei es das Fleischessen, das Fahren mit Benzinmotoren, der Gebrauch falscher Wörter oder das Nichttragen der Maske – hat sich als albernes *virtue signalling* entpuppt. Es ist jetzt Krieg. Selbst unsere Zeitungen sind auf die Welt gekommen. Der Realismus erhebt sein Haupt. Putins grausamer Krieg hat den Westen, die Schweiz aufgeweckt.

Hanspeter Born



„Vorsicht! Es könnte eine Falle sein ...“

# Stärker von Tag zu Tag

Eben noch ein Politiker mit miserablen Umfragewerten, ist Wolodymyr Selenskyj im Krieg zum Symbol des ukrainischen Widerstands aufgestiegen. Jetzt hat er ganz grosse Pläne.

*Pierre Heumann*

**D**ie Ukraine hat einen neuen Nationalhelden: Wolodymyr Selenskyj. Bis vor kurzem wurde er von seinen Landsleuten als Naivling, als Greenhorn schlechteredet, weil er nicht in der Lage wäre, den Russen die Stirn zu bieten. Jetzt ist er der Stolz und gleichzeitig das Rückgrat der Nation. Ein US-Historiker bezeichnet ihn gar als «George Washington der Ukraine».

Der 44-jährige Selenskyj ist zum Symbol des nationalen Widerstands gegen die Attacken der Militärmacht Russland geworden, die über das weltweit grösste Nukleararsenal verfügt. Er weiss, dass aus der Sicht Moskaus der Krieg erst zu Ende ist, wenn er aus dem Präsidentenpalast entfernt ist. Es sei vielleicht das «letzte Mal, dass Sie mich lebend sehen», sagte er deshalb am 24. Februar zu EU-Politikern.

## Münchener Weckruf

Wenige Stunden vor Beginn der Invasion wandte er sich an die Russen: «Wenn ihr uns angreift, werdet ihr nicht unsere Rücken sehen, sondern unsere Gesichter.» Zur globalen Ikone des Widerstandes wurde er, als er den amerikanischen Vorschlag ablehnte, seine Flucht zu organisieren. «Der Kampf ist hier. Ich brauche Panzerabwehrmunition, keine Mitfahrgelegenheit», meinte er mit einem Schuss Humor.

Seinen Mut bewies er der Nation und der Weltöffentlichkeit erstmals am 19. Februar in München. Fünf Tage vor der Invasion russischer Truppen las er Politikern an der Sicherheitskonferenz die Leviten. Ihm, der bis zu jenem Tag ein diplomatisches Leichtgewicht gewesen war, gelang es, die politische Elite des Westens aufzurütteln und ihr ins Gewissen zu reden.

Der Ukrainer warf den hochrangigen Regierungsvertretern «Appeasement» vor, also Besänftigung und Beschwichtigung gegenüber Aggressoren. Jedem war klar, dass er damit Russland meinte. Für ein Publikum, das während Jahren dem Konflikt mit Moskau ausgewichen war und auf Harmonie gemacht hatte, war das eine starke und zugleich bittere Botschaft.

Seit seinem Münchener Weckruf hat Selenskyj wiederholt gezeigt, dass er an seiner Auf-



*Mutiger als Putin:* Staatschef Selenskyj.

gabe wächst, das bedrohte Land zu führen. Als im Rahmen der psychologischen Kriegsführung Meldungen verbreitet wurden, er sei aus der Hauptstadt geflohen, griff er zum Handy und nahm im olivgrünen Shirt ein Selfie-Video vor der Residenz des Staatspräsidenten auf. Er lächelte in die Kamera, unrasiert und sichtlich ermüdet, wünschte allen einen guten Morgen und sagte: «Ich bin hier.» Er laufe nicht davon. Indem er sich auf die Seite ukrainischer Soldaten stellte und sich mit ihnen fotografieren liess, demonstrierte er den Unterschied zu Wladimir Putin, der selbst zu seinen engsten Beratern auf Distanz geht.

Derzeit ist Selenskyj der mit Abstand populärste Politiker. Das war nicht immer so. Vor zwei Monaten gaben in einer Umfrage nur 23 Prozent der Befragten an, ihn wiederzuwählen. Heute sind es rund 90 Prozent. Und der Präsident werde von Tag zu Tag stärker, lässt sich der Journalist Mikhail Tkach zitieren: «Wir alle beobachten, wie dieser Mann aus einer anderen Realität und einem anderen Leben Widerstand leistet.»

So beliebt war er schon einmal: als Produzent und Hauptdarsteller in seiner eigenen Polit satire, in der er gegen die Korruption der Politiker vom Leder zog. «Diener des Volkes» hiess

die Erfolgsserie, in der er einen etwas dusseligen Gymnasiallehrer spielt. Seine Schüler nehmen ihn heimlich auf, wie er gegen die Korruption im Land wettet, veröffentlicht den Clip im Internet – und schon ist er laut Drehbuch als Staatspräsident gewählt.

## Diener des Volkes

Weil Selenskyj offenbar am Gedanken Gefallen fand, in der Politik eine Rolle zu spielen, gründete er Ende 2017 eine Partei, der er PR-bewusst den Namen der TV-Serie gab: Diener des Volkes. An deren Spitze wurde er – wie in der Serie – vor zwei Jahren von über 70 Prozent zum Staatspräsidenten gewählt. «Wenn ich gewählt werde, werden sie mich erst mit Schlamm bewerfen, dann lernen, mich zu respektieren, und dann weinen, wenn ich gehe», sagte er damals.

Jetzt ist er nicht mehr im sicheren Umfeld einer Reality-Show, sondern in einer martialischen Live-Übertragung. Falls er die Attacken Russlands überlebe, werde Selenskyj in die nächste Schlacht ziehen, meint der kanadisch-ukrainische Historiker Serhy Yekelchuk. Dann werde er, wie seinerzeit in der TV-Satire, gegen die Oligarchen vorgehen und mit der Korruption aufräumen. Aber nicht am Bildschirm, sondern in der Realität.



# Die Nato in Putins Fadenkreuz

Der Krieg in der Ukraine fordert das Bündnis heraus.



Der russische Überfall auf die Ukraine weckt Befürchtungen, die baltischen Staaten könnten die nächsten Opfer sein. Diese sind aber seit 2004 Mitglied der Nato. Präsident Biden und Nato-Generalsekretär Stoltenberg haben früh bekräftigt, die Allianz werde jeden Zentimeter Boden der Mitgliedstaaten verteidigen.

Das ist klassische Abschreckung. Doch was, wenn sie nicht funktioniert? Wird die Nato «mourir pour Tallinn»? Nach seiner abrupten Invasion in der Ukraine und dem Säbelrasseln mit Atomwaffen traut man Präsident Putin zu, dass er das westliche Verteidigungsbündnis direkt herausfordern könnte.

Dies, obwohl die Nato militärisch Russland wohl überlegen wäre. Putin schien aber – nicht unbegründet – der Meinung zu sein, die Gelegenheit sei günstig, der Gegner befinde sich in einer Schwächeperiode. Inzwischen hat sich der Westen aufgerappelt und demonstriert von Tag zu Tag mehr Entschlossenheit, Energie und vor allem Einigkeit.

Putins Krieg verläuft nicht so, wie sich der Kreml das ausgedacht hat. Planungsfehler, taktisches Unvermögen und fehlende Motivation spielen eine Rolle. Aber dennoch wäre, Stand jetzt, eine Verteidigung der baltischen Staaten mit konventionellen Mitteln ziemlich schwierig. Gutvorbereitete russische Einheiten könnten relativ schnell zur Ostsee vorstossen.

Estland, Lettland und Litauen, ehemalige Sowjetrepubliken, haben nach dem Ende der Sowjetherrschaft sofort ihre Unabhängigkeit erklärt und sich der Nato zugewendet, um nach den bitteren Erfahrungen in Lenins Völker-

kerker, auch noch unter Gorbatschow, Schutz zu suchen.

Was ist eigentlich die Nato, die Putin als Strohmännchen dient? Sie ist kein eigenständiger Akteur. Sie hat weniger Handlungsmacht als die EU, die immerhin über eine Kommission verfügt. Der Nato-Rat ist straff regierungs- und konsensgebunden. Putin malt das Schreckbild Nato an die Wand, weil er eigentlich Deutschland,

*Inzwischen hat sich der Westen aufgerappelt und demonstriert von Tag zu Tag mehr Entschlossenheit.*

Belgien, Frankreich, Kanada als Feinde brandmarken müsste. Das ist propagandistisch schwieriger. Auch ist sie seit langem für die europäische Linke eine Zielscheibe und ein Vehikel für alle Arten von Antiamerikanismus.

Es sind die aus der Beistandsverpflichtung abgeleitete, in langen Jahren aufgebaute, integrierte Militärstruktur und die eingespielten politischen Beschlussfassungsverfahren demokratisch organisierter Staaten, die der Nato ihre Durchschlagskraft verleihen. Sie ist mehr als eine Partymeile für hohe Offiziere, und sie musste nach dem Ende des Kalten Kriegs auch nicht erst politisch werden. Sie ist schon lange eine Schule für praktizierte internationale Solidarität – aber eben auch nicht mehr.

Deswegen wurde die Osterweiterung in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts nicht nur kritisiert, weil sie russischen Nationalismus und Extremismus anstacheln, sondern auch, weil sie das Bündnis strategisch überdehnen könnte.

Wie sich heute zeigt, ist die Nato nur relevant, wenn sie ihre Kernfunktion, die Verteidigung des Bündnisgebiets, als Priorität beibehält. «Out-of-area»-Einsätze wie in Afghanistan und im Balkan hinterlassen zwiespältige Gefühle.

Polen, Ungarn und Tschechen, die Neumitglieder der ersten Welle, wünschten sich ein Abwehrbündnis. Sie mussten aber zur Kenntnis nehmen, dass Artikel 5 des Nato-Vertrags keinen automatischen militärischen Beistand garantiert, sondern Spielraum lässt.

Die Nato war im Gegensatz zum Warschauer Pakt eine Vereinigung souveräner Staaten, die sich bei den Fragen von Krieg und Frieden selbst im Verteidigungsfall die letzte Entscheidung vorbehalten – auch heute noch. Deshalb waren an der Grenze zur DDR starke westliche Truppenverbände stationiert, um allenfalls Bündniszusammenhalt zu erzwingen.

Putin kann also, wie ehemals die Gralshüter der Breschnew-Doktrin, versuchen, die Nato zu spalten und sie als Papiertiger zu entlarven. Sicherheit ist relativ und hängt selten von Verträgen ab. Eine Garantie für die baltischen Staaten, dass bei einem russischen Angriff die Amerikaner sofort zu Hilfe kommen, gibt es nicht.

Darum trifft die Nato jetzt Vorkehrungen mit relativ bescheidenen Truppenstationierungen im Osten. Weit wichtiger ist allerdings die Kehrtwende der deutschen Regierung, die nun ihre Verteidigungsaufwendungen stark erhöhen will. Von der alten Zweckbeschreibung der Nato, «to keep the Americans in, the Russians out and the Germans down», gilt Letzteres nicht mehr. Eine Zeitenwende. Das müsste Putin zu denken geben.

# Weltgeister von Washington

Die Wurzeln des Ukraine-Kriegs reichen zurück in die neunziger Jahre und liegen auch in den USA. Die Denker George F. Kennan und Zbigniew Brzezinski haben die Entwicklung vorhergesehen.

Wolfgang Koydl



**Ungehörte Warnungen:** Geostratege Brzezinski (r.), US-Präsident Carter, um 1978.

pflichtet, eine ganze Reihe von Ländern zu beschützen, obwohl wir weder die Ressourcen noch die Absicht haben, dies ernsthaft zu tun.» Die amerikanischen Gründerväter, so Kennan, würden sich wegen dieses «tragischen Fehlers» im Grabe umdrehen. Das dürfte er selbst tun, wenn er sich die Situation heute ansähe: Es traf alles ein, wovor er warnte.

## Fünf Spieler, fünf Schlüsselfiguren

Wie man es anders hätte machen sollen, beschrieb Brzezinski in seinem ebenfalls 1997 erschienenen Buch «The Grand Chessboard». Dieses Schachbrett ist die eurasische Landmasse zwischen Gibraltar und der Beringstrasse. Wer sie dominiere, könne die ganze Welt beherrschen. Amerika dürfe seinen Einfluss hier nicht aufgeben, wolle es nicht einflusslos an die Peripherie einer neuen Weltordnung verdrängt werden. Eurasien sei für die USA der «Hauptpreis der Geopolitik», von «kritischer Bedeutung für Amerikas Wohlergehen».

Anders als beim Schach sind bei diesem Spiel laut Brzezinski fünf Spieler beteiligt: Frankreich, Deutschland, Russland, China und In-

## Das «Dilemma einer einzigen Alternative» sei für Russland eine Frage des eigenen Überlebens.

dien. Ausserdem gibt es fünf Schlüsselfiguren auf dem Brett: Aserbaidschan, Südkorea, die Türkei, den Iran und die Ukraine. In der geostrategischen Auseinandersetzung mit dem postsowjetischen Russland falle vor allem Letzterer eine entscheidende Rolle zu, da allein die Existenz einer unabhängigen Ukraine helfen werde, Russland zu verändern:

«Ohne die Ukraine hört Russland auf, ein eurasisches Imperium zu sein. Russland ohne die Ukraine wäre ein überwiegend asiatisches Imperium, das eher in kräftezehrende Konflikte mit den zentralasiatischen Staaten verwickelt würde. [...] Auch China würde sich erneuter russischer Dominanz in Zentralasien entgegenstellen.»

Sie waren die vermutlich einflussreichsten amerikanischen Geostrategen ihrer jeweiligen Generation: George F. Kennan (1904–2005) und Zbigniew Brzezinski (1928–2017). Beide galten als ausgesprochene Kenner Russlands und Osteuropas, beide haben die Aussenpolitik der Vereinigten Staaten und damit die Weltpolitik massgeblich mitgeprägt, und beide bewiesen noch nach dem Ende ihrer aktiven Laufbahn eine fast unheimliche Weitsicht.

Was sie in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts über das Verhältnis des Westens zu Russland schrieben, liest sich wie das Drehbuch zu dem grauenvollen Film, der sich derzeit in der Ukraine abspielt. Der einzige Unterschied: Kennan warnte die USA eindringlich vor verhängnisvollen Fehlern, Brzezinski gab der amerikanischen Politik eine Handlungsanleitung an die Hand, um schlimme Entwicklungen zu verhindern. Gehört wurde keiner der beiden Rufer.

## Nahezu prophetisch

Kennan erfand nach dem Zweiten Weltkrieg die sogenannte Eindämmungsdoktrin: Die Sowjetunion dürfe nicht militärisch herausgefordert, sondern müsse politisch und wirtschaftlich eingedämmt werden. Bis zu seinem Tod galt er als friedensstiftende Taube im aussenpolitischen Establishment der USA. Brzezinski diente Präsident Jimmy Carter als Sicherheitsberater und

beriet vier weitere Präsidenten. Er hatte den Ruf eines Hardliners.

Der weitgehend sang- und klanglose Untergang der Sowjetunion brachte die beiden Ruheständler zurück in die Öffentlichkeit. Sie erkannten, dass die 1945 in Jalta ausgearbeitete Sicherheitsstruktur durch ein neues System abgelöst werden musste. Beide waren sich einig: Sicherheit in Europa würde es nur mit, nicht ohne oder gar gegen Russland geben.

Kennans Warnungen vor einer Ausweitung der Nato nach Osten, die er 1997 in einem Gastbeitrag für die *New York Times* zu Papier brachte, haben derzeit Konjunktur. In der Tat wirken sie nahezu prophetisch:

«Die amerikanische Machtausdehnung bis an die Grenzen Russlands lässt erwarten, dass die nationalistischen, antiwestlichen und militaristischen Tendenzen im russischen Denken entzündet werden, dass sie einen schädlichen Einfluss auf die Entwicklung in Russland haben, dass sie die Atmosphäre des Kalten Krieges in den Beziehungen zwischen dem Osten und dem Westen wiederherstellen und die russische Aussenpolitik in Richtungen zwingen, die uns entschieden missfallen werden.»

«Leichtfertig» sei die Nato-Erweiterung erfolgt, vom US-Senat nur oberflächlich und bar jeder Kenntnis debattiert. «Wir haben uns ver-



Und weiter:

«Wenn Russland aber die Kontrolle über die Ukraine mit ihren 52 Millionen Einwohnern, ihren wichtigen Rohstoffen und dem Zugang zum Schwarzen Meer zurückgewinnt, würde es automatisch wieder alles Nötige erhalten, um erneut eine mächtige Imperialmacht zu werden, die sich über Europa und Asien erstreckt.»

Das klingt auf den ersten Blick wie eine Blaupause für die westliche Politik in der Ukraine seit der Unabhängigkeit des Landes vor dreissig Jahren: den Versuch, das Land sukzessive Moskaus Einfluss zu entziehen, um so Russland zu schwächen. Doch so einfach macht es sich Brzezinski – und den künftigen Entscheidungsträgern im Weissen Haus – nicht. Wie Kennan weiss auch er, dass der Westen Russland nicht ausweglos in eine Ecke drängen dürfe. Er stellt unbequeme Fragen:

«Das Dilemma der USA besteht darin: Bis zu welchem Grad sollten sie Russland wirtschaftlich helfen – was Russland unausweichlich politisch und militärisch

stärken würde? Kann Russland gleichzeitig mächtig und eine Demokratie sein? »

Eindringlich plädiert Brzezinski dafür, Russland einzubeziehen, nicht «sinnlos das Tor zu schliessen». Nun da das in Jalta geschaffene Sicherheitssystem obsolet geworden sei, dürfe es keine Rückkehr zu einem Europa von Versailles geben. Dort war Deutschland gedemütigt und in den Hass auf seine Nachbarn getrieben worden.



«Tragischer Fehler»: Berater Kennan.

Brzezinski spricht sich für eine Nato-Mitgliedschaft der Ukraine aus. «Russlands Akzeptanz dieses Schrittes würde Russlands eigene Entscheidung, ein Teil Europas zu sein, definieren. Russlands Weigerung liefe auf eine Zurückweisung Europas hinaus.»

Russland solle subtil davon überzeugt werden, dass es zu einer «unzweideutig europäischen Option» keine Alternative gebe. Dieses «Dilemma einer einzigen Alternative» sei für Russland eine Frage des eigenen Überlebens.

Immer wieder betont Brzezinski, dass Moskau nie das Gefühl haben dürfe, an die Wand gedrückt zu werden. «Ein gutartiger ameri-

kanischer Hegemon entmutigt Herausforderer nicht nur, indem er die Kosten für eine Herausforderung zu hoch schraubt, sondern auch, indem er die vitalen Interessen potenzieller regionaler Aspiranten nicht bedroht.»

Eine Mitgliedschaft Russlands in der Nato lehnt er ab, weil dies das Bündnis «verwässern» und «destabilisieren» könnte. Stattdessen sollten Amerika und Europa Russland einen Sondervertrag mit der Nato anbieten. Allerdings spiele Europa nur eine Nebenrolle: «Die brutale Tatsache ist, dass Westeuropa weiterhin weitgehend ein amerikanisches Protektorat ist, dessen alliierte Staaten an uralte Vasallen und Tributpflichtige erinnern.»

### «Äusserst gefährliches Szenario»

All dies erfordere viel politisches Fingerspitzengefühl. Fehle es den USA daran, drohe ein «äusserst gefährliches Szenario»: eine «grosse Koalition aus China, Russland und dem Iran, eine «antihegemoniale» Koalition, die nicht von einer Ideologie zusammengehalten wird, sondern von sich untereinander verstärkendem Groll».

Derzeit zeigt sich, ob die Präsidenten Clinton, Bush, Obama, Trump und Biden dieses Fingerspitzengefühl demonstriert oder ob sie, statt Schach zu spielen, gepokert haben.

# be inspired

Davidoff  
CIGARETTES

NEW



## DISCOVER REACH

GET YOUR FREE PACK NOW\*



### THE PREMIUM CAPSULE CIGARETTES, MODERN AND INNOVATIVE IN EVERY WAY

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
- Firm-touch filter
- Reduced smoke smell

\*Allgemeine Bedingungen auf [davidoff-cigarettes.ch](http://davidoff-cigarettes.ch) Conditions générales sur [davidoff-cigarettes.ch](http://davidoff-cigarettes.ch)

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.  
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

# Frohnatur im Ernsteinsatz

Deutschland steht als Nato-Mitglied mitten in den Kriegswirren.  
Wie will die neue Verteidigungsministerin Christine Lambrecht das Land schützen?

Ralf Schuler

Berlin

Die deutsche Armee ist laufend mit Negativmeldungen in den Schlagzeilen. Zur Verteidigung der Führung muss man sagen: Die Lieferung der 5000 Helme, für die Bundesverteidigungsministerin Christine Lambrecht (56, SPD) Anfang Februar zu Recht öffentlich unter Beschuss geriet, hatte die Ukraine bestellt. Aber die Erfüllung dieser Bitte als Beleg für den mannhafte Schulterschluss mit einem Land zu nennen, an dessen Ostflanke gerade 150 000 Mann mit schwerem Gerät aufmarschiert sind, war mehr als ein Kommunikationslapsus. Es war eine politische Ausmusterung.

Dem Nachbarskind mit prügelndem Vater sinnbildlich Pflaster zu schenken, ist viel mehr als die situative Hilflosigkeit einer Ministerin, die im Einklang mit ihrer Überzeugung, ihrer Partei und ihrer Koalition keine wirksamen Waffen liefern und dennoch nicht mit leeren Händen dastehen wollte. Es ist die peinliche Ankunft der Generationen Sonnenblume und Wehrdienstverweigerung in der wahren Welt.

## Wiedehopf auf Übungsplätzen

Kommunikation ist ohnehin ein schwieriges Thema für die Ministerin, die im Angesicht der russischen Invasion in der Ukraine jetzt eigentlich das Gesicht deutscher Wehrhaftigkeit und Stärke sein müsste. Müsste. Die Wahrheit ist, dass diese Kategorien in den Augen allzu vieler Deutscher noch immer zum Inventar einer vermeintlich überwundenen, reaktionären und unfreundlichen Gestrigkeit gehören und nicht in die Wunsch-Wirklichkeit des 21. Jahrhunderts der diversen Klimaschützer und «gewaltfrei» Kommunizierenden.

Die Themen auf dem Bundeswehr-Internetportal sind da noch das kleinste Problem. Meldungen darüber etwa, dass der Wiedehopf (*Upupa epops*) als «Vogel des Jahres 2022» auch bei der Truppe wieder heimisch sei und dass Artenschutz auf den Übungsplätzen gross-



Ankunft der Generation Sonnenblume:  
SPD-Politikerin Lambrecht.

geschrieben werde. Auch dass deutsche Marineflieger einen «wichtigen» (!) Beitrag zur Überwachung des Waffenembargos gegen Libyen leisten, ist unter der Überschrift «Gourmetküche hoch über den Wolken» nur unfreiwillig komisch. Weniger witzig ist die Weltflucht, die hinter solchen Versuchen steckt, Wehrhaftigkeit mit possierlichen Tarnthemen zu verkleiden. Wehe, wenn der mentale Wiedehopf auf den realen Ukraine-Krieg trifft.

Doch auch sonst mutet die Kommunikation der Sozialdemokratin mitunter etwas seltsam an. Da reist Lambrecht mitten in der Ukraine-Krise ins Baltikum, um zu zeigen, dass «Deutschland fest an der Seite Litauens steht». Leider sind das vor allem leere Worte, wie der Generalinspekteur des Heeres, Alfons Mais, 59, jetzt sagte: «Die Bundeswehr steht mehr oder weniger blank da.» Der, an dessen Seite Deutschland steht, passt besser selbst auf sich auf.

Wenn die Ministerin dann noch die Gespräche mit ihrem litauischen Amtskollegen als «konstruktiv und offen» bezeichnet, müsste sie wissen, dass dies im Diplomatencode alles andere als eng und freundschaftlich ist, sondern eher kühle und kontroverse Gespräche anzeigt.

Alles in allem Kleinigkeiten, wenn Lambrecht jetzt nicht schon die dritte Verteidigungsministerin in Folge wäre, die zum Amtsantritt

erst einmal notdürftig Dienstgrade und Rangabzeichen büffeln musste. Dabei geht es weniger um lässliche Lücken im Detailwissen des Waffenhandwerks, sondern um das grundsätzliche Herunterwirtschaften eines der wichtigsten Ressorts des Landes, um das grundlegende Verständnis für Militär, Verteidigung und das Spiel der Mächte draussen in der Welt. Man könne die Soldaten ja auch mit «Herr Schmidt» et cetera ansprechen, heisst es dann aus dem Ministerbüro. Kann man und trägt seine Unkenntnis damit offen zu Markte.

Die Truppe ist um die letzten Inhaberinnen der Befehls- und Kommandogewalt (Ibuk) wahrlich nicht zu beneiden. Die erste, Ursula von der Leyen (63, CDU), jetzt EU-Kommissions-Präsidentin, engagierte jede Menge teure Berater, nahm das Sturmgewehr G36 übereilt ausser Dienst und unterstellte der Truppe nach rechtsradikalen Vorfällen pauschal ein «Haltungsproblem». Das führte dazu, dass vorsichtshalber sogar Bilder von Altkanzler Helmut Schmidt abgehängt wurden, weil dieser in der Wehrmacht gedient hatte. Nachfolgerin Annegret Kramp-Karrenbauer (59, CDU) trieb die Modernisierung etwa bei Uniformen für Schwangere und Bundeswehr-Kitas voran. Gegen zum Teil massive Ausrüstungsmängel und chronischen Geldmangel kamen beide nicht an.

## Image des herausguckenden Zivilisten

Nun also Lambrecht. Die in Mannheim gebürtige Juristin gehört der Parlamentarischen Linken an, hat eine Vorliebe für dick um den Hals geschlungene, eher gemütlich als wehrhaft wirkende Wollschals und scheut auch vor dem Anlegen kompletter Kampfmonturen nicht zurück. Versierte Politikdarsteller wissen, dass «Verkleidungen» umso alberner wirken, je mehr martialische Kluft und das Image des herausguckenden Zivilisten in Missklang stehen, und dass Herum-





kraxeln auf Panzern meist keine schönen Bilder bringt. Aber sei's drum.

Lambrecht kommt aus der Kommunalpolitik, war Stadtverordnete, sass im Kreistag, gehörte von 1998 bis 2021 dem Bundestag an, war Erste Parlamentarische Geschäftsführerin und ab 2019 Bundesjustizministerin. So hartnäckig sie sich jetzt gegen Waffenlieferungen an die Ukraine sperrte, so rechtspuristisch stellte sie sich als Bundesjustizministerin Strafverschärfungen bei Kindesmissbrauch, Absenkung des Strafmündigkeitsalters und Vorratsdatenspeicherung entgegen. Enteignungen als letztes Mittel gegen Wohnungsnot kann sie sich hingegen vorstellen.

### Offen für neue Partnerschaft

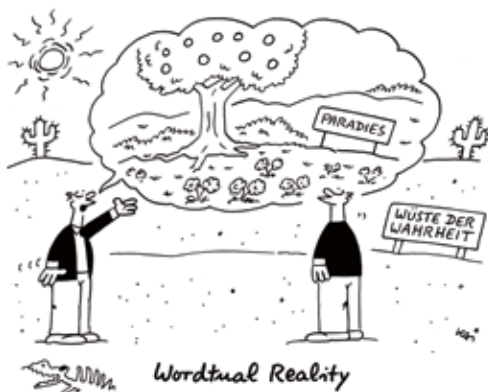
Lambrecht ist eine Frohnatur, die gern und häufig ihr Essen postet, selbst gern kocht, einen guten Wein zu schätzen weiss, 2013 mit einem Kochbuch (Achtung Wortspiel: «Wir haben

### *Es geht um das Verständnis für Militär, Verteidigung und das Spiel der Mächte draussen in der Welt.*

die besseren Rezepte») in den Wahlkampf zog und auch Wanderurlaube in Südtirol nicht verschweigt. Nach der Scheidung von dem Ex-SPD-Abgeordneten Hans-Joachim Hacker, 72, im Jahr 2019 liess Lambrecht die Leser der *Bunten* wissen, dass sie sich eine neue Partnerschaft vorstellen könne («Ich bin sehr gespannt, welche Überraschungen das Leben noch für mich bereithält»), dass Online-Dating für sie eher nicht in Frage komme («Man sollte einem Menschen real begegnen»). Ihr Sohn Alexander, 19, sei gewissermassen im Bundestag aufgewachsen, in Ausschüssen gewickelt worden und sei derzeit der einzige Mann in ihrem Haushalt.

Ganz gleich, ob man solche private Transparenz nun für sympathisch nahbar oder peinlich distanzlos hält, im Kreml oder auf Nato-Gipfeln wird man nicht erst lange Dossiers anlegen müssen, um zu wissen, mit welcher Frontfrau der deutschen Verteidigung man es zu tun bekommt.

Ralf Schuler leitet das Parlamentsbüro von *Bild*.



# Putin wird nervös

## Was ist von Russlands Drohung mit Atomwaffen zu halten? Militärhistoriker Martin van Creveld analysiert die Lage.

*Pierre Heumann*

Im Krieg gegen die Ukraine geht es Wladimir Putin nicht schnell genug. Der russische Präsident zeigt zunehmend Zeichen der Nervosität und der Verzweiflung, weil seine Truppen bislang keine spektakulären Erfolge vorweisen können. Neuerdings droht er sogar mit dem Einsatz von Atomwaffen. Aber der renommierte israelische Militärhistoriker Martin van Creveld glaubt nicht, dass Russlands Präsident diese heranziehen wird. Putin habe null Interesse daran, die Ukraine in eine «radioaktive Wüste» zu verwandeln. Dass die Nato der Ukraine zu Hilfe kommen wird, schliesst er ebenfalls aus. Sollte sie es tun, «wäre das fast das Ende der Welt». Gleichzeitig bedauert er, dass die Ukraine auf ihr Atomwaffenarsenal verzichtet hat. Damit hätte sich ein Krieg «mit Sicherheit» vermeiden lassen, wegen der gegenseitigen Abschreckung, ist er überzeugt.

### Motivation ist gering

Putin strebe keinen militärischen Sieg über die Ukraine an, sagt van Creveld. Er werde zwar grosse Teile der Ukraine einnehmen können, aber nicht das ganze Land. «Dazu ist es viel zu gross.» Die Ukraine ist auf fast allen Seiten von Russland umgeben. Eine Ausnahme besteht lediglich im Westen, wo sie an Polen, Moldawien und Rumänien grenzt. Das Land sei, abgesehen von den Karpaten und dem Krimgebirge, flach, was in den ersten Kriegstagen ein schnelles Vorrücken der russischen Truppen begünstigt habe. «Als sie sich jedoch auf den Krieg in Städten einliessen, wurden sie langsamer und sehen sich jetzt in eine Zermürbungsschlacht verwickelt.»

Putin verfolge mit dem Krieg gegen die Ukraine das Ziel, eine neue Regierung von seinen Gnaden in Kiew einzusetzen. Erst dann werde er sich aus der Ukraine zurückziehen, ist van Creveld überzeugt. Für Putin stehe viel auf dem Spiel. Sollte der Feldzug gegen die Ukraine nicht zu

einem schnellen Sieg Russlands führen, könnte das zu seinem Sturz führen, zudem den Zerfall Russlands einleiten. Denn von den 146 Millionen Menschen in Russland gehören 18 Prozent einer der 160 Minderheiten an. «Von denen warten nicht wenige auf eine Gelegenheit, sich vom Joch Moskaus zu befreien», meint der Historiker. Die Zeit arbeite gegen Putin.

Es kämpfen unterschiedliche Armeen gegeneinander. Aussagen russischer Kriegsgefangener lassen den Schluss zu, dass die russischen Truppen unerfahren sind und ihre Motivation gering ist, weil sie nicht wissen, weshalb sie den Befehl zum Einmarsch in die Ukraine erhalten haben. Anders die Ukrainer. Ihre Kampfmoral

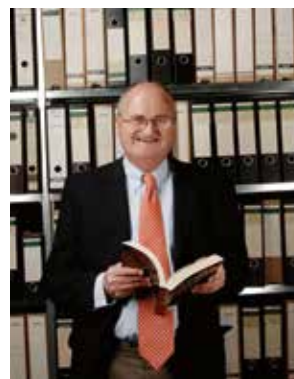
ist hoch, was van Creveld auch auf Erinnerungen an die von Stalin verursachte Hungersnot zurückführt, die Anfang der 1930er Jahre den Tod von Millionen von Ukrainern zur Folge hatte.

### Veraltete Ausrüstung

Die ukrainische Armee habe sich zwar auf einen russischen Angriff vorbereitet. Sie könne es aber weder qualitativ noch quantitativ mit der russischen aufnehmen. Ihre Ausrüstung sei veraltet, stamme teilweise noch aus Beständen der Sowjetunion.

«Die Ukraine hat mit ihrer konventionellen Armee gegenüber Russland keine Chance.» Doch aus dem konventionellen Krieg könnte ein urbaner Guerillakrieg werden. Das würde womöglich den Tod von fünfzig Ukrainern für jeden gefallenen russischen Soldaten bedeuten.

Wirtschaftssanktionen, die jetzt beschlossen wurden, dürften Putin kaum beeindrucken. So wie Stalin während des Höhepunkts des Zweiten Weltkriegs zu üppigen Banketten geladen habe, würden auch Putin und sein Zirkel «die Sanktionen kaum bemerken». Und das Volk, das unter den Sanktionen leiden werde, sei es eh schon gewohnt, auf vieles verzichten zu müssen.



«Fast das Ende der Welt»: van Creveld.



Zeit für solide Rahmenbedingungen: Kernkraftwerk Gösgen.

## «Das Technologieverbot muss fallen»

Was kommt, wenn die Geltungsdauer der heutigen Kernkraftwerke ausläuft?

Ex-Kaiseraugst-Chef Ulrich Fischer sagt, wie die nächste Generation ans Netz gehen kann.

Beat Gygi

Er erhielt den Übernamen «Atom-Ueli», auch Drohbrieffe, sein Auto wurde von Atomkraftgegnern angezündet – wenn jemand in der Schweiz den Einsatz für die Kernenergienutzung mit Leib und Seele verkörpert, dann Ulrich Fischer, der frühere operative Chef der Kernkraftwerke Kaiseraugst AG. Womit hat er so provoziert? Vom Auftreten her ist Fischer zurückhaltend, sachlich, abwägend, ohne Polemik. Aber in der Stimmung der siebziger Jahre reichte es, nüchtern und konsequent für die Kernkraft zu sprechen, um zur Reizfigur zu werden. Wie sieht er die Lage heute, da die Kernkraft wieder in den Vordergrund rückt? Wir treffen den 82-Jährigen in Seengen in seinem Haus, das übrigens als erstes in der Gemeinde Solarkollektoren auf dem Dach hatte.

«Die Vorteile der Kernenergie sind bestechend, meiner Meinung nach sollte man deren Anteil an der Stromproduktion erhalten. Zusammen mit der Wasserkraft kann man so den Strom für die Schweiz weiterhin praktisch CO<sub>2</sub>-frei produzieren.» Sich wieder der Kernenergie zuzuwenden, sei umso dringlicher, als die Elektrifizierung des Verkehrs, mehr Technologie in den Haushalten und das Bevölkerungswachstum den Strombedarf in die Höhe trieben.

«Auf Stromimporte können wir nicht mehr setzen, weil das Ausland selbst in Stromknappheit geraten wird», sagt Fischer. «Natürlich bringen auch Wind- und Solarenergie neue Kapazitäten, aber diese reichen nicht aus.»

Kurzfristig könnten Gaskraftwerke die Lücke schliessen, aber langfristig sei das ja nicht im Sinne der CO<sub>2</sub>-Minderungs-Politik.

Ist der Bau von Kernkraftwerken heute eine realistische Option angesichts des Zeitbedarfs und der zu erwartenden Kosten? Dazu Fischer: «Die Inbetriebnahme eines oder mehrerer neuer Kernkraftwerke kann auf den Zeitpunkt geplant werden, zu dem die bisherigen Werke ausser Betrieb genommen werden.» Eine Konzentration des Bewilligungsverfahrens würde den Zeitbedarf kontrollierbar halten. «Die Rahmenbedingungen müssten von Anfang an klar sein.»

### Schockiert über den Ölverbrauch

Und wie sieht er die Kosten? «Die wären für die Schweiz seriös zu ermitteln. Den Gegenden stelle ich die Gegenfrage, weshalb denn viele ärmere Länder in Osteuropa und Asien auf Kernenergie setzen, wenn diese derart teuer sein soll.» Standen die Chancen für Kernkraft in den sechziger und siebziger Jahren besser? «Damals herrschte tatsächlich eine Aufbruchstimmung, enthusiastisch empfand man die Atomkraft in weiten Kreisen als gute Lösung.» Dass es mit dem Erdölverbrauch nicht so weitergehen könne, sei schon damals klar gewesen.

Wie kam er eigentlich zur Kernenergie? Er hatte in Bern Jura studiert, 1968 das aargauische Fürsprecherpatent gemacht und seine berufliche Karriere in der aargauischen Verwaltung begonnen. Das sieht nicht aus wie

der direkte Weg in die Atomwirtschaft, aber: «Als Jurist im aargauischen Baudepartement wurde ich damals konfrontiert mit dem Projekt eines Industrie-Ölkraftwerks, das auf einen Verbrauch von 7,3 Tonnen Öl pro Stunde aus-

*Gerade über den Klimawandel Besorgte müssten doch empfänglich sein für diese CO<sub>2</sub>-arme Technologie.*

gelegt war. Pro Stunde – dieser Verbrauch schockierte mich, diese Umweltbelastung.»

Damals waren Debatten über die Kernenergie im Aufwind. «Ich kam zur Überzeugung, dass diese Art der Energieerzeugung wohl die richtige Lösung wäre». Das betreffende Öl-Kraftwerk wurde allerdings gebaut. Zum grossen Thema wurde die Kernkraft, als die beiden grössten Energiekonzerne der Schweiz, Elektrowatt und Motor-Columbus, sich daranmachten, Kaiseraugst und Leibstadt zu realisieren.

Da ergab sich auch Fischers Wendung zur Karriere als «Atom-Ueli». Er war Mitarbeiter beim FDP-Regierungsrat Bruno Hunziker, als Motor-Columbus anfragte, ob ein Jurist verfügbar wäre, der sich mit den Kernkraftfragen befassen und in die Firma wechseln könnte. Fischer: «Ich hatte nicht die Absicht, wegzugehen, aber Bruno Hunziker sagte: «Du als junger Freisinniger, du kannst doch nicht nur beim Staat herumrutschen. Geh mal in die

Privatwirtschaft. Wenn es nicht klappt, kannst du ja zurückkommen.»

So wechselte Fischer 1970 zu Motor-Columbus und übernahm die administrativen, juristischen und PR-mässigen Aufgaben der Kernkraftwerk Kaiseraugst AG. In der Politik war er zudem 1981 bis 1988 aargauischer FDP-Grossrat und 1987 bis 2003 Nationalrat. «Seit fünfzig Jahren bin ich jetzt mit der Kernkraft befasst und setze mich weiterhin dafür ein», betont Fischer seine Überzeugung. Er hat in der FDP an der jüngsten Hinwendung zur Kernenergie mitgewirkt und sich bei der Initiative «Stopp dem Blackout» engagiert, die nächstens lanciert wird.

Zentral ist für ihn jetzt die Aufhebung des Verbots zur Erteilung von Rahmenbewilligungen. «Dieses Verbot, viele nennen es Technologieverbot, muss fallen, denn es lähmt auch Forschungs- und Entwicklungsarbeiten auf dem Gebiet der Kernenergie», und erst mit dessen Streichung werde eine sachliche Debatte wieder möglich. Er findet den bundesrätlichen Ausstiegsentscheid von 2011 immer noch schwierig erklärbar. Wie schlagartig Bundesrätin Doris Leuthard von der voll engagierten Befürworterin der Kernenergie zur totalen Gegnerin wurde, verblüfft ihn nach wie vor.

Das zeigt einen weiteren Unterschied zwischen heute und den 1970er Jahren: Das Bundesamt für Energie und die Departementschefin Simonetta Sommaruga sind heute gegen die Atomkraft. Fischer: «Das war früher umgekehrt, wir hatten namhafte Sozialdemokraten, so Bundesrat Willi Ritschard, die ganz vehement für die Kernenergie eintraten. Ebenfalls Eduard Kiener, damals Direktor des Bundesamts für Energie, der heute auch bei der Initiative gegen den Blackout mitmacht.»

Eine weitere Frage lässt Fischer nicht los: «Ich finde es unlogisch, dass es beim Energiethema derartige parteipolitische Differenzen gibt. Da müssten doch die Linken die gleichen Interessen haben wie die Bürgerlichen. Das kann doch kein Schlachtfeld der Parteien sein.» Aber Grüne und Linke versteiften sich auf die Ansicht, Kernenergie sei nicht ökologisch. Dabei müssten doch über den Klimawandel Besorgte, gerade auch Junge, empfänglich sein für diese CO<sub>2</sub>-arme Technologie.

### Es waren die Kühltürme

Warum kippte damals in den siebziger Jahren eigentlich die zunächst bestehende Mehrheit zugunsten des Kernkraftwerks Kaiseraugst? Fischers Antwort ist elektrisierend: «Der Umschwung kam erst mit den Kühltürmen.» Wie? «Der Entscheid der Behörden, dass man nicht mit Flusswasser kühlen dürfe, sondern Kühltürme bauen müsse, verschob den Rahmen.» Die Kühltürme seien nicht aus ökologischen, sondern aus optischen Gründen zum Killerargument geworden. Deren gewaltige Ausmasse erzeugten Angst in der Bevölkerung.

«Es ist ja pikant, dass Kernkraftwerke bildlich immer durch Kühltürme symbolisiert werden, nie durch Reaktoren.»

Der Kampf um Kaiseraugst dauerte von 1966 mit dem Gesuch um Genehmigung des Standorts bis 1989 mit der Schlussabstimmung im Parlament über die Nichtrealisierungsvereinbarung, also die endgültige Aufgabe des Vorhabens. Die schicksalhafte Ablehnung der Flusskühlung erfolgte im März 1971, die illegale Besetzung des Geländes durch Kernkraftgegner lief von April bis Juni 1975. Fischer schildert die ganze Geschichte des Projekts im Buch «Brennpunkt Kaiseraugst» (2013).

Was ist seiner Ansicht nach der grösste Schaden aus dem gescheiterten Kaiseraugst-Projekt? «Am gravierendsten ist meiner Ansicht nach, dass der Rechtsstaat in so grossem Ausmass Schaden genommen hat. Dass illegale



Aktionen rechtmässig erteilte Bewilligungen einfach so aushebeln konnten, dass ein Projekt unmöglich wurde, obwohl es durch alle Verfahren hindurch erkämpft worden war, das hat das Vertrauen in die Rechtssicherheit massiv untergraben.» Für die Zukunft seien solidere Rahmenbedingungen unerlässlich.

Und, so Fischer, auch eine klare Zuteilung der Verantwortung: «Bis anhin ist niemand für eine sichere Stromversorgung des Landes verantwortlich.» Bisher hätten die Strom-Überlandwerke diese Aufgabe ohne konkrete Zuweisung wahrgenommen, weil es sich lohnte. Nun sei das aber nicht mehr rentabel. Mit dem Resultat, dass sich niemand für die Versorgung zuständig fühle. Fischers Schluss daraus: «Es ist Zeit, dass der Bund die Verantwortlichkeiten bei der Stromversorgung konkret festlegt.»

## BRODER

### Aus der Traum

Die amtierende Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und frühere Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland, Charlotte Knobloch, 89, hat in einem Interview mit dem Evangelischen Pressedienst ein paar einfache Sätze gesagt, die für eine mittelschwere Aufregung gesorgt haben. Sie glaube nicht mehr an eine «Normalität für die jüdische Bevölkerung» in Deutschland, «Dieser Traum nach Normalität, den ich hatte, der wird sicherlich ein Traum bleiben.» Der Hass auf Juden nehme weiter zu, viele Menschen würden Juden «für die Corona-Pandemie verantwortlich» machen.

Dem könnte man entgegenhalten, dass Träume in aller Regel Schäume sind und die meisten Alpträume nach dem Aufwachen beginnen, mit Nachrichten aus der Ukraine oder einer Rede der SPD-Vorsitzenden Saskia Esken. Man könnte aber auch darauf hinweisen, dass es für Juden weder vor noch nach 1945 eine «Normalität» in Deutschland gegeben habe, nur Varianten der Anormalität. Ebenfalls hilfreich wäre die Feststellung, dass auch die nichtjüdische Bevölkerung, die immerhin 99,25 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht, gerne wieder «normal» leben möchte statt in einem Daueralarmzustand, verursacht durch die «Fridays for Future»-Panik, die lange geleugnete Inflation und die von der Regierung durchgesetzte Willkommenskultur.

### Wirr und widersprüchlich

Relevant wäre es auch, daran zu erinnern, dass der Zentralrat der Juden sich im Laufe der Zeit zu einer Vorfeldorganisation entwickelt hat, die alles absegnet, was die Bundesregierung auf den Weg bringt – so zum Beispiel die Energiewende, die Anti-Corona-Massnahmen, egal, wie wirr und widersprüchlich sie sind.

Gemessen an der Staatsergebenheit des Zentralrates, sind sogar die Kirchen Horte des kritischen Denkens.

Lieber Gott, wie konnte es so weit kommen?

Henryk M. Broder

# Traum vom Staatenbund

SPD-Doyen Klaus von Dohnanyi lobt Europa als friedliche Kooperation von Nationalstaaten. Die Zentralisierung der EU schränkt diese Möglichkeiten allerdings immer mehr ein.

Joachim Starbatty

**E**in EU-Parlament aus 27 Staaten mit 24 Sprachen und einer Präsidentin aus Malta könne nicht über Deutschlands Schicksal entscheiden, sagt Klaus von Dohnanyi im Interview mit der *Weltwoche* vom 16. Februar (Ausgabe 07/22). Auch einen Bundesstaat nach amerikanischem Vorbild hält er angesichts der Vielzahl europäischer Nationalstaaten, Kulturen und Sprachen für eine Illusion. Er wünscht sich einen europäischen Staatenbund.

Ist aber nicht der Integrationsprozess in der EU längst darüber hinausgegangen? Die Mehrheit des EU-Parlaments will «mehr Europa». Sie glaubt, dass nationaler Souveränitätsverzicht zugunsten der EU die europäische Stimme kraftvoller im Globalisierungskonzert ertönen lasse; das komme dann auch den Mitgliedstaaten zugute. Das Parlament denkt dabei aber auch an sich: Kompetenzzuwachs für Brüssel stärkt das Mitspracherecht der Abgeordneten. Da spannen Kommission und Parlament zusammen.

Das Subsidiaritätsprinzip ist längst kein Hindernis mehr. Die Devise in Brüssel lautet inzwischen: Was europäisch gemacht werden kann, wird europäisch gemacht. Die Mitgliedstaaten sperren sich nicht ernsthaft dagegen. Wenn ihre Regierungschefs vor dem Parlament sprechen, hören die Abgeordneten: Ein einzelner Stab lässt sich leicht brechen, aber gemeinsam sind wir stark.

## Verdeckte Staatsfinanzierung

Die Europäische Währungsunion (EWU) können wir dafür als Beispiel nehmen. Für den früheren deutschen Außenminister Klaus Kinkel war die Zeit der europäischen Dorfwährungen abgelaufen. Doch hielten sich die Mitglieder der EWU nicht an die stabilitätspolitischen Spielregeln und brachten die Währungsunion damit an den Rand des Scheiterns. Auf Geheiß der Politik ist die Europäische Zentralbank (EZB) eingesprungen und hält über die verdeckte Staatsfinanzierung überschuldete Mitgliedstaaten im gemeinsamen Boot. Das hat sie bisher daran gehindert, frühzeitig den inflatorischen Auftrieb zu bremsen. Die frühere Bundeskanzlerin Angela Merkel hat zusammen mit Emmanuel Ma-

cron die nationale Haushaltsautonomie untergraben: Sie hat den Weg freigemacht für ein Corona-Hilfsprogramm in Höhe von 750 Milliarden Euro, wobei die Gemeinschaft für die Schulden einzelner Länder haftet. Eine solche



*Wahre Hoffnung der Welt:*  
Autor Dohnanyi.

Konstruktion hat noch nie funktioniert. Man hätte sich von Dohnanyi eine Antwort auf die Frage gewünscht, wie er bei seinem Konzept die schleichende Aushöhlung nationaler Souveränität unterbinden will.

Europa sei eine wahre Hoffnung der Welt, sagt von Dohnanyi, wir machten es friedlicher und damit besser als die USA. Man spürt in

*Die Devise in Brüssel lautet:  
Was europäisch gemacht werden kann, wird europäisch gemacht.*

dem Interview seine Abneigung gegen den «American way of politics». Wie schaffen und erhalten wir aber den Frieden? Frieden ist – ökonomisch gesprochen – ein Kollektivgut: Alle profitieren davon, aber irgendjemand muss dafür verantwortlich sein, dass einzelne autoritäre Regierungen andere nicht mit Krieg überziehen und dass die grossen Seewege von Piraterie freigehalten werden. Bisher haben überwiegend die USA die Kosten dafür

in Form höherer Verteidigungsausgaben und eines hohen Blutzolls getragen. Deutschland hat dagegen die Position eines «free rider» eingenommen und sich im Schutz amerikanischer Militärpräsenz häuslich eingerichtet. Der frühere Brigadegeneral und promovierte Militärhistoriker Erich Vad macht auf die in der deutschen Politik vergessene Selbstverständlichkeit aufmerksam, dass Streitkräfte einsatzbereit sein müssten, sonst seien sie das Geld nicht wert, das in sie investiert werde.

## Chefinnen der deutschen Armee

Und dann sehe man sich unsere drei letzten Verteidigungsministerinnen an: Ursula von der Leyen wollte sich auf dem Weg zu der von ihr damals angestrebten Kanzlerschaft militärische Expertise aneignen, Annegret Kramp-Karrenbauer wurde nach ihrem mehr oder weniger erzwungenen Rücktritt als CDU-Vorsitzende mit dem Posten einer Verteidigungsministerin abgefunden, und warum Christine Lambrecht, die eben gekürte Verteidigungsministerin, diese Position erhalten hat, weiss man nicht.

Dass die USA als Produzent und Hüter des Kollektivguts Frieden einiges falsch gemacht haben, lässt sich nicht leugnen. Wenn Deutschland es friedlicher und besser machen will, muss es jedoch bereit sein, die Kosten hierfür zu übernehmen.

Das *Weltwoche*-Interview mit von Dohnanyi wurde vor dem Überfall Russlands auf die Ukraine geführt. Doch können wir zumindest aus seiner Einschätzung, die Nato-Osterweiterung auf Betreiben der USA habe Russland an die Seite Chinas gedrängt, schliessen, dass sich Russland seiner Meinung nach mit dem politischen Status quo nicht abfinden wollte. Aber auch er wäre sicher entsetzt über Putins Angriffsbefehl auf ein lebenswürdiges Land, wo die Menschen nichts anderes wollen, als mit sich und der Welt in Frieden zu leben.

Joachim Starbatty ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Tübingen und war von 2014 bis 2019 Mitglied des Europäischen Parlaments.

# Rückkehr zu Dölf Ogi

Kann die SRG 550 Millionen Franken sparen, wie eine Initiative das will? Die Lösung ist einfach.



**D**as Timing ist nicht ideal. Es ist nicht die beste Zeit für einen Angriff auf die SRG.

Wenn die Welt in Spannung ist, dann gibt es stets eine sichere Vorhersage. Beim Schweizer Fernsehen steigen dann die Einschaltquoten. Es ist dies die Regel vom Mauerfall über den Golfkrieg bis zu Corona.

Derzeit gehen die Publikumszahlen wieder hoch. Diesmal ist der Krieg in der Ukraine der Quotentreiber.

Es ist darum schon etwas verwegen, wenn ein Initiativkomitee genau jetzt gegen die SRG zu Felde zieht. Das Komitee aus SVP- und FDP-Politikern, ergänzt durch den Gewerbeverband, will die Radio- und TV-Gebühren pro Haushalt von derzeit 335 Franken auf 200 Franken senken. Zudem werden Unternehmen von der Zwangsabgabe befreit.

Nun wird die 200-Franken-Initiative, so viel zum Timing, allerdings erst etwa im Jahr 2025 zur Abstimmung kommen. Bis dann ist auch der Krieg im Schneetreiben von Kiew nur noch Schnee von gestern.

Vater der 200-Franken-Idee ist SVP-Nationalrat Thomas Matter. Er ist beruflich ein Investor im Bankgeschäft. Im Gegensatz zu den meisten seiner Ratskollegen versteht er etwas von Finanzen.

Die Frage ist also: Kann die SRG mit einer Jahresgebühr von nur noch 200 Franken finanziell überleben?

Ja, sie kann. Es gibt dazu eine einfache Strategie, die seinerzeit schon von Bundesrat Dölf Ogi ausgedacht wurde. Wir kommen gleich auf Ogi zurück.

Erst aber zu den Zahlen. Mit der Reduktion der Gebühren von 335 auf 200 Franken sinken

die Einnahmen der SRG um rund 550 Millionen Franken. Heute hat sie, inklusive Werbung und Sponsoring, ein Jahresbudget von 1,45 Milliarden. Bei einem Ja zur Initiative läge das Budget noch bei 900 Millionen.

Ein SRG-Budget von 900 Millionen entspricht dann ziemlich genau dem Haushalt des öffentlichen Rundfunks von Belgien. Belgien ist darum ein guter Vergleich, weil man hier, wie bei uns, ebenfalls drei sprachregionale TV- und Radio-Kanäle betreibt, je eine Sendekette für die flämische, für die wallonische und für die deutsch-

*Mit S plus erlosch das kurze  
Aufflackern einer echten  
SRG-Konkurrenz – bis heute.*

sprachige Region des Landes. Mit 900 Millionen müsste also auch die SRG zurechtkommen.

In Finanzfragen ist die Chefetage der SRG allerdings wenig kompetent. SRG-Generaldirektor Gilles Marchand und SRF-Direktorin Nathalie Wappler waren schon völlig überfordert, als sie zuletzt, aufgrund sinkender Werbeeinnahmen, nur schon fünfzig Millionen einsparen sollten. Ihre Übung endete im Chaos.

Die Lösung ist darum einfach. Bei einer Annahme der 200-Franken-Initiative wird der zweite TV-Kanal des Schweizer Fernsehens privatisiert.

Damit wären wir zurück bei SVP-Bundesrat Dölf Ogi. 1993 gründete Medienminister Ogi den Sender S plus als zweiten Schweizer TV-Kanal. S plus sollte ein Gegengewicht zur SRG werden, eine Alternative zum «Geist von Leut-

schenschbach», wie Ogi es nannte. Auch private Verlagshäuser waren an S plus beteiligt.

Ogis Nachfolger, der SP-Mann Moritz Leuenberger, zerstörte die Idee dieses offenen Wettbewerbs schon drei Jahre später. Er verstaatlichte den Kanal, machte ihn zu einer hundertprozentigen SRG-Tochter und nannte ihn SRF zwei. Das kurze Aufflackern einer echten SRG-Konkurrenz erlosch – bis heute.

**M**it der Volksinitiative «200 Franken sind genug» könnte Ogis Vision dreissig Jahre später doch noch Wirklichkeit werden. Wenn die SRG dadurch 550 Millionen einsparen muss, ist die naheliegende Lösung die Privatisierung ihrer zweiten TV-Kanäle, also die Privatisierung von SRF zwei in der Deutschschweiz, RTS 2 in der Westschweiz und RSI La 2 im Tessin. Damit wäre ein Grossteil der nötigen Kostensenkung erledigt.

An möglichen Käufern für das Paket sollte kein Mangel sein. Ich könnte mir zur Übernahme des zweiten TV-Kanals zum Beispiel ein Konglomerat von Swisscom, Coop und dem Medienhaus CH Media vorstellen. Swisscom und CH Media hätten hier ein ideales Spielfeld für ihre Sport- und Filmrechte, die sie der SRG bereits abgejagt haben, Coop bekäme eine potente Werbeplattform. Interessiert wären als zusätzliche Partner sicher auch ausländische Medienkonzerne wie Liberty und RTL.

Kurzum, ich bin für die Initiative der 200 Franken an SRG-Gebühren. Ich bin nicht dafür, weil ich ein bisschen Haushaltsgeld sparen will. Ich bin dafür, weil dadurch endlich etwas Dynamik in unseren starren TV-Markt kommt.



## INSIDE WASHINGTON

### Bidens Ukraine-Absturz

Während sich ein 64 Kilometer langer Konvoi russischer Panzer auf Kiew zu bewegt, wird Amerikanerinnen und Amerikanern in Erinnerung gerufen, dass Wahlen Folgen haben. Es ist ein Schlag ins Gesicht von Präsident Biden, dem Oberkommandierenden der amerikanischen Streitkräfte, dass mehr als 60 Prozent der Bevölkerung – und fast 40 Prozent der Anhänger der Demokratischen Partei – der Ansicht sind, dass Wladimir Putin nicht versucht hätte, die Ukraine zu besetzen, wenn Ex-Präsident Donald Trump noch im Oval Office sässe.

Gemäss derselben Umfrage des Harvard Center for American Political Studies glauben fast 60 Prozent der amerikanischen Bevölkerung, zu Recht oder zu Unrecht, der russische Präsident habe diesen Schritt nur deshalb gewagt, weil er den Mann im Weissen Haus als schwach empfinde. Nur 42 Prozent sind laut einer Umfrage von CNN der Ansicht, «Biden werde die richtigen Entscheidungen treffen hinsichtlich der Situation in der Ukraine».

Nach einem Jahr im Amt hat der Mann, der seine Präsidentschaftskampagne von seinem Keller aus geführt hatte, Mühe, sich bei seinem Volk Respekt zu verschaffen. Das eher linksgerichtete National Public Radio berichtet, über die Hälfte der Bevölkerung sei der Ansicht, Bidens Präsidentschaft sei bisher «ein Misserfolg», und noch einmal die Hälfte findet, der Demokrat, der versprochen hatte, nach dem trumpschen Tumult für Ruhe zu sorgen, habe mehr dafür getan, das Land zu entzweien als es zu vereinen. Laut CNN gibt es «wenige Anzeichen dafür, dass das Volk sich geschlossen hinter Biden stellt» angesichts der herrschenden internationalen Krise. Der Zustand der Nation bleibt, wenn nicht kritisch, so zumindest skeptisch.

Amy Holmes

# Wurst schreibt Weltgeschichte

Der katholische «Schüblig-Ziischtig» ist 2022 ein spezielles Fest: Vor 500 Jahren begann Zwinglis Reformation – mit Schüblig.

Max Kern

**D**er katholische Brauch hält sich im reformierten Zürcher Oberland, der Heimat von SVP-Bundesrat Ueli Maurer, seit Jahrhunderten: Am «Schüblig-Ziischtig», dem Tag vor Aschermittwoch und der darauffolgenden 40-tägigen Fastenzeit, werden die protestantischen Bäuche mit viel Speck und fettigen Würsten gefüllt. Der Begriff Karneval (deutsch: Fasnacht) wird gebildet durch die beiden Wörter «carne» und «vale», übersetzt: Fleisch, ade!

### Nur interessierter Beobachter

Was am «Schüblig-Ziischtig» dieses Jahr in der ersten Märzwoche fast vergessen geht: Die wichtigste Wurst der Weltgeschichte feiert am 9. März ihren 500. Geburtstag. Geräucherte Schüblige aus einem Zürcher Kamin führten damals zur Zürcher Reformation, die entscheidend zur Spaltung des westlichen Christentums beitrug.

Der 9. März 1522 ist im Julianischen Kalender (der gregorianische wird erst sechzig Jahre später eingeführt) der erste Sonntag in der Fastenzeit vor Ostern. An der Grabengasse (heute Gräbligasse) im Zürcher Niederdorf wird in der Werkstatt von Druckermeister Christoph Froschauer Weltgeschichte geschrieben. Zwei katholische Priester, einer von ihnen ist der spätere Reformator Huldrych Zwingli (1484–1531), und zehn Handwerker haben sich im «Haus zum Weingarten» eingefunden, um das Fastengebot zu brechen.

Die Gattin des deutsch-stämmigen Froschauer, der später Zwinglis Zürcher Bibel druckt, tischt zwei in dünne Scheiben geschnittene Rauchwürste auf. Obwohl Zwingli offiziell nur interessierter Beobachter gewesen sein soll, führt das Wurstessen mitten in der Fastenzeit zum offenen Konflikt mit dem Bischof von Konstanz und der Kirche.

Zwei Wochen später hält Leutpriester Zwingli im Grossmünster in Zürich eine flammende Predigt und behauptet, aus der Bibel liessen sich keine Speisevorschriften ableiten. Es sei keine Sünde, das Fastengebot zu brechen, und könne deshalb nicht mit einer kirchlichen Strafe geahndet werden. Mehr noch: Er erklärt das Fasten zur Privatsache, indem er verkündet: «Willst du fasten, tue es; willst du lieber kein Fleisch essen, iss es nicht, lass aber dabei den Christenmenschen ihre Freiheit.»

Ein Jahr nach dem legendären Wurstschmaus werden in Zürich alle Fastengebote abgeschafft. Der Tabu-Bruch des Wurstessens während der Fastenzeit läutet die Trennung der Konfessionen ein.

### Mit Sägemehl gefüllt

Nichtsdestotrotz hält sich im reformierten Zürcher Oberland bis heute der Brauch des «Schüblig-Ziischtig». Bis in die späten 1980er-Jahre haben die Kinder am Nachmittag gar schulfrei, gehen von Haustür zu Haustür und bitten um Gaben. Ältere Buben machen sich einen

Spass daraus, Schüblige aus den Kochtöpfen der Nachbarn zu stibitzen. Darum wurden viele Würste vorsorglich mit Sägemehl gefüllt.

Die Metzgerei Minnig in Bubikon ZH hat allein für den «Schüblig-Ziischtig» vom 1. März in einer Woche 20 500 Würste ge-

räuchert und verkauft. Historisches geschieht in der Traditionsmetzgerei am Fuss des Ausichtsberges Bachtel im Vorfeld: Erstmals steht ein Kalbs-Schüblig im Angebot, ganz ohne Schweinefleisch, mit Speckwürfeln vom Kalb. Wohl eine Konzession an die stetig wachsende Gemeinschaft der Muslime im Zürcher Oberland. Bald sollen auch vegetarische oder vegane Schüblige dazu kommen. Die Tradition des «Schüblig-Ziischtig» bleibt, die Wurst wandelt sich.



Fleisch, ade!

# Helvetia rennt

In langwierigen Anstrengungen haben sich die Frauen im Sport eine eigene Stellung erkämpft. Jetzt reissen Transgender-Wettkämpferinnen die Grenzen wieder auf.

Walter Mengisen

**E**s ist ein Thema mit vielen Fallstricken, Fettnäpfchen und starken ideologischen Ansichten: Chancengerechtigkeit im Sport. Darf ich als «alter weisser Mann» darüber schreiben? Dass sich der Sport aus männlichen Strukturen entwickelt hat, ist offensichtlich und geht einher mit den gesellschaftlichen Entwicklungen und Veränderungen.

Die Idee der Olympischen Spiele, von Baron Pierre de Coubertin im 19. Jahrhundert übernommen, verkörpert die moderne Ausprägung des Sports und orientierte sich stark am antiken Vorbild und damit auch an entsprechenden Traditionen. Bei der ersten Austragung der neuzeitlichen Olympischen Spiele 1896 waren die Frauen als Athletinnen nicht zugelassen.

Die oft heftigen Auseinandersetzungen über die Frage der Zulassung von Frauen, zum Beispiel in der Leichtathletik, hatten einen ideologischen Hintergrund über das Wesen der Frau, vor allem aus biologischer Sicht. Meist Mediziner setzten sich mit der Frage über die Opportunität des weiblichen Sporttreibens auseinander, zum Teil mit Ausführungen, die heute haarsträubend wirken. Die biologische Argumentation zieht sich durch die Diskussion bis heute. Sie wurde zwar umgedeutet im Sinne der gesundheitlichen Prophylaxe und schliesslich auch kompatibel fürs traditionelle Frauenbild gemacht mit dem Argument: Gesunde Frauen haben gesunde Kinder.

## Schritt zur Akzeptanz

Der entscheidende Schritt zur Akzeptanz der Frauen im Sport erfolgte 1921 mit der Gründung der Fédération sportive féminine internationale. Die Emanzipationsbewegung in den 1960er Jahren eröffnete sodann eine neue Betrachtungsweise. Die französische Philosophin Simone de Beauvoir brachte es auf den Punkt: «Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.» Welches Bild der Frau wird im Sport transportiert, und wie wird heute über Frauen im Sport berichtet? Die Berichterstattung ist in einzelnen Aspekten nach wie vor geprägt von Rollenklischees. Doch wäre es heute unmöglich, was 1969 die renommierte Journalistin Isolde Schaad in der *Welt-*

*woche* über die damals beste Schweizer Leichtathletin, Meta Antenen, schrieb: «[. . .] Sie hat viel von einer edlen Araberstute an sich, geht sozusagen in leichtfüssigen Jamben und hat Haltung auch fern vom Rampenlicht. Ihr Benehmen ohne Fehl und Tadel, ist ganz Tochter aus gutem Hause: zurückhaltend, natürlich, bescheiden.» Eine solche Berichterstattung über Athletinnen wird glücklicherweise nicht mehr akzeptiert.



«In leichtfüssigen Jamben»: Leichtathletin Meta Antenen.

Dies kann man leider über die Akzeptanz von Sportjournalistinnen nicht behaupten. Sie sind nach wie vor Vorurteilen ausgesetzt und werden oft von Männern als inkompetent wahrgenommen. Wer sich als TV-Frau im Sport exponiert, dem weht auch 2022 noch ein eisiger Wind entgegen. Da ist es doch tröstlich, dass es Steffi Buchli als Chefin Sport der Blick-Gruppe an die Spitze geschafft hat. Aber wo bleiben die Frauen in der Sportführung? Die Kampagne «Helvetia rennt» will dies ändern. Schweizerinnen sollen nicht nur im Wettkampf brillieren, sondern auf allen Stufen im Schweizer Sport mitreden und mit-

bestimmen. Der heutige Frauenanteil beim Amateursport beträgt 50 Prozent, aber nur 8 Prozent der Präsidialämter der Sportverbände sind durch Frauen besetzt. Vertretung der Frauen in der Geschäftsleitung von Swiss Olympic: null Prozent. Bundesrätin Viola Amherd postuliert, dass bis 2024 der Anteil der Frauen in Führungspositionen im Sport auf 40 Prozent erhöht werden soll.

## Probleme im Wettkampfsport

Nun taucht ein neues Problem auf: Gender benennt nicht nur Frau oder Mann, sondern die gesellschaftliche Dimension von Geschlecht. Gemeint sind damit die kulturspezifisch wie historisch variablen Rollen, Erwartungen, Werte, die an das jeweilige bei der Geburt zugewiesene Geschlecht geknüpft sind. Damit ergeben sich Probleme im Wettkampfsport. Da gilt einerseits die Norm der Zwei-

*Es ist ein Dilemma, dem sich auch der Sport nicht entziehen kann.*

geschlechtlichkeit, andererseits die Norm der Heterosexualität. Das Eindeutige ist die binäre Geschlechterordnung. Es gibt nur Frauen- oder Männerkategorien im Wettkampf.

Athletinnen, deren Biologie von der dualen Geschlechtervorstellung abweicht und die Spitzenleistungen erbringen – wie die 800-Meter-Läuferin Caster Semenya –, sind eine besondere Herausforderung. Auch die politisch sehr aktive LSBTT\*-Bewegung (Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans\*, Inter\*-Menschen) steht der binären Kategorisierung im Sport sehr kritisch gegenüber. Müsste man neben Frau/Mann neue Kategorien im Sport schaffen – und damit erst recht eine Stigmatisierung verschiedener Gruppierungen akzentuieren? Es ist ein Dilemma und gesellschaftspolitisches Problem, dem sich auch der Sport nicht entziehen kann.

Walter Mengisen ist ehemaliger Leiter der Hochschule für Sport Magglingen.

# Wir Waldgänger

Was Jahrhundertschriftsteller Ernst Jünger (1895–1998) zur deutschen Corona-Politik zu sagen hat.

Milosz Matuschek

Man begegnet ihnen in der Schweiz als «Freiheitsstrychler», als «Freunde der Verfassung» oder als Mitglieder von «Mass-voll!». In Deutschland sind sie «Querdenker» und «Montagsspaziergänger». Für Medien und Politik sind sie seit Pandemiebeginn einfach nur «Radikale, Rechte und Esoteriker».

Gesichert ist bei all diesen Etikettierungen nur wenig – ausser vielleicht: Massnahmenkritiker und Covid-Impfgegner sind kein monolithischer Block. Sie stellen einen Querschnitt durch die Gesellschaft dar. Und sie werden mehr; die jüngsten Lockerungen in einigen Ländern ändern wenig daran. So mancher würde sich wundern, hinter welcher brav-bürgerlichen Fassade noch eine Freiheitsglut lodert und nur auf etwas Wind wartet, um wieder aufzuflammen.

Und dennoch: In den Kreisen der Massnahmenkritiker begegnet einem am ehesten ein bestimmter Charaktertypus. Es sind Menschen, die unter keinen Umständen bereit sind, ihre Freiheit aufzugeben. Es sind Menschen, die so verwachsen mit der Sehnsucht nach Leben, Wahrheit und Persönlichkeitsentfaltung sind, dass sie ihre Existenz für den Kampf um diese Werte zu opfern bereit wären. Sie bewerten das «So-Sein» höher als das «Da-Sein». Sie sind ungeimpft, unerschrocken, ungebrochen. Sie sind die Paria von heute und zugleich schon Pfeiler einer Ordnung von morgen. Sie sind alte Unbeirrbar. Und neue Titanen auf Kindesbeinen. Sie sind: «Waldgänger».

## Schlüsseltext für unsere Zeit

Diesem Typus Mensch hat der deutsche Schriftsteller Ernst Jünger in einem gut siebzig Jahre alten Text ein Denkmal gesetzt. Der Essay «Der Waldgang» ist ein Schlüsseltext auch für unsere Zeit. Ja, im Grunde jeder Zeit, die sich wie unsere auch gerade einer Zeitenwende oder einem Verfallsdatum nähert. Denn der Waldgänger ist eine wiederkehrende Erscheinung jeder Verfallszeit.



Schulduzuweisungen und Sündenböcke: Jünger.

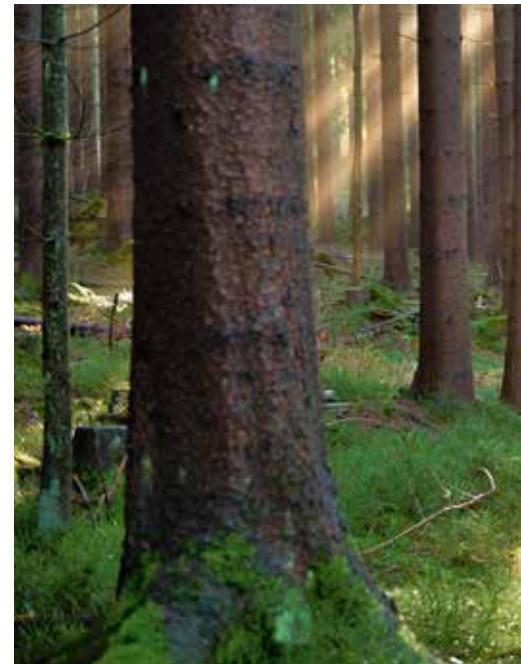
So wie Hegels Eule der Minerva erst in der Dämmerung ihren Flug beginnt, so zeigt sich der Waldgänger erst nach Einbruch der Dunkelheit. Jünger sah in seiner Zeit einen aktiven Nihilismus am Werk, eine bewusste Umformung der Werte. Die Zeit der «neuen Normalität» wird nach gleichem Muster von oben verkündet, als unausweichliche Notwendigkeit in Form polit-planerischer Weitsicht und Herrschaftswissen. Doch dafür müssen die Planer erst noch an den Waldgängern vorbeikommen.

«Der Waldgang» ist eine Art Vademecum des Widerständlers. Es ist ein Trost-, Inspirations- und Mutmachbuch. Man kann es als Anleitung zum Widerstand lesen, als Handbuch aller, die sich seit dem antizaristischen Kleinbürgerschreck Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewski die Frage aller Fragen kritischer Geister stellen: «Was tun?»

Der Text stammt ausgerechnet von einem Autor, der im Spiegel des zeitgenössischen Kulturbetriebs wohl den zweifelhaften Ehrentitel des «ältesten weissen Mannes» bekäme. Doch auch wer in Jünger nur einen Militaristen und Reaktionär sehen will, wird sich dem Text kaum entziehen können. Wahre Worte müssen nicht aus der Feder eines offenen Widerständlers stammen, um bis heute Gültigkeit und Strahlkraft zu besitzen.

Ob wir heute in vordiktatorischen, autoritären oder neo-totalitären Zeiten leben, werden vielleicht erst Historiker ex post richtig einordnen können. In Zeiten, die Waldgänger hervorbringen, ist auf akademische und offizielle Würdenträger, also auf Juristen, Politiker, Journalisten, Kleriker und sonstige Bannerträger irgendeiner Institution, ohnehin kein Verlass mehr. Man kann nun mehr Wahrheit in einem Gedicht, einem Lied oder einem Wandgraffito finden als in Lehrbüchern des Staatsrechts.

Es ist die Zeit des schleichenden Übergangs der Herrschaft, eines Machtwechsels weg von der Politik und hin zu denen, welchen die Massstäbe



Der Waldgänger will nicht die Schafe der

menschlichen Handelns erhalten geblieben sind – weil sie durch keine Übermacht zum Verzicht auf menschliches Handeln gebracht werden konnten. Es ist ein Spiel der Kräfte zwischen der institutionellen Macht und der ideellen, freischwebenden Macht, eine Art Mobile, mit einer Machterosion auf der einen und einem Machtgewinn auf der anderen Seite: «Wenn alle Institutionen zweifelhaft oder sogar anrüchig werden [...] dann geht die sittliche Verantwortung auf den Einzelnen über oder, besser gesagt, auf den noch ungebrochenen Einzelnen.»

## «Der Kranke ist Souverän»

Bisher mag es eine Minderheit sein, die sich herausgefordert fühlt, monströs erscheinende Schlüsse zu ziehen. Haben wir eine Covid-Diktatur, ausgehend von einem Konglomerat demokratisch nicht gewählter Governance-Strukturen, von Grosskonzernen und Philanthrokapitalisten – mit dem Mainstream-Journalismus als Steigbügelhalter? Tatsache ist nur: Nichts mögen die Parteigänger des Covid-Regiments weniger, als wenn man sie des Diktatorischen bezichtigt. Zu gerne wären sie bei den Guten.

Dabei gäbe es einen einfachen Weg, diesen Vorwurf aus der Welt zu schaffen: Man könnte sich zur Abwechslung mal aufführen wie in einem demokratischen Rechtsstaat. Jünger wusste: «In ihrem Aufstieg leben Diktatoren zum grossen Teile davon, dass man ihre Hieroglyphen noch nicht entziffern kann.»

Der Waldgänger ist immer unzeitgemäss, er muss es denklogisch sein. Doch anders als das Wort vermuten lassen mag, hat diese Figur nichts mit dem Eremiten oder Eskapisten zu tun. Der Wald ist kein Ort, sondern ein unerbittlicher, freiheitlicher und oppositioneller Gedankenzustand. Der Waldgänger sieht der





*Herde warnen. Sondern die Wölfe aufwecken.*

Gefahr ins Auge und geht in die Angst hinein. Er mag sich tarnen, sollte das vielleicht auch; Jünger plädiert immer wieder dafür, sich davor zu hüten, auf irgendwelchen Listen zu erscheinen.

Hellsichtig betont er dies sogar im medizinischen Kontext, in Konstellationen der Erhebungen und Zählungen, der Untersuchungen und Impfungen. Man hüte sich davor, zu viel von sich preiszugeben, selbst in der vertraulichen Beziehung zum Arzt. Man bleibe stets gegenüber jeder Autorität skeptisch: «Der Kranke, und nicht der Arzt, ist Souverän.» Man wisse nie, in welchem Kontext privateste Informationen wieder auftauchen könnten. In der Rückschau war Jünger vielleicht der erste Gesundheitsdatenparanoiker der Neuzeit. Dabei passen seine warnenden Aussagen von damals wie die Kanüle auf die Impfspritze von heute:

*«Verdächtig und im höchsten Masse zur Vorsicht mahnend ist der immer grössere Einfluss, den der Staat auf den Gesundheitsbetrieb zu nehmen beginnt, meist unter sozialen Vorwänden. Dazu kommt, dass infolge weitgehender Entbindung des Arztes von der Schweigepflicht bei allen Konsultationen Misstrauen zu empfehlen ist. Man weiss doch nie, in welche Statistik man eingetragen wird, und zwar nicht nur bei den Medizinalstellen. All diese Heilbetriebe mit angestellten und schlecht bezahlten Ärzten, deren Kuren durch die Bürokratie überwacht werden, sind verdächtig und können sich über Nacht beängstigend verwandeln, nicht nur im Kriegsfall. Dass dann die musterhaft geführten Kartotheken wieder die Unterlagen liefern, auf Grund deren man interniert, kastriert oder liquidiert werden kann, ist zum mindesten nicht unmöglich.»*

Jünger vertraut in dunklen Zeiten keiner Institution mehr ausser der Herrschaft des Selbst.

Er zieht dem Rechtsgläubigen den Zahn der Naivität. Man müsse mit Verfassungsbrüchen am laufenden Band rechnen, mit dem Monstrum des legalen Unrechts und mit der Ignoranz der vielen gegenüber diesen Mechanismen. Der Einzelne ist in diesem Zustand auf sich zurückgeworfen, er ist auf das wackelige Terrain der Selbstbehauptung und Eigenverantwortung versetzt, auf dem sich Legitimität

*Es ist nicht die grosse Bühne oder die grosse Stadt, sondern das Hinterland. Dort wird der Kampf entschieden.*

nur aus höheren Sphären, wie dem Naturrecht und der nach bester Urteilsfindung verantwortbaren Gewissensentscheidung, ergeben kann.

Dies ist wohlgemerkt kein Gebiet der Rechtlosigkeit. Doch es befindet sich eben denklings jenseits dessen, was positivistische Normen zu leisten vermögen, auch eine Norm wie der Widerstandsparagraf im deutschen Grundgesetz, Art. 20 Abs. 4, der durch die Notstandsgesetzgebung 1968 eingeführt worden ist.

### **Glaube an ein höheres Ideal**

Zum Waldgänger wird, wer sich durch keine Übermacht ein Gesetz vorschreiben lässt und wer den Willen hat, sich gegen die Totalvereinbarung zur Wehr zu setzen, egal, wie aussichtslos die Lage ist. Dieser Wille ist zugleich auch die Überlebensversicherung des Waldgängers: Ihm ist, im Gegensatz zum Nihilisten, der Glaube an ein höheres Ideal noch nicht abhandengekommen. Einige andere treibt diese «Anomie», die gefühlte Regellosigkeit, wie der Soziologe Emile Durkheim zum Ende des 19. Jahrhunderts aufzeigte, in den Selbstmord.

Als Jünger im Zweiten Weltkrieg im von den Deutschen besetzten Paris Dienst tut, erfährt er aus einem Brief der verstimmt Mutter, dass nun ein neuer Slogan von den Nationalsozialisten auf Plakaten gestanzt werde: «Das Volk ist alles – du bist nichts». In sein Tagebuch notiert er am 28. Februar 1942: «Das wäre also ein Ganzes, das sich aus Nullen zusammensetzt. Freilich hat man den Eindruck oft. Das Spiel der Nihilisten wird immer durchsichtiger. Der hohe Einsatz zwingt sie, die Karten aufzudecken, und oft verzichten sie sogar auf die Begründungen.»

Das kollektivistische Gespenst taucht heute wieder auf, beginnend mit dem unter allen Umständen gesund zu erhaltenden Volkskörper, der angeblich aus Solidarität notwendigen Massenimpfung, den Schuldzuweisungen an schnell gefundene Sündenböcke, wie zum Beispiel die Anthroposophen. Doch im Kern, so lässt sich aus den Überlegungen Jüngers ableiten, ist dieser Kollektivismus selbst ein Nichts, eine grosse, schillernde Seifenblase, zusammengehalten aus Ignoranz, Angst und Autoritarismus.

### **Unsicherheit der Machthaber**

In dieser Erkenntnis steckt das Hoffnungskapital des Waldgängers. Denn die Mehrheit, auf der dieser Kollektivismus beruht, ist ein fragiles Konstrukt. Es ist ein Kollektiv der Ängstlichen, der Nachahmer, der Übertölpelten und Genötigten. Im Wissen darum kommen sich Machthaber und Waldgänger besonders nah, sie stehen sich wenige Zentimeter entfernt gegenüber. Wer den Gegner genau studiert, kann die Angst und Unsicherheit der Machthaber und ihrer Wasserträger förmlich riechen. Sie wissen, dass ihr berufliches Überleben von der Aufrechterhaltung ihres Narrativs abhängt. Zugleich wissen sie, dass sie alles unterlassen müssen, was die Mehrheitsgesellschaft gegen sie aufbringen könnte. Aus strammen Mitläufern werden für die Fraktion der Waldgänger auch schnell Zweifler und schliesslich Konvertiten.

Der Waldgänger ist bei alledem am wenigsten Missionar. Er will nicht die Schafe der Herde warnen. Sondern die Wölfe aufwecken. Prozentual ist es immer die Minderheit, welche die Geschehnisse der Zeit verändert. Selbst ein Prozent in einer Millionenstadt sind 10 000 Menschen. Der Waldgänger weiss: Auch der Sturm auf die Bastille begann als Spaziergang. Aber es ist nicht die grosse Bühne oder die grosse Stadt, wo dieser Kampf ausgetragen wird, sondern das Hinterland. Dort wird der Kampf auch entschieden. «Den Waldgang kann auch die kleinste Minderheit, ja selbst der Einzelne verwirklichen. Hier liegt die Antwort, die die Freiheit zu geben hat. Und sie behält das letzte Wort.»

Wir sehen uns – im Wald.

Milosz Matuschek ist Jurist und Publizist. Er betreibt die Publikation «Freischwebende Intelligenz» ([miloszmatuschek.substack.com](http://miloszmatuschek.substack.com)).

# Amt ausser Kontrolle

Die Wettbewerbskommission soll schauen, dass auf den Märkten keine Kartelle entstehen. Schön und gut. Das Problem ist: Sie wird immer mehr zum Diener ihres mächtigen Sekretariats.

Hubert Mooser

Am 22. November 2011, um 8.30 Uhr, erhielt der Visper Unternehmer Jean-Pierre Bringhen einen Anruf seiner Rezeptionistin, er solle bitte zum Eingang kommen, die Polizei sei da. Unten wartete eine Armada von Beamten auf den Patron des traditionsreichen Unternehmens, spezialisiert in der Baumaterialbranche. Sein Grossvater hatte es 1959 gegründet, er hatte es in dritter Generation zu einem schweizweit verzweigten Betrieb ausgebaut. Doch jetzt war Feuer im Dach.

Die Wettbewerbskommission (Weko) hatte gegen den Verband der Sanitätsgrosshändler eine Untersuchung wegen Preisabsprachen eröffnet, weil dieser mit Materialkatalogen und Branchenpreislisten operierte. Dabei geriet auch Bringhen in den Strudel. Die Beamten beschlagnahmten kistenweise Dokumente aus seinem Büro, er selber wurde elf Stunden verhört. Dann legte man ihm ein Dokument vor, ein Geständnis. «Es war wie in einem Film», erinnert er sich. «Sie sagten, wenn ich dieses unterschreibe, würden mir 80 Prozent der Busse erlassen.» Er unterzeichnete nicht und kämpft seither vor Gericht gegen den Weko-Entscheid. Das Verfahren läuft noch.

## Grosszügig bei Fusionen

Bringhen hat seinen Fall in einem Buch beschrieben, das zum 25-Jahr-Jubiläum des Bundesgesetzes über Kartelle und Wettbewerbsbeschränkungen das Wirken dieser Behörde kritisch unter die Lupe nimmt. Herausgeber sind der Chefökonom des Schweizerischen Gewerbeverbandes, Henricue Schneider, und der Rechtsprofessor Andreas Kellerhals. Zu Wort kommen nebst Bringhen und den Herausgebern sieben weitere Autoren, die darlegen, woran die Weko heute krankt: Die Behörde habe sich zu einem Staat im Staat entwickelt, durch niemanden kontrolliert.

Im Zentrum der Kritik steht die übertragende Stellung des Weko-Sekretariats, das sich inzwischen fast verselbständigt habe. Ursprünglich dazu gedacht, der zwölfköpfigen Wettbewerbskommission zu dienen, hat sich

diese Stabsstelle zu einem Machtapparat entwickelt, der die ihm vorgesetzte Kommission, gelinde gesagt, vor sich hertreibt. Schneider beschreibt die Rolle des Sekretariats folgendermassen: «Es bereitet den Fall für die Kommission vor, es stellt den Antrag, es ist an der Anhörung der am Fall Beteiligten anwesend, es verbleibt nach der Anhörung bei der Kommission, es wohnt während der Entscheidungsfindung durch die Kommission ihren Beratungen bei.» Da die neunzig Mitarbeiter dieser Stabsstelle über einen erheblichen Wissensvorsprung ver-

## Die neunzig Mitarbeiter der Stabsstelle verfügen über einen erheblichen Wissensvorsprung.

fügen, können sie die Kommission in ihrem Sinne beeinflussen. Das führt dazu, dass die Weko die Anträge des Sekretariats meistens gutheisst. Das war nie so geplant. Man wollte eine starke Weko, die ihre Entscheide unabhängig vom Sekretariat trifft.

Laut Schneider zeigt die Behörde besondere Strenge bei Absprachen, Milde dagegen beim Missbrauch von Marktmacht und geradezu Grosszügigkeit bei Fusionen – obwohl solche

eine starke Hemmung des Wettbewerbs darstellten. Das Sekretariat sei von einer Untersuchungslogik zu einer Klagelogik übergegangen, die Wettbewerbsbehörde verhalte sich wie eine Staatsanwaltschaft.

Geht es um Staatsunternehmen, entscheidet die Weko äusserst wohlwollend. Die frühere BDP-Generalsekretärin Nina Zosso, beim Gewerbeverband Berner KMU als Kommunikationschefin tätig, dokumentiert dies anhand von Beispielen – darunter das Projekt Gateway Basel Nord, ein Zusammenschluss der staatlichen SBB mit den beiden Unternehmen Hupac und Rethmann zur Erstellung eines sogenannten trimodalen Terminals für den Verkehr in Basel. Die Weko gab zwar zu, dass mit dieser Fusion der Wettbewerb ausgeschaltet werde, lässt sie aber trotzdem zu.

## Gesunder Menschenverstand

Im Fall des Walliser Unternehmers Bringhen hat die Behörde gar eine Praxisänderung vollzogen. In einem Entscheid von 2015 stufte sie die Herausgabe von Bruttopreislisten im Sanitätsgrosshandel als einen Kartellfall ein. Dabei hatte das Weko-Sekretariat in einem Schreiben an den Sanitätsgrosshändlerverband zehn Jahre zuvor festgehalten, dass es die Herausgabe eines Katalogs mit einheitlichen Bruttopreisen nicht als Abrede betrachte. Diese bizarre Kehrtwende ist für die gesamte Branche unverständlich, zumal im Geschäftsleben selten Bruttopreise verrechnet werden.

Längst hat sich auch die Politik eingeschaltet. Der Waadtländer Ständerat Olivier François (FDP) hat eine Motion eingereicht, die trotz bundesrätlichen Widerstands in beiden Räten angenommen wurde. François fordert darin, dass der Tatbestand der unzulässigen Wettbewerbsabrede unter Berücksichtigung sowohl qualitativer als auch quantitativer Kriterien bestimmt werden solle. Oder, anders gesagt: Die Wettbewerbsbehörde soll mit mehr Augenmass und gesundem Menschenverstand Untersuchungen führen. Das Kartellgesetz soll entsprechend revidiert werden.



# Geld allein rettet die Bundeswehr nicht

Nichts hat die Armee mehr in ihrer Arbeit behindert als der von links geschürte Argwohn.



Vor wenigen Tagen, als der Krieg in der Ukraine erst ein paar Stunden alt war, staunte ich nicht schlecht über die Worte des neuen Grünen-Chefs, Omid Nouripour, im Deutschlandfunk. Dabei überraschte mich weniger, dass er als Grüner eine Erhöhung des Wehretats für denkbar hielt, als vielmehr die Aussage, dass er in diesem Zusammenhang von einem «sicherheitspolitischen Neuland» für Deutschland sprach.

«Neuland». Ein Wort, das in einem anderen Kontext schon einmal für Spott sorgte. Damals ging es um das Internet, das Angela Merkel als «Neuland» für uns alle bezeichnete. Das war 2013; selbst Instagram war da schon drei Jahre alt.

Ähnlich wie die Ex-Kanzlerin scheint sich auch Nouripour nah am Puls der Zeit zu befinden. Dabei müsste sich der Grünen-Vorsitzende (Jahrgang 1975) ein wenig besser an den Kalten Krieg erinnern können als ich (Jahrgang 1988). «Si vis pacem para bellum», besagt ein lateinisches Sprichwort. «Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor.» Das wussten schon die alten Römer. Nur für Nouripour und die Grünen handelt es sich bei einer funktionierenden Armee um Neuland.

Es sind solche Aussagen, die mich neben Annalena Baerbocks Kauderwelsch-Auftritten ratlos zurücklassen. Ich meine: Ist den Deutschen bewusst, wen sie da gewählt haben? Oder wäre es nicht angesichts der aktuellen Bedrohungslage an der Zeit, die Schülerpraktika für Nouripour und Co. auslaufen zu lassen und endlich kompetente Leute an ihre Stelle zu setzen?

Ja, als Teil einer gänzlich kriegsunerfahrenen Generation macht es mir Angst, wenn Putin

mit Vergeltung droht. Weltfremde Aussagen wie die von Nouripour versetzen mich jedoch nicht minder in Panik. Genau wie die Tatsache, dass nicht wenige Mitbürger überrascht reagieren, wenn ein Generalleutnant öffentlich feststellt, dass die Bundeswehr «mehr oder weniger blank» dasteht.

Wo haben diese Menschen in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren gelebt? «Ein Glück», dass sich bis jetzt zumindest unser neuer Kanzler

*Für die Grünen handelt es sich bei einer funktionierenden Armee um Neuland.*

als handlungsfähig erweist. Mehrausgaben sind inzwischen beschlossen: 100 Milliarden Euro für die Bundeswehr. Zudem soll künftig das Zwei-Prozent-Ziel der Nato erfüllt werden.

Das ist ein guter Ansatz. Wichtig wäre aber auch, dass das Geld in die richtigen Kanäle fließt. Denn was viele nicht wissen: Mit Rüstungsausgaben von 52,8 Milliarden US-Dollar im Jahr 2020 rangiert Deutschland nur drei Plätze hinter Putins Russland mit 61,7 Milliarden US-Dollar. Insgesamt belegt die Bundesrepublik im weltweiten Ranking den siebten Platz. Wie kann es also sein, dass trotzdem seit Jahren über den desaströsen Zustand der Bundeswehr gespottet wird?

Wie in so vielen Bereichen liegt das Problem nicht am fehlenden Geld, sondern an politischer Misswirtschaft. Mit Christine Lambrecht besetzt die dritte fachfremde Frau in Folge den Posten des Verteidigungsministers.

Dazu kommen horrenden Kosten für externe Berater. Regelmässig belegt das Verteidigungsministerium hier den ersten Platz. Die Berateraffäre um Ursula von der Leyen sollte den meisten noch in guter Erinnerung sein.

Ebenso wie das Drama um die «Gorch Fock». Auf 10 Millionen Euro wurden die Kosten für die Sanierung des Segelschulschiffes ursprünglich taxiert. Am Ende waren es 135 Millionen Euro. Ein Neubau hätte den Steuerzahler weit weniger gekostet. Dazu gesellen sich die für Deutschland typische überbordende Bürokratie sowie eine zweifelhafte Prioritätensetzung wie etwa Umstandsmode für schwangere Soldatinnen. Die einseitige Fokussierung auf Auslandseinsätze der Bundeswehr tut ihr Übriges. Wer sich fragt, warum unter anderem weniger als die Hälfte der Bundeswehr-Hubschrauber einsatzbereit ist, muss hier ansetzen.

Was sich aber vor allem in Deutschland ändern muss, ist die Einstellung zu den eigenen Streitkräften. Nichts hat die Bundeswehr mehr in ihrer Arbeit behindert als der von links geschürte Argwohn gegenüber jenen, die dieses Land und seine Leute im Ernstfall verteidigen sollen. Vor diesem Hintergrund erscheint es fast als Ironie des Schicksals, dass grüne und linke Kräfte in Deutschland ausgerechnet immer dann in der Regierung sitzen, wenn die Realität in Form des Terrors und des Krieges an die Tür von Utopia klopft und ihren Tribut fordert. Aber erst wenn die Rückendeckung für die Bundeswehr auch diese Krisenzeiten überdauert, zeigt sich, wie viel von den warmen Worten und gesteckten Zielen wirklich übrigbleibt.

# Mein Abschied von Basel

Die Stadt hat ihre fröhliche Melancholie und ihr Flair für das morbide Mondäne verloren. Ich bin weggezogen und erschrecke ein wenig, wie wenig ich meine alte Heimat vermisse.

*Michael Bahnerth*



*Wie ein riesiger Swimmingpool, der angenehm beheizt war.*

**B**asel liegt hinter und unter mir. Ich lebe jetzt auf einem Hügel, ein paar Kilometer von der Stadt entfernt, genug weit, um sie nicht zu hören, in sicherer Entfernung ihrer Tentakel, von denen ich dachte, sie könnten nach mir greifen wie nach einer verlorenen Beute. Einen Monat lang liegt Basel nun unter mir, und ich erschrecke ein wenig, wie wenig ich es vermisse.

Ich brauche bloss ein paar Schritte zu tun, damit die Stadt in meinem Gesichtsfeld erscheint. Ich überquere die Dorfstrasse und laufe weiter bis zum Rand der Häuser, dorthin, wo die Reben beginnen, und da liegt sie, unbeweglich. Ich sehe die Roche-Türme, die Kehrlichtverbrennungsanlage, ein paar andere Gebäude, ich sehe Schienen, erahne den Hafen, den Rhein, der sie entzweischneidet, ich sehe die Hügel, die sie umgeben und von der Stadt aus nicht oder kaum zu sehen sind.

Es gibt eine Wirtschaft dort oben am Rand des Dorfes, «Blick» heisst sie, und ich setze mich hin, meist nach fünf Uhr nachmittags, wenn die Sonne untergeht und die Stadt in ein letztes Licht taucht, bevor Basel sich selbst erleuchtet, ohne jedoch zu strahlen. Ich trinke Haltinger Gutedel etwas schneller, als die Sonne untergeht, und dann scheint das Setting der Stadt

wie ein abgebrochener Zahn, dessen Nerven in den letzten Zuckungen liegen.

Die Stadt, in der ich geboren wurde und die mir lange ein Zuhause war, ist nur noch ein Gefühl, keine Heimat mehr, auch keine gefühlte. Heimat war sie während meiner Jugend und der frühen Erwachsenenjahre. Zu dieser Zeit in den 1980ern und den frühen 1990ern war sie

*Ab zwanzig Uhr erinnerte die Stadt an eine Kirche am Montagmorgen. Sie war leer geworden.*

unschlagbar, war sie ein Ort, der einem manchmal viel mehr zurückgab, als man in ihn hineingetragen hatte. Die Stadt war nicht nur an ihren Rändern noch etwas schmutzig, sie war, nebst dem ängstlichen protestantischen Bürgertum, voller Gebrauchsspuren des Lebens, voller Fantasten, Eigenbrötlern, Nachtschwärmern und Tagedieben.

## **Epoche der Verordnungen**

Es gab liebenswerte Wahnsinnige, einen Mann, der auf dem Marktplatz mit einer Konduktorsmütze, glaube ich, lauthals die Mittagsmenüs der Restaurants in die Stadt posaunte. Es gab

den Blumenfritz und das Blumen-Anneli, das in einem Kaput ebenfalls Blumen verkaufte und reich gewesen sein soll. Es gab die Autos, die um den Barfüsserplatz kreisten, Schlangen vor der Telefonkabine dort, es schien Platz zu geben nicht für alles, aber für ganz vieles, vor allem für einen selbst, für seine Hoffnungen und Sehnsüchte und Träume, für Visionen, Utopien, Spinnereien. Es gab mehr Menschlichkeit, mehr Nähe. Die Stadt war, auch wenn ich das jetzt natürlich verkläre, wie ein riesiger Swimmingpool, der angenehm beheizt war.

Dann begann das bisschen Leben, das Blut in den Adern der Stadt, aus der Stadt herauszufließen. Menschen gingen, das Leben selbst verschwand aus vielen Köpfen. Die Stadt wurde erfolgreich, finanziell zumindest, da waren plötzlich unermessliche Überschüsse im Stadthaushalt, Hunderte von Millionen, und die Regenten der Stadt, ein rot-grünes Bündnis, entschlossen sich, dem organischen Wachstum rigorose und ideologische Strukturen zu verpassen. Es war, als ob ein getriebener Gärtner mit viel zu viel Werkzeug sich in einem dornröschenhaften Garten verwirklichen durfte. Es war zum Kotzen.

Mit dem neuen Jahrtausend begann die Epoche der Verordnungen – die Macht der Be-

hören, die Eingrenzung des einst Selbstverständlichen. Was einst problemlos ging, wurde bewilligungspflichtig, und der Lärm der Stadt, diese Geräusche ihres Lebens, sollte in etwa auf den Geräuschpegel eines Mittagessens in einem Altersheim gedämpft werden.

Es gab eine Lärmschutzverordnung, das war die Einteilung der Stadt in Lärmzonen, und in jeder definierten Zone durfte nur noch so und so viel Lärm herrschen. Es war grotesk. In der Innerstadt mussten Restaurants und Bars ihre Tische draussen um zehn Uhr abends zusammenklappen, die Terrassen der Restaurants, die in Hinterhöfen lagen, durften ab zwanzig Uhr nicht mehr benutzt werden; die Stadt erinnerte an eine Kirche am Montagmorgen. Sie war leer geworden.

Das Leben floh an die ihm zugewiesenen Ränder, meist lagen diese nahe bei Industriezonen, oder es nistete sich, so gut es ging, in den Armenvierteln der Stadt im Kleinbasel ein, in dem sich bald jene, die einst wild waren und verliebt in die Freiheit, niederliessen und dann Sauberkeit forderten und Sicherheit und in den Vorgärten der renovierten Mehrfamilienhäuser Schutzdächer für ihre Fahrräder anbrachten. Es waren Monumente einer neuen Kleinbürgerlichkeit, die sich für gross hielt und in Basels Strassen und Gassen begann, ihr Unwesen zu treiben.

Der einst zur DNA der Stadt gehörende grosse, offene und auch grössenwahnsinnige Geist der Weltoffenheit schrumpfte zu staatlich legitimierten und verordneten ökologischen Wahnvorstellungen. Überall vermeintlich nachhaltige Projekte, die, das ist schwer nachzuvollziehen, an der Urne von der Basler Bevölkerung auch noch abgesegnet wurden. Vermutlich liegt es an den vielen Zugezogenen aus dem ländlichen Umland der Stadt, die das Wesen Basels, seine fröhliche Melancholie, wenn man so will, seinen Hang, im Universum eine bedeutsame Stellung einzunehmen, seine Lust, eine Stadt zu sein und kein Fahrrad fahrendes Dorf, nie begriffen haben.

Was neu in die Stadt kam, waren jene, die sie einst verlassen hatten, um im Grünen ihre Kinder grosszuziehen, und jetzt waren die Kinder gross und das Grün war eine einzige Einöde. Sie verkauften ihre Häuser und zogen in die völlig überbezahlten Glas-Stahl-Beton-Wohnungen mit riesigen Fensterfronten, und das Erste, was sie taten, war, Vorhänge anzubringen. Vor der Tür wollten sie Stadt, im Garten Land, sie wollten keine urbanen Belästigungen, sie wollten das Unmögliche, und die Regenten der Stadt taten ihr Bestes, um, koste es, was es wolle, ein geschütztes Reservoir für ökologisch verblendete Kleinbürger zu schaffen.

### Letzte Oasen im Kleinbasel

Das einst grosszügige Denken und Handeln der Stadt, das dieser all die Museen eingebracht hatte, ein Flair des morbiden Mondänen auch, der Stadt, die Platz hatte für Pharmariesen,

diesen Goldesel, wurde immer mehr durch grün-ideologisches, sich selbst für moralisch überlegen haltendes Gedankengut abgewürgt. Lastenvelos wurden subventioniert, und die Regenten dachten wirklich, ein Malermeister würde seine Farbe und seine Leitern darin zu den Kunden transportieren, weshalb die Stadt weniger Parkplätze bräuchte und man in der Innerstadt eigentlich gar keinen automobilen Verkehr mehr zulassen müsste, weil alle, fröhlich von Fahrrädern winkend, die Lungen mit frischer Luft gefüllt und das Bewusstsein gestärkt durch das eigene, moralisch richtige Verhalten, durch die Stadt fahren würden. Wie sich herausstellte, waren das alles Untergangsszenarien.

Ich fühlte mich nicht unwohl in dieser neuen Stadt, das nicht, aber ich fühlte mich zusehends heimatloser. Natürlich, es gab weiterhin Inseln in ihr, die waren wie das gallische Dorf bei Asterix, die sich nicht vorschreiben lassen wollten, wie sie zu leben und wem oder was sie zu dienen hätten, aber auf diesen Inseln und in diesen Dör-

### *Ich fühlte mich nicht unwohl in dieser neuen Stadt, aber ich fühlte mich zusehends heimatloser.*

fern gab es keinen Zaubertrank, nur Alkohol, der kurz einen grandiosen Rausch samt Zusammengehörigkeit schuf, dann aber in Schwermut, eine Basler Charaktereigenschaft, zerfloss.

Ich erinnere mich, dass ich einmal nach einem schönen Abend mit Männerfreunden und gutem Rotwein nach Hause lief, von den letzten Oasen im Kleinbasel rüber in den neuen, grossen Friedhof der Stadt, das Grossbasel, es war Mitternacht, eine unkalte Frühfrühlingsnacht, und es begegneten mir kaum Menschen. Damals ist das Seil, das mich stets mit Basel verband, ernsthaft eingerissen.

Viel mehr noch, als es der Wahnwitz der Regierenden der Stadt je vermochte mit deren absurden Projekten; die ganze Stadt behindertengerecht zu gestalten, Bürgersteige so hoch anzuheben, dass ein Rollstuhl problemlos in ein Tram rollen konnte, so hoch auch, dass unzählige Fahrradfahrer daran hängenblieben und vereinzelt zu Krüppeln wurden. Oder die weissen Winkel auf den Trottoirs, die dem Gastwirt anzeigten, bis wo genau er seine Tische hinstellen durfte, und das war immer nur so weit, dass noch ein Zwillingsskinderwagen daran vorbeikommen konnte. In meinem ganzen Leben habe ich vielleicht ein Dutzend Zwillingsskinderwagen gesehen.

An all das denke ich, wenn ich jetzt oben auf dem Hügel sitze und auf die Stadt hinunter schaue. Ich gehe immer noch gerne hin, hin und wieder, versinke in ihren Geräuschen und ihrem Geruch, stehe vor ihren Baustellen, die, und das ist ein gutes Gefühl, nicht mehr die meinen sind.



THIEL

## Am Tisch

**Kannibale:** Hier, meine Tochter, du kriegst den Kopf.

**Tochter:** Das sieht eklig aus.

**Kannibale:** Das ist das Beste am Menschen.

**Tochter:** Ich mag das nicht.

**Kannibale:** Soll ich dir die Bäckchen rausnehmen?

**Tochter:** Ich mag nichts essen.

**Kannibale:** Wieso nicht?

**Tochter:** Ich bin Humanistin.

**Kannibale:** Was soll das heissen?

**Tochter:** Ich esse keine Menschen.

**Kannibale:** Wieso nicht?

**Tochter:** Ich will nicht töten, um zu überleben.

**Kannibale:** Aber was willst du denn essen?

**Tochter:** Kaninchen, Singvögel, Schweinchen ... Was die Natur halt so hergibt.

**Kannibale:** Aha! Und so ein Schweinchen ist kein Lebewesen?

**Tochter:** Das ist etwas anderes. Schweinchen sind dazu da, dass man sie isst. Schweinchen sind nicht so hochentwickelte Wesen wie wir Menschen.

**Kannibale:** Schweine sind dem Menschen näher, als du denkst.

**Tochter:** Dann bin ich halt Vegetarierin.

**Kannibale:** Vegetarier tragen Lederschuhe, Ledergürtel und Lederjacken. Das ist noch viel schlimmer. Sie töten nicht, um zu überleben, sondern aus Eitelkeit.

**Tochter:** Dann werde ich eben Veganerin.

**Kannibale:** Veganer gehören nicht an den Tisch, sondern auf den Teller.

**Tochter:** Ich verstehe einfach nicht, wieso wir Menschen essen.

**Kannibale:** Denk einfach nicht darüber nach.

**Tochter:** Wieso nicht?

**Kannibale:** Du musst lernen, nicht zu fragen, sondern zu essen, was auf den Tisch kommt.

Andreas Thiel

## Denkmalschutz gegen die Berner Reithalle

Die Reithalle in Bern ist ein Dauerärgernis. Sie dient linken Krawallbrüdern und Chaoten bei Auseinandersetzungen mit der Polizei als sicherer Rückzugsort. Ausserdem wird das denkmalgeschützte Gebäude an prominenter Lage seit Jahren verschmiert – ohne dass die städtische Denkmalpflege



*Dauerärgernis:* Reithalle in Bern.

eingreift. Das verwundert, denn wenn es Private betraf, zeigte sich diese Behörde weniger tolerant und grosszügig.

Die Reithalle ist alles andere als Zierde für die Bundesstadt. Wer mit dem Zug in Bern ankommt, fährt daran vorbei, und viele haben sich wohl schon darüber gewundert, dass die links regierte Stadt die Verunstaltung der geschichtsträchtigen Liegenschaft seit Jahren einfach geschehen lässt. Der Berner SVP-Grossrat Alexander Feuz will das nicht länger hinnehmen.

Er verlangte in einem Vorstoss, dass die Kantonsbehörden den Stadtbernern Beine machen sollen. «Die Stadt foutiert sich um den Denkmalschutz, wenn es die Reithalle betrifft», so Feuz. Frühere Anträge im Berner Stadtparlament, die Leistungsverträge mit den Betreibern der Reithalle von der Einhaltung des Denkmalschutzes abhängig zu machen, scheiterten hochkant. Deshalb soll jetzt der Kanton eingreifen. Feuz konnte nun einen Etappenerfolg verbuchen. Der Regierungsrat zeigte sich kürzlich bereit, seine Motion in Form eines Postulates entgegenzunehmen.

Das ist zwar unverbindlicher als eine Motion, aber immerhin erklärte sich die Direktion für Inneres und Justiz, die von SP-Regierungsrätin Evi Allemann geleitet wird, einverstanden, das Problem mit der Stadt Bern zu thematisieren. Gleichzeitig will man abklären, ob der Kanton die Aufsicht über die Einhaltung des Denkmalschutzes für die Reithalle übernehmen könnte. Das ist schon einmal ein Anfang.

*Hubert Mooser*

# Judenhass auf Swissinfo

Der gebührenfinanzierte Kanal gewährt Antisemiten freies Wort. «Fehler im Qualitätsmanagement», heisst es. Wirklich?

*Beni Frenkel*

Die Onlineplattform Swissinfo.ch ist das Sprachrohr der Schweiz. 106 Mitarbeiter stehen auf der Payroll. Die Artikel werden in zehn Sprachen übersetzt. Das Publikum sind die Auslandschweizer. So etwas kostet natürlich: 18,35 Millionen Franken (2020). Das Geld stammt von den Steuerzahlern: vom Bund und von der SRG. Die journalistische Arbeit basiere auf Fairness und Unparteilichkeit, heisst es.

Dann dies: Israel führe Gesetze ein, «die selbst Hitler nicht zu erfinden wagte», der Staat sei ein «faschistisches Apartheidregime, das Völkermord praktiziere», Israel müsse verschwinden, «der Einfluss der Juden in der Schweiz» auf die Politik habe mit dem vorhandenen Geld zu tun. Das sind nur Einzelbeispiele, was die Redaktion von Swissinfo als Leserkommentare durchlässt.

### Ungemein beliebt

Chefredaktorin ist Larissa Bieler. Erst kürzlich wurde sie in die Eidgenössische Medienkommission berufen. Zudem ist sie Präsidentin des Vereins «Qualität im Journalismus». Wer sich so viel Verantwortung aufbürdet, sollte den eigenen Laden im Griff haben. Die rassistischen Kommentare wollen sie und ihre über hundert Mitarbeiter nicht bemerkt haben. Erst als die *Weltwoche* Bieler darauf aufmerksam machte, ging es hopp: «Wir haben sie heute Morgen umgehend gelöscht.» Ein «Fehler im Qualitätsmanagement» sei ihr da unterlaufen. Das ist schwer zu glauben. Auf Swissinfo erscheinen in der Regel lediglich ein paar Leserkommentare. Andere Medien in der Schweiz erhalten über 10 000 Kommentare pro Tag.

Vier Journalisten beackern die arabische Community. Zwar leben nur etwa 30 000 Schweizer in arabischen Ländern, aber die arabische Facebook-Seite von Swissinfo ist ungemein beliebt: über eine halbe Million Follower. Auf den

arabischen Facebook- und Twitter-Ablegern von Swissinfo ist denn auch der Teufel los: «Israel ist ein rassistischer Nazivergewaltiger.» Und als die Migros 2019 bekanntgab, dass sie in ein israelisches Start-up investiert habe, liess Swissinfo unter anderem folgende Kommentare zu: «Es wird krebserregendes Fleisch sein, hergestellt durch palästinensisches Blut, um Babys zu töten.» Und: «Die Migros ist ursprünglich ein jüdisches Unternehmen, um die Zionisten zu unterstützen.» Diese und andere Kommentare sind alle noch online.

### «Schweizer Vorbild»

Überhaupt scheint Swissinfo mit Israel eine innige Beziehung zu führen. Tippt man auf der Suchmaske «Israel» ein, ergibt dies 1318 Treffer. Beim Stichwort Deutschland erhält man nur 41 Ergebnisse. Die Artikel über Israel sind wenig Schalom und Halleluja, sie enthalten häufig einen negativen

Unterton. Hinzu kommt Naivität. In einem Artikel fordern zwei Swissinfo-Journalistinnen, den Nahen Osten als föderalistischen Bundesstaat nach «Schweizer Vorbild» neu auszuliegen. So ein Konstrukt würde Bürgerkriege verhindern.

In diesem Artikel kommt am Ende Geri Müller vor, einer der schärfsten Israel-Kritiker der Schweiz, der Hamas-Mitgliedern Zugang zum Bundeshaus verschaffte. Um Müller machen die meisten Medien einen weiten Bogen, wenn es um die Beurteilung Israels geht. Swissinfo hat da weniger Berührungängste. Müller sagt im Artikel dann auch, dass es «ohne externen Druck» zu keiner Lösung in Israel käme. Ob der Druck militärisch oder wirtschaftlich erfolgen soll, wird nicht ausgeführt.

Larissa Bieler hat mit Geri Müller kein Problem. Und: «Wir sind weder auf einem pro- noch auf einem antiisraelischen Kurs. Swissinfo.ch berichtet ausgewogen.» Man sieht's.



*Schalom und Halleluja:* Chefredaktorin Bieler.

# Gespür für Harmonie

Eine grossartige Netflix-Serie beamt Sie in eine andere Welt.



**P**iers greift gerne zu Malstiften. Ich stelle mir dabei vor, dass die Produzenten der Sendung gesagt haben: «Piers, als Architekt könntest du immer eine Skizze malen, Architekten zeichnen doch Skizzen, also, mach doch Architektendinge, das kommt gut an!» Und so malt Piers eben in jeder Folge eine Skizze. Um die Herausforderung der Architektur zu erklären – auch wenn er mit dem Intermezzo mehr oder weniger das bestätigt, was der Zuschauer schon im Off-Ton gehört hat, aber egal. Keiner nimmt's ihm übel.

Tauchen Sie mit mir ein für fünf Minuten, lassen Sie den Alltag hinter sich. Abends, nach getaner Arbeit und feinem Essen, bietet das Entdecken der «aussergewöhnlichsten Häuser der Welt» derzeit die beste Entspannung. In dieser gleichnamigen Netflix-Serie besichtigen die englischen Moderatoren, der Architekt Piers Taylor und die Schauspielerin Caroline Quentin, eindrucksvolle und verrückte Eigenheime rund um den Globus. Häuser-Shows gibt es zuhauf, diese aber löst eine ganze Palette an Gefühlen aus, von Verzückung bis Verwirrung. Dominierend ist jedoch die Entspannung, die man beim Anblick des Schönen und Ungewohnten verspürt. Häuser, mitten in der Stadt, abgelegten im Wald oder mit Pole-Position am Wasser.

Angekommen vor Ort, steigen Caroline und Piers gutgelaunt aus dem Mietauto und erhaschen einen ersten Blick aufs Anwesen. Ihre Neugier erfasst den Zuschauer wie ein Funke unter der gellenden, portugiesischen Sonne. Zuerst werden die Häuser von aussen bestaunt und besprochen. Subtiles Stilempfinden bei den einen, extravagantes Statement bei den anderen, wo die noble Zurückhaltung abgelegt wurde und die Erscheinung dank Überinszenierung maximal irritiert. Andere über-

treiben es völlig mit dem Beton; dramatische graue Klötze, wohin man blickt. Es geht ins Innere. Unnatürliche Formen, ausgefallene Kurven, meisterhaft verarbeitete Baumaterialien. Und dann die Einrichtungen! In manchen Häusern wurde die Kultur des jeweiligen Landes in Grundriss, Materialien oder Innenausstattung integriert. Es ist spektakulär, man möchte stundenlang zusehen.

Was für Menschen stecken hinter solch ausgefallenen Visionen? Auch wenn sich der Voyeur in uns dazu berufen fühlt, die Häuserbesitzer einem Optik-Check zu unterziehen, treten sie nicht immer in der Sendung auf. So führen Caroline und Piers kurzweilige Gespräche mit den namhaften Architekten. Die beiden sind die perfekte Besetzung für die rundum harmonische Serie. Die Begeisterung von Caroline, einer Frau, die man gerne als beste Freundin hätte, wirkt höchst ansteckend. Es sind auch ihre vielsagenden Blicke in die Kamera, die einen immer wieder in die Realität zurückholen. Etwa wenn Piers einen seiner haptischen Glücksmomente erlebt, wenn er seine Hand über einen kalten Stein gleiten lässt oder in Ekstase von einer Küche schwärmt, die wie eine Spital-einrichtung wirkt, so blank und kalt, dass darin jedes Spiegelei gefrieren würde.

**O**kay, die Sendung lädt zum Lästern ein. Und sie kommt nicht ganz ohne die typischen, abgedroschenen Phrasen aus. So betonen die Architekten gerne, das Heim sei «im Einklang mit der Natur» gebaut worden, über das Design sagen sie Dinge wie «Es ist in die Natur integriert» oder «Wir wollen nicht die Natur dominieren». Ja, Umweltbewusstsein steht gewiss im Vordergrund. Zum Amüsement des Zuschauers fliegt dann aber Momente später ein Helikopter die Bauteile, die angesichts des gigantischen

Hausdesigns zu gross für den normalen Transport sind, zur Baustelle. Wie naturverbunden ist es, Baumstämme und Stahlbalken mit dem Heli zu transportieren? Oder seinen 400-Quadratmeter-Koloss in völliger Abgeschiedenheit irgendwo in der Pampa thronen zu lassen? Die Hausbesitzer haben vielleicht vier Bäume stehen lassen oder einen recycelten Briefkasten aufgestellt, aber sie dringen in Landschaftsgebiete vor, die vom Menschen bisher einigermaßen verschont geblieben sind. Man muss ihnen jedoch auch zugutehalten, dass sie ja keine Prinz-Harry-Show veranstalten und nicht den Zuschauern – barfuss – erklären, wie sie zu leben haben. Extravaganz ist nun mal schwer mit Nachhaltigkeit vereinbar; auch ist mir der knifflige Balanceakt zwischen Natur und Abgeschiedenheit bewusst. Es sind nur Nebengedanken.

**M**anche Häuser wirken eigenartig einsam, leblos statt belebt, eher wie ein Museum; tatsächlich ist es oft ein Zweit- oder Ferienhaus, das über viele Monate leersteht. Und dennoch, es ist unmöglich, sich nicht selbst darin zu sehen. Man ist zwar nur Beobachter bei einer Art Fallstudie über aussergewöhnliches Bauen, ertappt sich aber ständig dabei, wie sich alles um die eigenen Bedürfnisse dreht: Da passt ja mein Bett gar nicht hin! Man grübelt über das Design, als würde man selbst hier wohnen: Wie sollen denn hier Kinder leben, die Terrasse hat ja gar kein Geländer!

Als Hausherrin tappe ich jeweils durch das lichtdurchflutete Anwesen, an der offenen Veranda vorbei, die kühle Brise im Haar und auf dem Weg zum Bio-Teich, von wo sich diese Kolumne vortrefflich schreiben lässt. Natürlich ganz im Einklang mit der Natur.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

## Glasklar

Nr. 7 – «Europa macht's besser»  
Interview mit Klaus von Dohnanyi  
von Erik Ebnetter und Roger Köppel

Der Mann hat wirklich einen Blick für das Wesentliche. Er sieht Europas Aufgabe sehr richtig, nicht als militärische Grossmacht, sondern als vorbildliche Verbindung von eigenständigen Staaten mit einem gesunden Nationalbewusstsein, die, anstatt in der bisherigen, erbärmlichen Vasallen-Haltung gegenüber den USA zu erstarren, stolz erklären: Wir machen es besser als sie, nämlich friedlicher! Er sieht zurzeit zwar auch keinen grossen europäischen Staatsmann; wenn Europa jedoch wirklich diese bewundernswerte Rolle in der Welt übernehmen wird, dann werden sich bestimmt auch genügend Politiker von Format entfalten können. Sicher gehört der Londoner Politclown nicht dazu, aber wer weiss, vielleicht Präsident Macron oder sogar Kanzler Scholz. Dohnanyi sieht es glasklar: Unsere Zukunft liegt in der ehrlichen, offenen Zusammenarbeit zwischen den europäischen Staaten und Russland.

Joseph Goldinger, Grandson

## An der Wahrheit vorbei

Nr. 6 – «Gerechtigkeit für Wiesendangen»  
Christoph Mörgeli über das verfilmte Dorf

Es zeigt sich immer wieder, wie schnell sich gut erfundene und wohlformulierte Geschichten verbreiten, die einige Menschen auf einen unverdienten Sockel und andere in den Senkel stellen. Dabei genügt es, vermeintliche Antisemiten und Rassisten zu beschuldigen und ein Opfer aufzubauen, das in das Schema

passt. Der Hang, Geschichten zu dramatisieren, in einen anderen Zusammenhang zu stellen und Gut gegen Böse zu inszenieren, verleitet dazu, weit an der Wahrheit vorbeizuschreiben. Der Fall erinnert an den Spiegel-Reporter Claas Relotius und die Frage, wie dieser lebendig und unversehrt von seinen angeblichen Aufenthalten und Interviews in den Camps der Bürgerwehren gegen die Flüchtlingswanderungen an der Grenze zwischen den USA und Mexiko zurückkehren konnte. Die Antwort ist einfach: Relotius war zu keiner Zeit dort, alles frei erfunden. Man kann nicht über etwas reden, was nicht vorhanden ist. So war es vermutlich auch in Wiesendangen.

Ernst Seiler, Muri bei Bern

## Rückfall in die Autokratie

Nr. 8 – «Der Missverständene». Thomas Fasbender  
und Roger Köppel über Wladimir Putin

Die Analyse der *Weltwoche* zur seelischen Befindlichkeit Putins ist vermutlich brillant und sowohl geschichtlich wie psychologisch richtig. Aber sie lässt einen Aspekt völlig ausserhalb jeder Betrachtung: Russland «gehört» Putin ebenso wenig, wie die Ukraine Russland «gehört». Putin wurde einst zur Zeit Jelzins in mehr oder weniger fairen Wahlen gewählt. Bald aber änderte er die Verfassung, um seine Herrschaft zu verlängern. Nach und nach wurden die Medien auf seine Linie gebracht und die Möglichkeiten der Opposition immer mehr eingeschränkt. Einer der wenigen, die einen für Demokratien gesunden Machtwechsel hätten herbeiführen können, Alexei Anatoljewitsch Nawalny, entging nur knapp einem Mordanschlag und schmachtet nun im Gefängnis. Das war nicht der Sinn von Perest-

roika und Glasnost. Der Ausbruch der Völker aus dem sowjetkommunistischen Gefängnis war eindeutig gedacht als ein klarer Systemwechsel, hin zu einer freiheitlichen Demokratie – weg auch von der Nomenklatura, der kommunistischen Form der Korruption. Dass dies alles schiefgegangen ist, liegt nicht an der westlichen Welt, die vielleicht wirklich nicht immer mit genügend Feingefühl darauf geachtet hat, dass das Selbstwertgefühl der russischen Führungsriege keine Kratzer abbekam. Es liegt am dezidierten Willen Putins, mit starker Hand in Russland – wieder – ein autokratisches Regime einzuführen und das Land so zu führen, wie wenn es sein ganz persönlicher Besitz wäre, mit dem er nach Gutdünken verfahren könne.

Andreas Honegger, Zollikon

## Blaupause

Nr. 7 – «Kanonenboot-Kapitalismus»  
Wolfgang Koydl über die East India Company

Das Konstrukt East India Company und deren Vorgehen scheint die Blaupause für die WHO zu sein. Zum grossen Schaden der Weltbevölkerung kennt auch diese weder ethische noch rechtliche Grenzen und wird von privatwirtschaftlichen Interessen angetrieben. Deren globaler und vielfältiger Einfluss ist seit zwei Jahren offensichtlich, hautnah zu erleben und wird, wenn kein Wunder geschieht, uns weiterhin schädigen.

Patrick Dörner, Aesch

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





## Gary Brooker (1945 – 2022)



Romantische Offenbarung: Pop-Legende Gary Brooker.

Nächste Woche hätte Gary Brooker im Zürcher Volkshaus spielen sollen. Das zeigt seinen Status. Wenn einer nach über einem halben Jahrhundert im Musikgeschäft noch gefragt ist, darf man von einer Legende sprechen. In der klassischen Periode der sechziger und siebziger Jahre gehörte der Frontman der Band Procol Harum zu den herausragenden Vertretern britischer Popmusik. «A Whiter Shade of Pale», erschienen 1967, gilt als meist-aufgelegte Platte britischer Radiostationen.

Der melancholische Song berührte junge Frauen und Männer gleichermaßen. Die Komposition traf den musikalischen Zeitgeist perfekt, ist mit einem Touch Barock feinfühlig und empathisch. Die Melodie mag für kritische Geister knapp an der Gefühlsduselei vorbeischrappen; entziehen kann sich ihr niemand. Vor allem faszinierten die Worte, auf die sich bis heute niemand einen gültigen Reim machen kann: «Eine von sechzehn vestalischen Jungfrauen, die zur Küste hin aufbrachen. Und wenn meine Augen auch offen waren. Sie hätten ebenso gut geschlossen sein können ...»

Das Kryptische machte den Hit zur romantischen Offenbarung. Die Platte verkaufte sich mehr als zehn Millionen Mal. Gary Brooker gehörte zu den ganz Grossen seiner Generation. Er spielte mit Paul McCartney, Ringo Starr und George Harrison von den Beatles, mit Bill Wyman von den Rolling Stones und mit Eric Clapton.

Die erste von ihm gegründete Band waren 1962 die Paramounds. Die Band hatte Auftritte mit den Rolling Stones, womit Brooker bereits die höheren Weihen der britischen R-&-B-Szene empfing. Vier Jahre später folgte die Gründung von Procol Harum. Mit seinem Bandkollegen Matthew Fisher überwarf er sich später, als Fisher eine Miturheberschaft an «A Whiter Shade of Pale»

geltend machte. Schliesslich einigte man sich darauf, dass Fisher 40 Prozent der Einnahmen aus den Urheberrechten zustehen sollten.

Es blieb nicht bei dem einen grossen Hit. Ihre dritte LP «A Salty Dog» (1969) gilt als ihr musikalisches Meisterwerk. Ich erinnere mich an einen Gig von Procol Harum in der Birmingham University, als die Band zu später Stunde Stücke daraus in einem von Rauch- und Bierschwaden geschwängerten Seminarraum spielte. Im überschaubaren Publikum herrschte das Gefühl, zu einer Gruppe Auserwählter zu gehören, die den Beginn eines neuen musikalischen Zeitalters erlebten.

Im Gegensatz zu vielen Musikern seiner Generation sorgte Brooker mit seinem Privatleben für keine Schlagzeilen. Er lernte 1965 Françoise «Franky» Riedo kennen, eine Schweizerin, die als Au-pair in Grossbritannien arbeitete. Sie machte sich da später einen Namen als Musikerin und Lyrikerin. Die beiden heirateten und blieben stets zusammen. Brooker trat in den letzten Jahren gerne als Landschaftsschützer auf. Für dieses Engagement und seine künstlerischen Verdienste ernannte ihn die Queen zum Member of the Order of the British Empire.

Am 19. Februar 2022 erlag Gary Brooker einem Krebsleiden. Er wurde 76 Jahre alt.

Rolf Hürzeler



### Nach Corona: Willkommen im Leben

Ab Montag, 7. März, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 14. März, täglich ab 17.20 auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



# Deutschlands Schwäche hilft der Vernunft

Die Massnahmen des Westens gegen Russland sind von blinder Zerstörungskraft.



Es sieht so aus, als ob die europäischen Politiker eine Fernbedienung mit gewaltiger Wirkung in der Hand hätten. Sie drücken ein paar Knöpfe, die unter anderem den Zugang zum Finanzinformationssystem Swift blockieren – und Russlands Wirtschaft bricht ein. Die Sanktionen, die in den USA und der EU gegen Russland beschlossen wurden – und denen sich die Schweiz angeschlossen hat –, zermürbten zunächst die Finanzmärkte. Hektisch flohen Investoren aus Russland, aus dem Rubel.

Die russische Börse verlor fast die Hälfte an Wert und wurde dann geschlossen, Anleger stehen vor massiv reduzierten und teilweise blockierten Werten. Grossenteils gilt das auch an ausländischen Plätzen für russische Titel, Fonds leiden. Dem Staat ging es ähnlich, Russlands Währungsreserven wurden entwertet, der Rubelkurs sackte ab, die Notenbank stemmte sich mit einer Zinserhöhung auf 20 Prozent dagegen, aber es wirkt hilflos.

Es scheint, als ob der Westen mit seiner Fernbedienung die ganze zerstörerische Wirkung der Sanktionen gegen Personen, Güter, Vermögen und Finanzdaten erreicht, ohne zunächst selbst gross von Nebenwirkungen getroffen zu werden. Die amerikanischen und europäischen Märkte zeigen sich ziemlich stabil. Am meisten leiden global ausgerichtete und gegenüber Russland exponierte Banken – darunter UBS und Credit Suisse – sowie Unternehmen, die mit speziellen Geschäften im Osten tätig sind, wie etwa der Schienenfahrzeughersteller Stadler Rail.

Aber sonst kann Russland dem Gegnerlager offenbar keine bedeutenden wirtschaft-

lichen Gegenschläge versetzen. Da sein Verschuldungsgrad niedrig ist und der Aussenhandel für den Westen insgesamt von ziemlich geringem Gewicht ist, kann die russische Wirtschaft beim Absturz die Gegnerschaft nicht gross mitreissen.

Die Schweizer Exporte nach Russland und in die Ukraine machen etwa 2 Prozent der gesamten Ausfuhren aus. Direkte Wirkungen über die Realwirtschaft, also Handel und Investitionen, fallen somit gesamtwirtschaftlich nicht gravierend aus.

Und wie steht es mit indirekten Wirkungen? Konjunkturexperten schauen auf importierte Inflation, Preissteigerungen bei Rohstoffen, Erdöl, Erdgas. Da kann einiges passieren. Der Gaspreis hat sich in Europa im vergangenen Jahr etwa verdoppelt, der Erdölpreis stieg ebenfalls stark. Zusätzlich zu den Energiekosten sind es steigende Preise für Rohstoffe und Agrargüter, welche zur Inflation beitragen und diese in sogenannten Zweittrundeneffekten, Aufwärtsspiralen, verstärken können. Allerdings ist der Energiemix in der Schweiz etwas weniger preisexplosiv als anderswo.

Halt, bei der Energie liegt ja ein ganz grosser Schwachpunkt der EU gegenüber Russland. Der Westen, ganz besonders Deutschland, daneben Italien, ist stark abhängig von russischen Erdgaslieferungen. Sollten diese ausfallen, wäre die Versorgung akut gefährdet, die Preisentwicklung wild.

Deutschland kann ja nicht von heute auf morgen die Energieversorgung umstellen. Klar, es gibt alternative Anbieter an den Märkten, von Flüssiggas etwa aus den USA oder Katar. Aber

wenn der Westen jetzt die Energiegeschäfte mit Russland vom Finanzsystem Swift ausschliesse, würden Zahlungen verunmöglicht und damit auch Energielieferungen. Es würde kälter, finsterner und teurer in Europa. Deutschland brächte es unglaubliche Verluste, auf die Fernbedienung zu drücken.

Und Russland? Putin könnte ja den Gashahn zudreihen, um Deutschlands Schwäche auszunützen. Aber das brächte Russland enorme Verluste, denn das Land ist ja abhängig von den Einnahmen aus den Gaslieferungen in den Westen. Nüchternes Abwägen kann also dazu führen, dass der Westen die zerstörerischen Sanktionen nicht voll einsetzt.

## Klima-Marketing

In diesen Wochen kommen zwei grosse Berichte des Uno-Weltklimarats zum Zustand der Erde an die Öffentlichkeit. Wichtige Botschaften sind Warnungen vor den Auswirkungen des Klimawandels auf die Welt in Form von Stürmen, Hitze, Überschwemmungen Hangrutschen, Kälte, Trockenheit, Starkregen sowie zu Anpassungsmassnahmen und deren Kosten.

Das ist viel spektakulärer als der Bericht von 2021 über die physikalischen Grundlagen des Klimas. Die Uno-Experten können ihre Berichte nun noch besser verkaufen als früher. Und bereits kommt ein weiteres Marketingelement hinzu: Bei all den Auswirkungen wird nun auch immer beschrieben, wer mehr Nachteile erleidet, wer weniger, ja wer gar Vorteile erfährt. So hat man sofort die volle Aufmerksamkeit all jener, die in der Klimapolitik grosse Umverteilungsmöglichkeiten sehen.

---

# RUSSLAND & DIE UKRAINE

---



*Herzkammer der Macht:* Denkmal Peter des Grossen, gemalt von Wassili Iwanowitsch Surikow.

*«Putin handelt direkt nach dem Drehbuch der Romanows. Er hat das Land wieder zu einer Grossmacht gemacht.»*

*Simon Sebag Montefiore, Seite 52*

*«Im Westen ist eine neue Russophobie zu beobachten. Das ist eine Katastrophe – kulturell und geopolitisch.»*

*Francis Pike, Seite 60*

*«Die Ukraine war immer gespalten: Der eine Kopfblickte nach Krakau, Wien und in Richtung Vatikan. Der andere nach Moskau.»*

*Wolfgang Koydl, Seite 61*

# Gold, Lust und Tränen

Die Romanows sind die schillerndste Dynastie der Neuzeit. 1917 dankte der letzte Zar ab. Historiker Simon Sebag Montefiore über Regenten, Heilige, Sadisten – und Putins Wurzeln.

Urs Gehriger

Das Ende der Sowjetunion sei «die grösste geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts» gewesen, bemerkte Russlands Präsident Wladimir Putin 2005. Aus dem Zitat wird oft geschlossen, Putins aggressive Aussenpolitik, die nun im Angriffskrieg gegen die Ukraine einen neuen Höhepunkt findet, habe die Wiederherstellung des Sowjetreichs zum Ziel. Dies greift zu kurz.

In seiner Rede an die Nation vor dem Beginn des Feldzuges letzte Woche rechnete er schonungslos mit den «bolschewistischen Führern» ab. «Sie haben den Zusammenbruch des historischen Russland auf dem Gewissen.» Sein Zorn richtete sich allen voran auf Lenin, der die Sowjetunion auf der Basis von autonomen Republiken aufgebaut hatte. «Lenin und seine Mitstreiter taten das auf sehr grobe Weise mit Russland selbst – durch Sezession, indem sie Teile seiner eigenen historischen Territorien abtrennten.»

Damit zeigte Putin einmal mehr: Sein Ideal von Russland reicht weiter zurück, ins Zarenreich. «Putin handelt direkt nach dem Drehbuch der Romanows. Er hat Ruhm und Ehre Russlands wiederhergestellt und das Land wieder zu einer Grossmacht gemacht», sagt Simon Sebag Montefiore, einer der besten Russlandkenner und Autor des Standardwerks über die Zaren-Dynastie («Die Romanows»). Sein Epos beginnt mit dem banalen Satz: «Es war schwer, Zar zu sein.» Nach tausend Seiten ist jeder Zweifel ausgeräumt. Kein Kelch war giftiger als jener der russischen Zaren.

Ihre Regentschaft erstreckte sich über drei Jahrhunderte (1613–1917). Es war eine Ära von überragender Kraft, Kultur und erlesener Schönheit, geprägt von genialen Strategen, Ungeheuern und Heiligen. In süffiger Prosa beschreibt Montefiore die zerstörerische Wirkung absoluter Macht. Er schildert Szenen am Zarenhof, wo Zwerge geworfen, Bräute vergiftet wurden, sexuellen Exzessen gefrönt und Alkohol gereicht wurde bis zum Umfallen. «Dagegen ist <Game of Thrones> das reinste Kaffeekränzchen», schwärmt der Historiker Antony Beevor vom Buch seines Kollegen Montefiore.

Im Zuge der Februarrevolution 1917 dankte Zar Nikolaus II. ab. Die Romanows wurden zu Geiseln der Bolschewiki: In Jekaterinburg stand die Zarenfamilie unter Arrest. Deren Reich, das sich einst bis nach Alaska erstreckt hatte, war auf ein paar Räume zusammengeschrumpft. In einer Sommernacht um 2.15 Uhr schliesslich wurde die Zarenfamilie in einen Keller geführt, wo man ihr Todesurteil verlas. «O Herr, mein Gott», stotterte Nikolaus. Dann sackte er im Kugelhagel zu Boden.

Kurz nach der Publikation des Romanow-Buches besuchte die *Weltwoche* Montefiore in London zum Gespräch. Dabei strich er etliche Parallelen zwischen Putin und der Romanow-

müsse Furcht einflössen. Kaum einer wusste das besser als «Putins Lieblingszar», der reaktionäre Alexander III., genannt «der Koloss». Nach einer Phase der nationalen Rückschläge restaurierte er die zentrale Macht. Sein Credo: «Ich brauche bloss zwei Verbündete, die Armee und meine Marine.» Ein Satz, den Putin gerne zitiert, so Montefiore.

Aus aktuellem Anlass dokumentieren wir das Gespräch von Januar 2017.

**Weltwoche:** Herr Montefiore, die Zarenfamilie trug ihr Schicksal bis zum dramatischen Ende mit unglaublicher Fassung. Was war die Quelle ihrer Demut?

**Simon Sebag Montefiore:** Religion und Fatalismus. Zar sein bedeutete mächtigster Mann der Welt sein. Aber auch Opfer einer schrecklich schweren Last. Jeder Zar nach Mitte des 19. Jahrhunderts wusste, dass die Wahrscheinlichkeit gross war, ermordet zu werden. Sechs der letzten zwölf Zaren starben eines gewaltsamen Todes. Zwei durch Erdrosselung, einer durch den Dolch, einer durch Sprengstoff, zwei durch Kugeln. Kaum ein Kelch war so giftig wie jener der Romanow-Zaren. Umso wichtiger war die Religion. Die Romanows waren aufrichtige Gläubige. Als man ihnen einmal die Macht genommen hatte, handelten sie tatsächlich mit Demut. Allerdings muss man sagen, dass sie ihre Abende mit der Lektüre antisemitischer Literatur, den «Protokollen der Weisen von Zion», verbrachten. Nikolaus II. glaubte bis zum Schluss, er sei Opfer einer jüdischen Verschwörung. Das Porträt der letzten Romanows ist ein Zerrbild. Es ist unmöglich, sie ausschliesslich als Helden und Heilige zu betrachten.

**Weltwoche:** Zarewitsch Alexei und die vier Zarentöchter Olga, Tatjana, Maria und Anastasia waren ausgesprochen hübsche Menschen voller Anmut. Sie hatten das ganze Leben noch vor sich. Maria flirtete sogar mit ihren Wächtern. Glaubten sie bis zum Schluss mit dem Leben davonzukommen?

**Montefiore:** Der Mord an den Kindern war unvorstellbar. Zar Nikolaus und Alexandra



*Ihre Regentschaft erstreckte sich über drei Jahrhunderte (1613–1917).*

Dynastie hervor. Sie reichen bis in die eigene Familie hinein. So war Putins Grossvater Spiridon Koch für Rasputin, den spirituellen Einflüsterer des letzten Zaren. Allerdings ist es vor allem «der totale Glaube an sich selbst, dass er allein Russland retten kann», der Putin antreibt. Er sei überzeugt, dass er das moderne Russland «nur durch eine nationalistische Autokratie orthodoxen Glaubens retten kann».

Aus dem Untergang des Zarenreichs habe Putin Lehren für seine Regentschaft gezogen, allen voran die Erkenntnis: «Wer Schwäche zeigt, geht unter.» Ein russischer Herrscher



«Dagegen ist *Game of Thrones* das reinste Kaffeekränzchen»: Romanow-Familie mit Zar Nikolaus II., um 1914.

wussten immer, dass sie möglicherweise vor Gericht gestellt würden. Aber es ist ihnen nie eingefallen, dass man den Kindern etwas zuleide tun könnte.

**Weltwoche:** Die Exekution dauerte zwanzig unendliche Minuten. Einige der Töchter röchelten schwerverwundet und wollten einfach nicht sterben. Sie trugen «kugelsichere» Kleider – aus Diamanten, die sie in ihre Unterwäsche eingenäht hatten, um sie vor den Revolutionären zu verstecken.

**Montefiore:** Das ist eine schreckliche Ironie, nicht? Es war Lenins Entscheidung, sie zu ermorden. Er hat sich über die Liquidierung der

Zarenfamilie den Kopf zerbrochen. Er wusste um die Französische Revolution, wo man König und Königin hingerichtet, aber die Kinder verschont hatte. Er war fest entschlossen, keinen Erben der Zarenfamilie am Leben zu lassen. Aber er achtete penibel darauf, dass es kein schriftliches Dokument gab, das seine Urheberschaft für den Mord dokumentiert hätte.

**Weltwoche:** 304 Jahre beherrschten die Romanows Russland. Was war das Erfolgsgeheimnis dieser ausserordentlichen Dynastie?

**Montefiore:** Eine konstante territoriale Expansion, eine Allianz mit einer kleinen Gruppe des Adels, die Förderung von Talenten

innerhalb dieser Elite, die totale Kontrolle des Adels über ihre Güter und Leibeigenen sowie die straffe Führung des ganzen Landes im Stil eines militärischen Hochkommandos. Im 19. Jahrhundert haben Nikolaus I. und seine Nachfolger ausserdem versucht, den Nationalismus zu kultivieren. Aber das war ein riskantes Unterfangen und hat nicht wirklich funktioniert, denn damit schloss man die Mehrheit des Volkes aus. Die Russen waren mit 44 Prozent Bevölkerungsanteil in der Unterzahl.

**Weltwoche:** Man vergisst leicht, welche gigantische Ausdehnung das Zarenreich angenommen hatte. Ende des 19. Jahrhunderts

## DIE WICHTIGSTEN ZAREN DER ROMANOW-DYNASTIE



**Iwan IV. (1547 – 1584)**  
«Der Schreckliche»

Dynastie der Rurikiden. Er herrschte fünfzig Jahre, vergrösserte und terrorisierte das Reich. Er brach die Macht territorialer Magnaten. Im Affekt erschlug er den eigenen Sohn und einzigen gesunden Thronfolger. Auf diese Tragödie folgte die «Zeit der Wirren», aus der Romanows als neue Zarendynastie hervorgingen.



**Michael I. (1613 – 1645)**

Erster Zar der Romanows. Er wurde im Alter von sechzehn Jahren gekrönt. Körperlich schwach und emotional völlig unvorbereitet, behauptete er sich als weitsichtiger Herrscher. Er baute den Zarenhof von Grund auf neu und stabilisierte das Reich.



**Peter I. (1682 – 1725)**  
«Der Grosse»

Türöffner nach Westen und Schöpfer des modernen Russland. Von hünenhafter Statur und in jeder Hinsicht aussergewöhnlich. Ein geborener Autokrat, Freund von alkoholischen und anderen Exzessen, bei dem sich bedrohliche Hyperaktivität und brillante Visionen verbanden.



**Elisabeth (1741 – 1762)**  
«Russische Venus»

Blonde Amazone und Lebedame. Sie hatte mehrere Liebhaber gleichzeitig und zwang dem Hof in Sachen Mode ihre Vorlieben auf. Ging es um Macht, war sie ganz die Tochter Peters des Grossen. Unter ihrer Herrschaft kämpfte Russland erfolgreich im Siebenjährigen Krieg.



**Katharina II. (1762 – 1796)**  
«Die Grosse»

Blauäugig und kurvenreich. Die charmante und tüchtige gebürtige Deutsche liess die Ukraine, die Krim und Polen erobern und etablierte Russland als Macht im Nahen Osten. Sie sammelte Kunst, widmete sich der Philosophie und Literatur. Ihr Lebenselixier jedoch war die Liebe.

beherrschten die Romanows ein Sechstel der Erdoberfläche.

**Montefiore:** Das Reich der Romanows umfasste 104 Nationalitäten und 146 Sprachen. Selbst in den 1890er Jahren hatte Nikolaus II. dem Zarenreich noch riesige Territorien einverleibt, besonders im Fernen Osten. Wäre er ein schlauerer Diplomat gewesen, hätte er auch noch die Mandschurei oder Korea erobert.

**Weltwoche:** Wie liess sich ein solches Riesenreich überhaupt regieren?

**Montefiore:** Selbst der schrecklichste Herrscher hatte Mühe, sich durchzusetzen. Peter der Grosse, der alle terrorisierte, schrieb in seinem letzten Brief an den Statthalter von Moskau sinngemäss: «Du hast mir nicht gehorcht, du hast nichts getan, was ich dir befohlen habe, komm hierher, oder ich hau dir die Rübe ab.»

**Weltwoche:** Das klingt wie Stalin, der sagte, er habe Hitler geschlagen und sei nach Berlin vorgestossen, dennoch gehorche ihm niemand, folglich müsse er sein Volk knuten, um seinen Willen durchzusetzen.

**Montefiore:** Und wie Putin. Immer wieder sieht man ihn in den Nachrichten, wie er

einen eingeschüchterten Minister in den Senkel stellt. Nichts hat sich geändert, auch nicht im digitalen Zeitalter, in dem Befehle innert Sekunden verschickt werden. Alle erfolgreichen Herrscher Russlands waren überzeugt, dass sich ihr Land nur durch Autokratie regieren lasse.

**Weltwoche:** Beeindruckend bei der Lektüre Ihres Buches ist die schiere Brutalität, insbesondere der ersten Zaren. Der Rote Platz in

*«Wer als Zar überleben wollte, musste allzeit bereit sein, mit skrupelloser Gewalt zuzuschlagen.»*

Moskau glich einem Freiluftschlachthaus. In Schauprozessen wurden Leute gevierteilt, zerhackt, Glieder mit Hämmern zertrümmert, auf Räder geflochten, Innereien den Hunden verfüttert. Zur reinen Abschreckung?

**Montefiore:** Zur Abschreckung, genau. Als das Buch rauskam, sagten viele: «Wie grausam, man kann das kaum lesen.» Aber seien wir ehrlich. Viele dieser brutalen Praktiken kamen aus dem Westen. Peter der Grosse hat Folter-

praktiken importiert als Zeichen westlicher «Zivilisation». Wer als Zar überleben wollte, musste allzeit bereit sein, mit skrupelloser Gewalt zuzuschlagen. Die grösste Gefahr lauerte in den eigenen Reihen, den Handlangern am Hof und der eigenen Familie.

**Weltwoche:** Erachten Sie die innere Gefahr für Putin heute als gross?

**Montefiore:** Nein.

**Weltwoche:** Er hat also seine Gegner effizient ausgeschaltet?

**Montefiore:** Er hat einen ganzen Job gemacht. Als er 2000 an die Macht kam, sah er aus wie ein zufälliger Präsident. Aber sechzehn Jahre später erweist er sich als Meister darin, Russland zu lenken. Dabei ist seine Aufgabe heute viel komplizierter als jene der Romanows. Peter der Grosse, später die Bolschewiken, hatten die volle Entscheidungsmacht in ihrer Hand. Heute gibt es Wahlen, die in gewissem Mass legitim sind. Auf eine Art bringt Putin das fertig, was die Zaren nicht tun konnten. Er ist eine Art populistischer Autokrat, der sich auf eine Massenpartei abstützt.

**Weltwoche:** Ist er erfolgreicher als die Romanow-Zaren?



**Alexander I.**  
(1801–1825)

Undurchschaubar und geheimnisvoll. Er führte Russland 1805 in die Schlacht bei Austerlitz gegen Napoleon und verlor. Er entwickelte jedoch eine eiserne Willenskraft, mit der Europa grundlegend veränderte. 1814 vertrieb er Napoleon aus Moskau und führte das russische Heer bis nach Paris.



**Nikolaus I.** (1825–1855)  
«Der Jupiter»

Von blendender Stattlichkeit. Am Hof hiess es: «Es gibt nichts Schrecklicheres auf Erden als den Blick seiner farblosen bleiernen Augen.» Unter seiner Regentschaft erlebte das Haus Romanow die längste Phase des Friedens. Schliesslich verlor er 1853 Ruf und Ehre im Krimkrieg.



**Alexander II.** (1855–1881)  
«Der Befreier»

Er war der feinfühligste und attraktivste der Romanows. Er schaffte die Leibeigenschaft ab, was ihn beim Volk sehr beliebt machte. Er weckte Erwartungen, die er nicht erfüllen konnte. Es regte sich radikaler Widerstand, dem er schliesslich zum Opfer fiel.



**Alexander III.** (1881–1894)  
«Der Koloss»

Gebaut wie ein Kleiderschrank. Er zog die Lehre aus der Reformpolitik und der Ermordung seines Vaters und etablierte wieder ein strafes, strenges Regime. Er gründete die Geheimpolizei Ochrana. Er trägt den Beinamen «der Friedensstifter», weil Russland in seiner Amtszeit keine Kriege führte.



**Nikolaus II.**  
(1894–1917)

Mit ihm endet die Romanow-Dynastie. Er führte Russland in den Ersten Weltkrieg. Im Zuge der Februar-Revolution 1917 wurde er zur Abdankung gezwungen. Er wurde samt Familie im Sommer 1918 von den Bolschewiki exekutiert. Seit 2000 wird er von der Russisch-Orthodoxen Kirche als Heiliger verehrt.

**Montefiore:** Sicher als die letzten Zaren. Was Putin getan hat, ist ausserordentlich. Er handelt direkt nach dem Drehbuch der Romanows. Er hat Ruhm und Ehre Russlands wiederhergestellt und das Land wieder zu einer Grossmacht gemacht. Russland ist Hegemonialmacht im Nahen Osten. Er hat die Krim annektiert und dominiert mit seiner Politik Europa.

**Weltwoche:** Die Beziehung Russlands zu Europa war stets wechselhaft. Hatte nicht schon Iwan der Schreckliche seine Fühler in den Westen ausgestreckt?

**Montefiore:** Iwan versuchte, in westliche Königshäuser einzuheiraten, aber niemand wollte mit dem einfältigen Zarenreich etwas zu tun haben. Folglich gingen die Zaren im eigenen Land auf Brautschau und organisierten fantastische «Brautparaden».

**Weltwoche:** Woher kamen die Bräute?

**Montefiore:** Sie stammten aus dem Provinzadel. Der Wettbewerb war ein glamouröses Schaulaufen, eine Mischung aus Castingshow wie «Supertalent» und Miss-Wahlen. Die Mädchen reisten nach Moskau und lebten mit ihren Familien während des Wettbewerbs in einer Art «Big Brother»-Haus.

**Weltwoche:** Es begann mit 500 Frauen aus dem ganzen Zarenreich.

**Montefiore:** Genau. Zar Michael I., der Gründer der Romanow-Dynastie, berief 1615 Hunderte Frauen ein. Die Familien putzten ihre Töchter heraus und kleideten sie opulent. Sechzig kamen in die nächste Runde. Am Schluss blieben fünf übrig, aus welchen der Zar seine Frau auswählte. Die Mädchen wurden von Hofärzten auf ihre Fruchtbarkeit hin geprüft, denn darum ging es ja bei der ganzen Prozedur. Natürlich versuchten die Höflinge ihre Favoritinnen, zu welchen sie Beziehungen hatten, in den Final durchzuschleusen. Für die jungen Frauen war der Concours voller Gefahren. Als Fremdfaktor stellten sie für alle am Hof eine potenzielle Bedrohung dar. Es gab Versuche, einige zu ermorden oder zu vergiften. Für das Zarenreich waren die Brautparaden eine Chance, da neue Talente aus den Provinzen an die Spitze aufstiegen.

**Weltwoche:** Peter der Grosse öffnete das Tor zum Westen. Er übertrifft alle Romanows an Ruhm und Ehre. Zu Recht?

**Montefiore:** Peter war einer der brillantesten Staatsmänner in der russischen Geschich-

te. Alles an ihm war ausserordentlich, nicht nur seine Statur von über zwei Metern, sondern auch seine Vorstellungskraft, seine Entschlossenheit, seine Klarsicht, seine Brutalität.

**Weltwoche:** Er folterte seinen eigenen Sohn Alexei eigenhändig zu Tode.

**Montefiore:** Wie Iwan der Schreckliche vor ihm. Peter leitete ein Gerichtsverfahren gegen Alexei ein und folterte ihn während Wochen. Alexei hatte sich aus Russland abgesetzt und vermittelte den Anschein, Putschpläne gegen den Vater zu schmieden. Das Ganze erinnert an Saddam Hussein und seine Schwiegersöhne. Als diese in den Westen flüchteten, lockte er sie zurück in den Irak und versprach ihnen Freiheit. Kaum zu Hause, liess er sie ermorden. Die Lektion lautet: «Wer immer sich gegen den Herrscher wendet, wird sterben.» Peter verhaftete nicht bloss seinen Sohn Alexei, sondern dessen ganze Entourage, sehr ähnlich wie Stalin später.

**Weltwoche:** Peter war ausserordentlich, doch auch er konnte nicht allein regieren. Quasi in der Herzkammer der Macht agierten stets persönliche Berater. Einige wurden zu grossen Machtfaktoren, wie Grigori Potemkin. >>>

## Viermal täglich auf jedem Möbelstück

Er war 40, sie kaum 16. Er betörte sie mit stahlblauen Augen. Sie, Tochter aus verarmtem Adel, blendete ihn mit einer Haut wie Alabaster. Von jenem klirrenden Wintertag 1865 an, als sich ihre Blicke trafen, konnten Alexander II. und Ekaterina «Katja» Dolgorukaja nicht mehr voneinander lassen.

Täglich traf er «mein freches Luder» in «unserem Nest», das er ihr am Englischen Ufer in St. Petersburg gemietet hatte. Und sobald sich ihre Körper trennen mussten, floss die Sinnlichkeit in Form von Tinte weiter. «Ich muss gestehen, diese Erinnerungen erwecken erneut meine Gier, in deine berauschende «coquillage» zu tauchen», schrieb der Zar. «Oh, oh, oh, es



«Mein freches Luder»: Geliebte Katja, gemalt von Alexander II.

bringt mich zum Lächeln, ich schäme mich nicht, es ist nur natürlich!»

### Immer im Geheimen

Mehrmals täglich tauschten sie Bottschaften aus voller wollüstiger Schwelgereien. Es sind «die erotischsten Briefe, die je von einem Staatsoberhaupt verfasst wurden», sagt Simon Sebag Montefiore, der in «Die Romanows» erstmals Einblick in den Schriftverkehr gewährt.

Katja war sexuell ohne jegliche Hemmungen, und er schätzte es, wenn sie die Initiative ergriff. «Bis zum Rausch genoss ich es, auf dem Sofa zu liegen, während du dich auf mir bewegtest», schrieb Alexander II. in schwülstiger Erinnerung schwelgend, «vor meinem inneren Auge kann ich dich sehen, nun im Bett, nun ohne Höschen.» Lasziv liess sich Katja gehen, und der Kaiser tauchte ein in ihre Wollust. «Freudvoll spürte ich, wie deine Quelle [«ta fontaine»] mich wieder und wieder wässerte und meine Lust noch verdoppelte.» Komplette von Sinnen schwärmte der Kaiser von ihrer «coquille», die «verrückt wurde und sich an mich heftete wie ein Blutegel».

Die beiden machten sich gegenseitig rasend. Die Briefe, in welchen sie sich auf Französisch austauschten, steigerten ihr Verlangen ins Unerträgliche. Für Sex wählten sie das Codewort «les bingerles». Regelmässig schickte er ihr «Grüsse von «mon bingerle», der voll gerüstet ist». Katja zählte die Stunden bis zum nächsten Gelage. «Ich schäume innerlich über, kann keine zweieinhalb Stunden warten, bis wir uns sehen, komm nicht zu spät, ich küsse dich, mein Engel, mein Kuckuck, mein Alles!»

Was war das Geheimnis ihrer Hypersexualität? «Wie wir aus eigener Erfahrung wissen, verlieren Paare rasch das sexuelle Verlangen nach einander. Alexander und Katja nicht», sagt Montefiore. «Dies, weil sie sich immer im Geheimen treffen mussten.»

### Nummerierte Briefe

Bis zu «viermal täglich» trieben sie es «auf jedem Möbelstück» und «in allen Räumen». Alexanders Ärzte empfahlen dem Zaren dringend, sich zu mässigen. Katja willigte ein, widerstrebend. «Wenn du glaubst, wir überanstrengen uns, machen wir ein paar Tage Pause.» Wenige Stunden später schrieb sie: «Heute Abend will ich dich!» Und nach ein paar Stunden Schlaf waren alle Vorsätze dahingeschmolzen: «Alles in mir zittert, ich kann nicht bis vier Uhr fünfundvierzig warten.»

Sexuelle Exzesse gehörten bei den Romanows zum Hofalltag. Die Herrscher unterschieden sich einzig durch ihren Fetisch: Man trifft auf modesüchtige nymphomane Zarinnen, lesbische Ménages-à-trois, funktionalen Beischlaf zu strikt fixierter Uhrzeit und theatralisch inszeniertes Treiben von Sexzwergeren. Für Alexander II. war es bei Katja Liebe auf den ersten Blick. Selbst nachdem ihm Katja vier Kinder geboren hatte, liess die Lust nicht nach.

Mit peinlicher Sorgfalt achteten sie darauf, in ihrer Korrespondenz nie ihre Namen zu nennen, nummerierten jedoch jeden ihrer Briefe. Mehr als viertausend sollten es werden bis zu jenem schicksalhaften 13. März 1881. Sechs Mal hatte man Alexander II. bereits nach dem Leben getrachtet. Beim siebten Streich liess ihn das Glück im Stich. Nach einem Sprengstoffanschlag lag Alexander mit abgerissenen Beinen ein letztes Mal in Katjas Armen, bis der Tod ihre Körper endlich trennte.

Urs Gehriger

**Montefiore:** Jeder Zar, der lange regiert, wechselt einen Grossteil seiner Mannschaft mehrmals aus, nur ein paar wenige schaffen es, sich lange im Zentrum der Macht zu halten. Bei Boris Jelzin waren es sein Bodyguard und sein Tennislehrer. Bei Putin ist es wiederum sein Bodyguard, Wiktor Zolotow, der Putins Präsidentengarde vorsteht. Oder Igor Setschin [Präsident der staatlichen Ölgesellschaft Rosneft, d. Red.]. Bei den Romanows nahm Alexander Menschikow eine Sonderrolle ein. Ein extrem lasterhafter, verschlagener, ehrgeiziger Bursche. Aber er hatte grosses Durchsetzungsvermögen, wie sonst keiner in Russland. Er war Peters bester Freund.

**Weltwoche:** Konnte er Peters Gedanken lesen?

**Montefiore:** Genau. Er konnte ihn beruhigen, wenn er wieder einen seiner Anfälle hatte. Man nannte ihn den «Fürsten aus der Gosse». Er begann als Stallknecht, stieg an die Spitze auf und stellte Peters Erfolg über alles. Und dann gab es natürlich Potemkin, wahrscheinlich der beste Minister von allen.

**Weltwoche:** Potemkin war der Liebhaber von Katharina II. Sie bezeichnen die beiden als das wohl erfolgreichste politische Liebespaar der Geschichte, das selbst Antonius und Kleopatra übertraf. Was machte ihre Magie aus?

**Montefiore:** Katharina nannte Potemkin ihren «Seelenzwillig». In ihrer geheimen Korrespondenz diskutierten sie Sex, Kriege, Politik, Kunst. Die Früchte dieser Liebschaft sind bis heute von höchster Relevanz. Potemkins Errungenschaften machten Russland zu einer Macht im Nahen Osten. Er hat die halbe

*«Potemkins Errungenschaften machten Russland zu einer Macht im Nahen Osten.»*

Ukraine erobert und die Krim, er baute die Hafenstadt Sewastopol und begründete die Schwarzmeerflotte aus dem Nichts. Deshalb ist Potemkin Peter dem Grossen fast ebenbürtig.

**Weltwoche:** Es heisst, Angelina Jolie wolle die Liebesgeschichte verfilmen – mit ihr selbst in der Rolle von Katharina.

**Montefiore:** Ja. Sie hat die Filmrechte gekauft. Katharina und Potemkin liefern knisternden Stoff. Sie nannte ihn «meinen Kosaken», «Goldfasan» oder «Löwe im Dschungel» und traf ihn regelmässig im Banja, wo die beiden stundenlang in Dampfschwaden verschwanden.

**Weltwoche:** Bevor wir ins Liebesleben am Zarenhof eintauchen ...

**Montefiore:**... ja, sprechen wir über Sex!

**Weltwoche:** Gleich. Zuerst noch ein Wort zur Krim. Die Krim hat für Russland früh eine Schlüsselrolle gespielt. Potemkin und Katharina haben dieses Tor geöffnet und Russland zur Mittelmeeremacht gemacht.



**Montefiore:** Die wichtigste Errungenschaft Katharinas war, Russland als Macht im Nahen Osten zu etablieren. Sie hat die russische Flotte an die Levante geschickt, liess 1772 Syrien bombardieren und sogar Beirut besetzen. Das war das erste russische Abenteuer im Nahen Osten. 1853 folgte ein herber Rückschlag, als Zar Nikolaus I. den Krimkrieg 1853 gegen die Briten und Franzosen verlor. Die Niederlage führte vor Augen, wie technisch rückständig Russland im Vergleich zum Westen geworden war. Russland verlor die ganze Schwarzmeerflotte. Zar Alexander II. gewann sie zurück, was eine seiner grössten Taten war. Alexander II. war ein sanfter Herrscher und einer der lebenswürdigsten Romanows.

**Weltwoche:** Und ein glühender Liebhaber. Im Archiv haben Sie Briefe Alexanders II. entdeckt, 4000 Stück.

**Montefiore:** Es sind wohl die anzüglichsten Liebesbriefe, die je ein Staatsoberhaupt geschrieben hat. Seine Geliebte Katja, eine von Armut gebeutelte Prinzessin aus einer der nobelsten Familien, war wunderschön, mit blondem Haar, hatte einen fantastischen Körper. Die beiden entwickelten eine Art Hypersexualität.

**Weltwoche:** Sie waren richtig süchtig nach einander?

**Montefiore:** Sie trieben es auf jedem Möbelstück. Alexander II. war der hübscheste von allen Romanows. Blaue Augen, goldrotes Haar, turmhoch, er liebte Sex, und er liebte die Frauen, und er war viel netter als sein Vater Nikolaus I., der raue, rein funktionale Sexualverhältnisse mit Frauen unterhielt. Alex hingegen liebte die Frauen, war voller Wonne,

*«Alexander II. hat Kräfte entfesselt, die weit mehr wollten, als er zu geben bereit war.»*

charmte sie in den sinnlichsten Tönen. Katja war hochintellektuell, gebildet, liebte das Lesen. Sie war sechzehn, er vierzig, als sie ihre Liaison begannen. Katja war sexuell ohne jegliche Hemmung und übte ausgefallene Praktiken aus. Er schrieb ihr entzückt, wie schön es war, als «Deine <fontaine> mich wieder und wieder wässerte». Heute würde man von «squirting» sprechen. Ich habe gedacht, diese Praktik sei erst vor kurzem erfunden worden.

**Weltwoche:** Auch jenseits der sexuellen Gelage war Alexander II. ein moderner Geist. Er schaffte die Leibeigenschaft ab und ging als «grosser Befreier» in die Geschichte ein. War er der progressivste aller Zaren?

**Montefiore:** Ja. Und tragischste. Er war kein Genie wie Peter oder Katharina. Aber er verstand sehr gut, wie man die Autokratie nutzen musste, um das Land zu reformieren. Was übrigens niemand anderes ausser Stalin getan hat. Allerdings tat es Stalin mit abscheulichster Gewalt. Die Emanzipation der Leibeigenen war eine ausserordentliche Errungenschaft. Alexander II. hat sie persönlich und bis ins Detail ausgehandelt.

**Weltwoche:** Er hat sich damit das Grab geschaufelt.

**Montefiore:** Ja, seine progressive Art hat ihn das Leben gekostet. Er hat derart hohe Erwartungen geschürt, die er nicht erfüllen konnte. Er hat Kräfte entfesselt, die weit mehr wollten, als er zu geben bereit war.

**Weltwoche:** War sein Scheitern eine der grossen, verpassten Chancen, das Zarenreich durch Wandel am Leben zu erhalten?

**Montefiore:** Ja. Seine Ermordung erinnert mich an das Attentat auf den israelischen Pre-

## EXKLUSIV, EINZIGARTIG, HANDVERLESEN

### DIE REFERENTEN



**Thomas Meier**  
CEO Ricola Group AG

mit dem Referat  
Natürlich gesunde Schweizer Kräuter für die ganze Welt. Nachhaltige globale Geschäftsentwicklung am Beispiel von Ricola



**Rudi Bindella jun.** CEO Bindella  
**Rudi Bindella** Verwaltungsratspräsident Bindella

mit dem Referat  
Gastronomie mit Lebensfreude

«Täglich vernetzen wir ausschliesslich Entscheider – LinkedIn auf persönlichem Weg»

Michelle Rützi-Kummlı  
CEO



Wir vernetzen Entscheidungsträger

## KNOW HOW PLACE

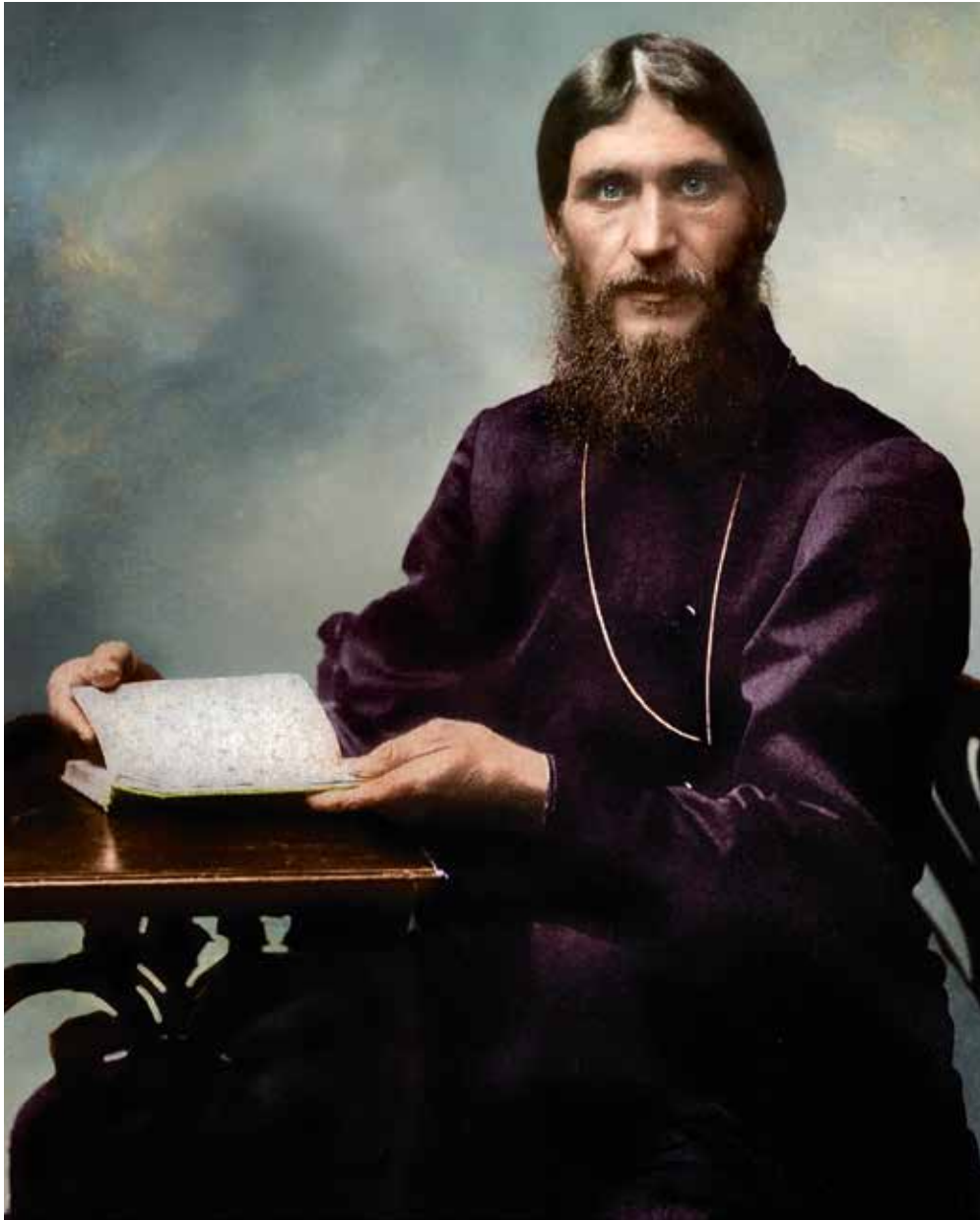
Swissness, Qualität und nachhaltiges Unternehmertum

Der Geist von Sempach

31. KNOW  
HOW PLACE  
06. April 2022



zum Programm



Eine Art Lifestyle-Coach: Rasputin.

mier Jitzhak Rabin, einen Mann mit einzigartiger Autorität, Grosses zu bewegen.

**Weltwoche:** Es gab sieben Attentatsversuche gegen Alexander II.

**Montefiore:** Beim siebten ist er gestorben.

**Weltwoche:** Ein Wahrsager hatte Alexander II. das alles vorausgesagt. Der Hang zum Mystischen und Übersinnlichen ist dauernd präsent bei den Romanows. Er wurde gegen Ende des Zarenreichs immer intensiver und erreichte mit Rasputin seinen Höhepunkt.

**Montefiore:** Nichts an den Romanows ist erklärbar ohne Religion. Alle waren Anhänger der Orthodoxie. Am Zarenhof verkehrten religiöse Berater, die sich als Quelle der Weisheit aufspielten. Mit der Zeit wurde die religiöse Spiritualität starr und veraltet. Das Resultat war Grigori Rasputin, dieser mystische Wanderprediger mit ungekämmtem Bart, Pockengesicht und hypnotisch stehenden Augen.

**Weltwoche:** War Rasputin mehr Guru als religiöse Autorität?

**Montefiore:** Er war alles. Günstling, Heiler, spiritueller Ratgeber und eine Art Lifestyle-Coach. In den letzten Jahren des Zarenreichs wurde er zu einem politischen Favoriten mit der Macht eines Menschikow und Potemkin. Rasputin versprühte animalische Anziehungskraft. Er soll Frauen in Scharen befriedigt haben, einige wollen beim Orgasmus sogar in Ohnmacht gefallen sein.

**Weltwoche:** Stimmt es, dass sein Penis fast so gross war wie der eines Pferdes?

**Montefiore:** Dank den lebhaften Schilderungen in Briefen der Romanows kennen wir intimste Details über das Sexleben am Zarenhof. Von Rasputin fehlen solche Schriftstücke. Also wissen wir nicht, wie er im Bett war. Als er getötet wurde, schnitt ihm der Pöbel den Penis ab. Ohne Frage war er eine Art Sex-Pest. Er belästigte Frauen, vielleicht vergewaltigte er auch

etliche von ihnen. Andererseits erzählten Prostituierte, er habe sie nur angeschaut und mit ihnen geschwätzt. Es ist durchaus möglich, dass die berüchtigtste Sexbestie der Geschichte zum Liebesakt selbst kaum fähig war.

**Weltwoche:** Die Zarenfamilie war Rasputin komplett hörig. Warum?

**Montefiore:** Das Zarenpaar hielt ihn für den neuen «Mann Gottes» und glaubte an seine Heilkraft. Das hatte mit ihrem Sohn Alexei zu tun, der Bluter war. Zwar konnte er die Krankheit des kleinen Zarewitsch nicht heilen. Aber er hatte eine bewundernswürdige Fähigkeit, Vertrauen und Ruhe auszustrahlen. Mutter Alexandra war eine komplette Hysterikerin. Indem Rasputin sie beruhigte, beruhigte er auch den Jungen. Seine Blutungen hörten immer auf, wenn Rasputin in seine Nähe kam.

**Weltwoche:** Welche Rolle spielte er für den Untergang der Romanows?

**Montefiore:** Im Laufe der Zeit wurde Rasputin für das ängstliche Zarenpaar immer wichtiger. Er mischte sich stärker in die Politik ein, von der er nichts verstand. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, wirkte sich seine Inkompetenz katastrophal aus für die Herrscher. Lenin sagte, ohne Rasputin hätte es keine Revolution gegeben.

**Weltwoche:** In der Tat hatte der Zar 1912 praktisch allen Widerstand im Land gebrochen. Lenin im Schweizer Exil hatte alle Hoffnung aufgegeben, in Russland eine Revolution zu entfachen.

**Montefiore:** Ja, aber seien wir ehrlich: Keine der grossen Monarchien Europas hat den Grossen Krieg überlebt. Die Osmanen, die Habsburger, die Hohenzollern, sie alle gingen unter. Es ist äusserst zweifelhaft, ob das Zarenreich überhaupt eine Chance hatte, die schreckliche Tragödie zu überleben.

**Weltwoche:** Putin jedenfalls spricht mit Verachtung über den letzten Romanow. Neben Gorbatschow, der die Sowjetunion aufgelöst hat, bezeichnet er Nikolaus II. als die schwächste Figur der russischen Geschichte. Welche Lehre hat er aus dem Untergang der Romanows gezogen?

**Montefiore:** Die wichtigste lautet: «Wer Schwäche zeigt, geht unter.» Ein russischer Herrscher muss Furcht einflössen. Das Zarentum der Romanows war immer ein Militärregime. Von jedem guten russischen Herrscher wird erwartet, dass er Russlands internationalen Ruhm mehrt. Dafür braucht er eine schlagkräftige Armee. Putins Lieblingszar, der reaktionäre Alexander III., genannt «der Koloss», hatte nach Abschaffung der Leibeigenschaft die Macht des Zaren restauriert. Er sagte: «Ich brauche bloss zwei Verbündete, die Armee und meine Marine.» Putin zitiert den Satz gerne.

**Weltwoche:** Putins familiäre Wurzeln reichen ins Umfeld der Zarenfamilie zurück.

Sein Grossvater Spiridon war Koch für Rasputin, später auch für Lenin und Stalin. Ist dies wichtig für Putins Selbstverständnis?

**Montefiore:** Das ist eine erstaunliche Geschichte. Man könnte meinen, sie sei erfunden, aber sie ist wahr. Jener Moment, als 1999 ein kleiner Zirkel nach einer passenden Führungsfigur suchte, der die Macht von Boris Jelzin übernehmen konnte, erinnert an die Wahl Michaels I. zum ersten Romanow-Zaren im Jahr 1613. Vielleicht hat die Führungsriege realisiert, dass es in Putins Vergangenheit einen, wenn auch bescheidenen Bezug zum Zarenreich gab. Vielleicht gab die Rolle seines Grossvaters Putin das Gefühl, in der langen Tradition der russischen Geschichte zu stehen.

**Weltwoche:** Welche Parallelen zwischen der Romanow-Dynastie und der Präsidentschaft Putins sehen Sie?

**Montefiore:** Der totale Glaube an sich selbst, dass er allein Russland retten kann. Putin ist überzeugt, dass er das moderne Russland nur durch eine nationalistische Autokratie orthodoxen Glaubens retten kann. Er hat sie aus-

*«Die grösste Gefahr für Putin ist Russlands wirtschaftliche Schwäche. Seine Feldzüge sind ein Bluff.»*

gebaut und gestärkt. Seit Stalin war Russland nie mehr so dominant wie heute. Gleichzeitig fühlt sich Putin, wie alle Romanows, sehr verletztlich. Wachsamkeit ist sein oberstes Gebot.

**Weltwoche:** Seine persönliche Garde zählt 400 000 Mitglieder.

**Montefiore:** Die grösste Furcht eines russischen Herrschers ist, von der Strasse oder von Leuten aus seinem Umfeld gestürzt zu werden. Eine solche Revolte ist heute unwahrscheinlich. Ich denke, Putin könnte dreissig Jahre an der Macht bleiben.

**Weltwoche:** Vor welcher Gefahr muss sich Putin am meisten in Acht nehmen?

**Montefiore:** Wenn er zu alt und zu starr wird, um riskante aussenpolitische Manöver erfolgreich durchzuführen, könnte etwas schiefgehen, wie 1853, als der alternde Nikolaus I. auf der Krim ins Fiasko ritt. Die grösste Gefahr für Putin ist jedoch Russlands wirtschaftliche Schwäche. Putins Militärfeldzüge sind in gewisser Weise ein Bluff. Die Wirtschaft ist erstarrt, die Russen sind zu abhängig von Öl und Gas. Es gibt keine Reformen. Und es gibt kein klares Konzept von Privatbesitz. So kann kein Geschäft florieren. Letztendlich holen solche Schwächen einen Herrscher ein. So erging es den Romanows. So passierte es mit der Sowjetunion. Und so könnte es auch dem neuen Russland geschehen.

Dieses Gespräch erschien erstmals in der *Weltwoche* 3/17.

**Simon Sebag Montefiore:** Die Romanows. Glanz und Untergang der Zarendynastie 1613–1918. S. Fischer. 1032 S., Fr. 55.90

## GEOGRAFIE

### Russlands Suche nach natürlichen Grenzen

Geografie bestimmt Geschichte, -Kultur und Politik. Eine Inselnation entwickelt sich anders als eine Kultur im Binnenland, ein Bergvolk anders als eine Flusszivilisation. In Russland hat die Geografie einerseits zu einem riesigen Territorium, andererseits zum Scheitern demokratischer Versuche geführt.

Die Geschichte Russlands seit dem Grossfürstentum Moskau ist eine Historie ständiger Expansion: von einem Kleinstaat inmitten nebliger Sümpfe zu einem Land, das noch immer elf Zeitzonen umspannt. Bis heute missverstanden ist der Begriff «Sammeln russischer Erde». Dabei ging es nicht um Eroberungen fremder Landstriche, sondern um die Wiederherstellung der «Kiewer Rus», jenes slawischen Staatenbundes, der von den Mongolen 1240 zerstört worden war.

Nach und nach unterwarfen die Grossfürsten von Moskau die anderen russischen Kleinstaaten – Nowgorod, Twer, Susdal und andere. Gleichzeitig verleibte sich das immer mächtigere Moskau die Territorien seiner Unterdrücker, der tatarischen Khanate Kasan, Krim und Astrachan, ein. Erfolgreich wehrte Moskau Angriffe Polens, Litauens und Schwedens ab und dehnte seinen Einflussbereich auch im Westen aus.

#### Einladung für Raubzüge

Gleichwohl trieb Russland nicht in erster Linie Landhunger an, sondern die Suche nach natürlichen Grenzen, die Schutz vor Feinden boten. Im Westen, Süden und Norden breiten sich Tiefebene und Steppen aus, kein Hindernis stellt sich Invasoren entgegen. Wer einmal die Elbe überquert hat, dessen Truppen rollen weitgehend ungehindert bis nach Moskau. Dasselbe gilt für die Steppen im Süden, die erst am Ufer des Schwarzen Meeres und am Kaukasus enden. Im Osten lagen die dünn besiedelten Weiten Sibiriens. Nachdem dort das islamische Khanat Sibir unterworfen war, erreichte Russland schon im Jahr 1700 den Pazifischen Ozean.

Im Laufe der Geschichte betrachteten Tataren, Polen, Osmanen oder Schweden diese spezielle Topographie Russlands als Einladung für Raub- und Eroberungszüge. Doch nachdem Russland seine Grenzen bis an den Kaukasus und an die Ostsee vorgeschoben hatte, ergab sich ein anderes Problem: Noch immer fehlte ein Zugang zu den Weltmeeren. Um in den Atlantik zu gelangen, müssen russische Schiffe in Dänemark den Belt, in der



«Rock mit zugenähten Ärmeln»: Frankreichs Kaiser Napoleon.

Türkei Bosphorus und Dardanellen, in Spanien die Strasse von Gibraltar passieren.

Schon der französische Kaiser Napoleon hatte dieses Problem erkannt. Russland, so analysierte er, sei ein «Rock mit zugenähten Ärmeln», der kein globales Ausgreifen erlaube. Und: «Wer die Geografie eines Landes kennt, kennt seine Aussenpolitik.»

#### Umgekippter Topf mit Brei

Wie aber wirkt sich die Geografie auf die politische Verfassung aus? Russland mutet an wie ein umgekippter Topf mit Brei, der sich unförmig in alle Richtungen ergiesst. Vor allem in den entlegenen Regionen galt der Spruch «Russland ist gross, und der Zar ist weit». Um Sezessionen oder feindliche Überfälle zu verhindern, musste die Zentralmacht diese Gebiete fest an sich binden. Dazu bedurfte es immer eines starken Staates, der eine möglichst umfassende Kontrolle ausüben wollte.

Zweimal gab es die Chance, dass Russland eine Demokratie westlichen Zuschnitts würde. Einmal nach der Februarrevolution 1917, als bürgerliche Kräfte eine konstitutionelle Monarchie etablieren wollten. Der Putsch der Kommunisten unter Lenin acht Monate später machte dem Versuch ein blutiges Ende. Die zweite Chance eröffnete sich nach dem Ende der UdSSR in den neunziger Jahren. Diesmal scheiterte das Experiment am Westen. Seine wohlfeilen Ratschläge zur Reform der Wirtschaft verarmten Millionen von Russen und liessen sie sehnsüchtig an die alte Stabilität zurückdenken. Nachhaltig in Mitleidenschaft gezogen wurde dabei das Konzept der Demokratie. Verächtlich sprach man von *dermokratija*. *Dermo* ist das russische Wort für Scheisse.

Wolfgang Koydl

# Russland gehört zu Europa

Im Westen ist eine neue Russophobie zu beobachten.  
Das ist eine Katastrophe – kulturell und geopolitisch.

*Francis Pike*

**M**oskau ist 2500 Kilometer von Brüssel und 7500 Kilometer von Peking entfernt. Obwohl Russland sich bis weit in den Fernen Osten erstreckt, lag und liegt sein politisches und kulturelles Zentrum in Europa. Dass Russland sich nun mit China verbündet, seinem historischen Gegner und einem Kontrahenten Europas, ist eine Anomalie.

Das Bestreben Russlands, als europäische Nation anerkannt zu werden, begann im späten 16. Jahrhundert. 450 Jahre später ist dieser Wunsch weiterhin unerfüllt. Das moderne europäische Russland begann mit Iwan dem Schrecklichen, der 1547 in der orthodoxen Kathedrale im Kreml zum Zaren gekrönt wurde. Um einen Zugang zur Ostsee zu schaffen, führte er Krieg gegen Livland (das heutige Estland und Lettland), wurde aber von Schweden, Polen und Litauen zurückgedrängt.

## Sehnsucht nach Anerkennung

Zar Iwans Handelsbeziehungen mit Europa beschränkten sich im Grunde auf England. Königin Elisabeth I. pflegte eine enge Brieffreundschaft mit ihm, nachdem die in London gegründete Moskauer Kompanie eine Handelsroute nach Archangelsk eingerichtet hatte. Selbst nachdem Iwans Nachfolger Peter I. die Armee des Schwedenkönigs Karl XII. in der Schlacht bei Poltawa (in der heutigen Ukraine) besiegt hatte, wurde kein bedeutender europäischer Hafen errichtet. Die Expansion in Richtung Osten lag weitgehend in den Händen der Kaufmannsfamilie Stroganow.

Mit der Gründung einer neuen, prächtigen Stadt an der Ostsee 1703 machte Peter der Grosse sein Land zu einer europäischen Handelsnation und Seemacht. Der Hafen von St. Petersburg war, anders als Archangelsk am Weissen Meer, im Winter nicht zugefroren. Über die neue russische Hauptstadt kamen die neuesten Erfindungen und Ideen aus Europa ins Land.

Unter Katharina der Grossen wurde diese Öffnung gegenüber dem Westen noch verstärkt. Katharina, Prinzessin von Anhalt-Zerbst, aus dem einflussreichen preussischen Geschlecht

der Askanier stammend und mit dem späteren Zaren Peter III. verheiratet, hatte französische Hauslehrer und pflegte eine langjährige Brieffreundschaft mit Voltaire, dem herausragenden Vertreter der europäischen Aufklärung. Ihr intellektueller Hunger war noch grösser als ihre sexuelle Unersättlichkeit. Russland wurde mit westeuropäischer Kultur überflutet.

Katharina gründete, genau wie Peter der Grosse, eine wichtige Hafenstadt – Odessa am Schwarzen Meer, wodurch Russland auf dem Meerweg Zugang nach Südeuropa erhielt.

## *Die Spaltung Europas, die nach dem Untergang der Sowjetunion aufgehoben schien, ist wieder präsent.*

Russland konkurrierte alsbald mit den anderen europäischen Grossmächten. Zar Alexander I. war, neben Fürst Klemens von Metternich, Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord und Lord Castlereagh, eine der Hauptfiguren auf dem Wiener Kongress 1815. Nach dem Sturz Napoleons wurde ein Gleichgewicht der Kräfte in Europa etabliert, das fast hundert Jahre hielt.

Russland, das nach der Oktoberrevolution von den Europäern ins Abseits gedrängt wurde, erwartete nach dem Zerfall der Sowjetunion, wieder mit offenen Armen empfangen zu werden. Präsident Putin stellte gegenüber dem legendären TV-Journalisten David Frost fest, dass Russland Teil der europäischen Kultur sei. Dass er das sagen musste, verrät die tiefe Sehnsucht russischer Herrscher, von Iwan dem Schrecklichen bis in die Gegenwart, als Teil von Europa anerkannt zu werden.

## Putins Paranoia

George Robertson, Nato-Generalsekretär von 1999 bis 2003, berichtete, Putin habe bei ihrer ersten Begegnung darum gebeten, als «Teil des sicheren, stabilen und prosperierenden Westens aufgenommen» zu werden. Dass ihm dieser Wunsch abgeschlagen wurde, nährte vermutlich Putins Paranoia hinsichtlich der

Motive des Westens. Historisch könnte sich dies als die grösste verpasste geopolitische Gelegenheit des 21. Jahrhunderts erweisen.

Erstaunlicherweise begegnet man nach wie vor der Ansicht, dass Russland nicht zu Europa gehöre. Ein Blick auf die kulturellen Leistungen Russlands zeigt, wie absurd diese Vorstellung ist. Die Werke von Dostojewski, Tolstoi und Puschkina sind aus dem Kanon der europäischen Literatur nicht mehr wegzudenken. Als europäischer Bühnenautor kommt Anton Tschechow gleich hinter Shakespeare.

Russische Komponisten wie Tschaikowski, Mussorgski, Prokofjew, Rachmaninow und Schostakowitsch sind herausragende Vertreter der europäischen klassischen Musik. Russland hat schon immer grosse Musiker hervorgebracht – denken wir nur an die Pianisten Artur Schnabel, Wladimir Horowitz, Evgeny Kissin und Grigori Sokolow. Der Cellist Gregor Piatigorsky und der Geiger Yehudi Menuhin besuchten die legendären Musikschulen von Odessa.

## Kalter Krieg 2.0

Grosse Maler des 19. Jahrhunderts wie Ilja Repin und Alexei Bogoljubow haben sich an den klassischen Traditionen der europäischen Malerei orientiert, während Künstler wie Marc Chagall, Wassily Kandinsky, Kasimir Malewitsch, Naum Gabo und Alexander Rodtschenko führende Vertreter der europäischen Avantgarde waren. Der russische Konstruktivismus war eine der einflussreichsten Bewegungen in der europäischen Kunst des 20. Jahrhunderts.

Das europäische Erbe Russlands gründet auf einer gemeinsamen philosophischen und kulturellen Tradition. Die Spaltung Europas, die nach dem Untergang der Sowjetunion aufgehoben schien, ist seit dem Überfall auf die Ukraine in der vergangenen Woche als Kalter Krieg 2.0 wieder präsent. Im Westen ist eine neue Russophobie zu beobachten. Das ist eine Katastrophe – kulturell und geopolitisch.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Geburt einer Nation

Neues Jerusalem, Kosakenstaat, Sowjetrepublik – die Ukraine war schon vieles, nur keine Einheit. Nun schweisst Putins ungerechtfertigter Angriff das Land zusammen.

Wolfgang Koydl

**W**enige Tage bevor er seine Truppen in Marsch setzte, erteilte Russlands Präsident Wladimir Putin eine Geschichtslektion. Die Ukraine, so dozierte er, habe keine eigene Geschichte. Im Grunde genommen sei sie eine Erfindung der Bolschewiki, eine Kreatur Wladimir Iljitsch Lenins.

Ganz falsch lag er mit seiner Analyse nicht. Das weite, flache Land zwischen Polen und Russland mag zwar seit dreissig Jahren ein Staat sein. Eine Nation mit einem einheitlichen Nationalgefühl ist es indes nicht geworden. Die Ukraine war immer janusköpfig, gespalten zwischen West und Ost: Der eine Kopf blickte nach Krakau, Wien und in Richtung Vatikan. Der andere nach Moskau.

Zum ersten Mal in der Geschichte könnte sich das nun ändern, und ausgerechnet Putin wäre der Geburtshelfer dieser ukrainischen Nation. Sein ungerechtfertigter Angriff auf das Brudervolk scheint den Westen und den Osten zusammenzuschweissen. Wo sie sich früher oft gegenseitig bekämpften, so verteidigen sie jetzt alle gemeinsam ihr Land, die Ukraine.

## Von mächtigen Flüssen durchzogen

Ein Schlüssel zum Verständnis der komplexen Lage liegt schon im Namen. Andere Länder sind nach Völkern, Bodenschätzen oder Familien benannt, doch bei der Ukraine ist es nur eine vage Ortsbestimmung. *U kraina* bedeutet «am Rand, an der Grenze» und bezeichnete verschiedene Grenzregionen. Nicht nur in Russland: Die Lustigen Oberkrainer, eine im letzten Jahrhundert populäre Volksmusikgruppe, nannte sich nach der Krain, dem ehemaligen Grenzgebiet zwischen Kärnten und Slowenien.

Jahrhundertlang war die weite Steppenlandschaft zwischen dem christlichen Abendland und den islamischen Khanaten im Osten nur spärlich besiedelt. Sie wurde jedoch von mächtigen Flüssen durchzogen, dem Dnjepr, der Düna, der Wolga und dem Don. Wikinger befuhren sie auf dem Weg von der Ostsee ins Schwarze Meer, auf dem Weg nach Byzanz. Im 9. Jahrhundert legten sie nahe der Siedlung Kiew ein Winterquartier an.



*Gespalten zwischen West und Ost:*  
Hauptstadt Kiew.

Nach und nach vermischten sich die Waräger mit den ansässigen slawischen Stämmen, was sich an der Veränderung der Namen erkennen lässt: Aus Helgi wurde Oleg, aus Ingwar Igor, aus Waldemar Wolodymyr. Die Stadt wuchs und wurde zum Mittelpunkt eines einflussreichen Staates – vor allem nachdem Fürst Wladimir der Grosse sich unter dem Eindruck der Pracht von

*Der eine Kopf blickte nach Krakau,  
Wien und in Richtung Vatikan.  
Der andere nach Moskau.*

Byzanz zum orthodoxen Glauben bekannte. Zur wirtschaftlichen und politischen Macht gesellte sich die religiöse Aura: Kiew wurde zum neuen Jerusalem, zur Wiege der Rus.

Das Ende kam im Jahr 1240, als die Mongolen unter Batu Khan die Stadt niederbrannten. In den folgenden Jahrhunderten wurde das Land zerrissen und immer wieder aufs Neue aufgeteilt unter seinen Nachbarn: unter Polen und Litauen im Westen, den Krimtataren im Süden und den slawischen Fürstentümern Nowgorod, Perejaslaw und Moskau im Norden und Osten.

Für wenige Jahre gab es den Versuch einer eigenen Staatlichkeit unter dem Kosakenführer Bohdan Chmelnyzkyi. Doch dieser endete mit der Teilung des Landes zwischen Polen und Russland 1651. Damals begann die Spaltung der Ukraine zwischen den mächtigen Nachbarn: Die beiden neuen Herren setzten ihre Religion, ihre Sprache, ihre Sitten in den neuerworbenen Territorien durch.

## Nachhilfe in ukrainischer Sprache

Ein ukrainisches Nationalbewusstsein entstand erst Ende des 19. Jahrhunderts mit dem aus dem westlichen Lemberg stammenden Historiker und Aktivisten Mychajlo Hruschewskyi. Im Ersten Weltkrieg wurde seine Bewegung vom Deutschen Reich unterstützt, das sich eine Schwächung Russlands erhoffte. Rund 50 000 ukrainische Kriegsgefangene erhielten in deutschen Lagern Nachhilfe in ukrainischer Geschichte und Sprache.

In den Nachkriegsjahren gab es mehrere Versuche zur Gründung eines ukrainischen Staates. Sie wurden 1922 mit der ukrainischen Sowjetrepublik und dem Beitritt zur Sowjetunion beendet. Lenin hatte erkannt, dass sich die Kommunisten in der bäuerlich geprägten, konservativen Bevölkerung nicht durchsetzen konnten, und hatte daher die nationalistische Karte gespielt. Ähnlich agierten ukrainische Nationalisten 1991 nach dem Ende der Sowjetunion: Weil sie nicht auf Zuspruch im russisch geprägten Osten hoffen konnten, belassen sie als Gegenleistung für eine Beteiligung an der Macht die alten kommunistischen Kader an den Schalthebeln.

Die Unabhängigkeit liess Volk und Führung ratlos zurück. Andere ehemalige Sowjetrepubliken konnten auf eine Identität zurückgreifen: in Zentralasien auf den Islam, im Kaukasus auf die Sprache, im Baltikum auf die Geschichte. Nur in Kiew musste man neben einem brandneuen Staat auch eine eigene Nation aufbauen – ohne zu wissen, welche: West oder Ost.

Nun scheint die Frage beantwortet. Durch Putins Aggression.

---

# Im Garten der grossen Talente

Ob in Politik, Sport oder Kunst – die Ukraine hat bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht. Sie stehen für ein Land, das immer noch auf der Suche nach seiner Identität ist.

*Peter Hartmann*

**E**s ist Krieg, und immer wieder die Ukraine. Und hinter der aktuellen Kampf- und Mitleidsrhetorik bleibt das Bild des Landes, um das es geht, merkwürdig verwischt, und doch gibt es populäre oder fatale Figuren, Namen, die seine Geschichte schrieben. Gibt es eine ukrainische Identität? Was macht sie aus?

Jedes Land braucht Helden. Wie dieser kampfprobt, 2,01 Meter grosse Hüne des Widerstands, Vitali Klitschko, 50, seit acht Jahren der Bürgermeister von Kiew, «Dr. Eisenfaust», Schwergewichtsweltmeister mit Hochschulabschluss. Die 2,8-Millionen-Metropole liegt nur hundert Kilometer entfernt von Tschernobyl, dem Unglücksort, über den vor 35 Jahren der nukleare Untergang hereinbrach mit dem Trauma der Auslöschung. Die Kinder Kiews wurden monatelang evakuiert, weit weg aufs Land. Katastrophentraining.

## Wiedergutmachungsgeschenk

Kiew ist seit über tausend Jahren eine Drehscheibe des Handels und von Machtinteressen, die Ukraine (der Name bedeutet «Grenzland») war über Jahrhunderte eine Gegend von Besetzungen, Grenzverschiebungen, Aufteilungen, Feldzügen, Landraub, wechselnden Beherrschern, aber eine ukrainische Republik gab es erst vor hundert Jahren, von Lenin 1922 ausgerufen und von Trotzki installiert, und der Nationalstaat existiert erst seit 1991 nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion.

Schon Vitali Klitschkos Familiengeschichte erzählt die Verwicklungen und Wandlungen dieses Landes. Sein Vater war Luftwaffengeneral zuerst der Roten Armee, dann der neuen Ukraine. Vitali kam in Kirgisien hinter dem Ural zur Welt, seine Muttersprache ist Russisch. Sein Grossvater war Geheimdienstler im Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (NKWD), die Grossmutter Jüdin, die dem Holocaust entging, weil ihr Ehemann sie jahrelang verstecken konnte.

Vitali verlor als Profiboxer nur zwei Kämpfe und gewann die meisten durch K.o. Auch sein fünf Jahre jüngerer und fünf Zentimeter kleinerer Bruder Wladimir wurde Weltmeister und

schloss gleichfalls sein Sportstudium mit dem Dokortitel ab. Aber das Bruderduell, auf das die Welt wartete, fand nie statt. Gegenschlägen wich der überlegene Taktiker Vitali mit seinen hervorragenden Reflexen und herausfordernd tief hängenden Fäusten aus, was wie überhebliche Provokation aussah, aber umgekehrt den Gegner zum Leichtsinn verleitete. In einer Blitzschachpartie erreichte Vitali gegen den Weltmeister Wladimir Kramnik ein Remis.

Seine Warnungen vor Putin und Russland und die Forderung nach einem Lobby-Verbot für ehemalige Politiker, das sich namentlich auf Ex-Kanzler Schröder bezog, verhalten in Deutschland in Gleichgültigkeit.

Nikita Chruschtschow, der 1956 auf dem legendären Parteitag der KPdSU in einer Geheimrede die Verbrechen Stalins an der eigenen Bevölkerung anprangerte, war zwar

*In der Nationalhymne steht prophetisch: «Noch ist die Ukraine nicht gestorben.»*

kein Ukrainer, aber er wuchs im Donbass auf und machte dort Karriere in der Kommunistischen Partei. Er erlebte auch, wie seine erste Frau – als eines von 3,5 Millionen Opfern – an der von Stalin verantworteten Hungersnot von 1929 starb. Chruschtschow hatte als Parteichef 1954 nach Stalins Tod die Halbinsel Krim der ukrainischen Sowjetrepublik zugeschlagen, gewissermassen als Wiedergutmachungsgeschenk für die Ausplünderung während Stalins Schreckensherrschaft.

Und gab damit Putin Anlass, wieder die alten Grenzen zu ziehen.

Leonid Breschnew, der Chruschtschow stürzte, war Ukrainer. Die Grenzen sind durchlässig.

## In Betonabwehr erstarrt

Der international am meisten bewunderte Stratege der Ukraine ist indes kein Staatenlenker, sondern ein gewöhnlicher früherer Oberst der Sowjetarmee namens Waleri Wassiljewitsch Lobanowski, geboren 1939 in Kiew und im Fern-

sehen des Westens bekannt geworden als Pokerface auf der Trainerbank von Dynamo Kiew.

Der Fussballweise mit den unbeweglichen Gesichtszügen, ferndiagnostiziert als Alkoholiker, erfand in den siebziger Jahren das taktisch in Betonabwehr erstarrte Spielsystem neu mit einer 4-4-2-Variante ohne absichernden Libero mit intelligenter Raumdeckung. Im Nachhinein wirkt dieses Konzept, das von jedem einzelnen Spieler höchste Aufmerksamkeit verlangt, wie eine Übertragung der Situation der Ukraine, die von sieben Staaten umschlossen wird, aber auch sieben Nachbarn kontrollieren kann – eine weltweit einzigartige geostrategische Lage.

Lobanowskis Kollektiv gewann zweimal den Europa-Cup der Cupsieger und verlor an der Europameisterschaft 1988 mit der Nationalmannschaft der Sowjetunion erst das Finale gegen seinen Nachahmer Rinus Michels, genannt «Der General», der sich in den Niederlanden als Erfinder des «totalen Fussballs» feiern liess. Zwei Dynamo-Spieler, die Stürmer Oleg Blochin und Igor Belanow, wurden als Europas «Fussballer des Jahres» ausgezeichnet. Als Lobanowski 2002 starb, standen in Kiew 200 000 Menschen Trauerspalier. Belanow verschlug es später unter dubiosen Umständen nach Wil SG, wo er die Aktienmehrheit des Klubs übernahm, von wo er aber nach wenigen Monaten wieder verschwand.

## Himmelsstürmer des Frühkapitalismus

Andrij Schewtschenko, 45, war eines jener Kinder, die das Tschernobyl-Trauma in einem Lager erlebt hatten. Als Fussballstürmer war er unerhört leichtfüssig, wurde von Spähern Silvio Berlusconi entdeckt und machte bei der AC Milan eine Karriere als unwiderstehlicher Goalgetter. Auf einer Party seines Freundes Giorgio Armani lernte er das amerikanische Model Kristen Pazik kennen, die beiden wurden das Traumpaar der italienischen Klatschblätter. Später ging «Sheva» in die Politik als Aushängeschild, wie viele frühere Sportler.

Der Ukrainer Waleri Borsow, 72, war der schnellste Mann der Welt, gewann 1972 in München Olympiagold über 100 und 200



Die Grenzen sind durchlässig: Nikita Chruschtschow, Waleri Borsow, Sergei Bubka, Wladimir Horowitz, Klitschko-Brüder (v. o. l. im Uhrzeigersinn).

Meter und wurde später Sportminister der UdSSR und anschliessend der Ukraine. Dem Dopingverdacht entgegnete der Doktor der Sportwissenschaft mit der sogenannten progressiven Entspannungsmethode, das heisst, er konnte jeden einzelnen Beinmuskel spüren und lockern. Wie auch immer. Borsow ist mit der vierfachen Turn-Olympiasiegerin Ljudmila Turischtschewa verheiratet.

Der Stabhochspringer Sergei Bubka, 58, war ein Himmelsstürmer des ukrainischen Frühkapitalismus, sein Geschäftsmodell ebenso genial wie erfolgreich: Er steigerte den Weltrekord Zentimeter um Zentimeter, und das 35 Mal. Mit dem Veranstalter handelte er eine Rekordprämie aus, anfänglich 2000 Dollar, zuletzt das Hundertfache. Auch Bubka liess sich ins ukrainische Parlament wählen, wurde Präsident der Rodovid Bank in Kiew und verfügt

angeblich über ein Vermögen von 350 Millionen Dollar.

### Heimweh und Neugier

Schon vor dem Sport gab es den musikalischen Wettbewerb in der Zarenzeit, und das Konservatorium am Majdan-Platz in Kiew (heute Nationale Musikakademie der Ukraine Peter Tschaikowski) galt und gilt als eine der weltbesten Ausbildungsstätten für Pianisten. Dort studierte auch das Jahrhunderttalent Wladimir Horowitz (1903–1989), dessen Eltern in der Revolution von 1917 verarmten, neben vielen andern jüdischen Musikern. Horowitz verliess die Sowjetunion 1925 bereits als gefeierter Jungstar und trat fast am Ende seiner glanzvollen, aber auch von jahrelangen Krisen und Auftrittspausen geprägten Karriere, von Heimweh und Neugier überwältigt, 1983 noch einmal in Moskau und

Leningrad auf. Er wurde einen Tag nach dem Fall der Berliner Mauer am 10. November 1989 in Mailand neben dem Dirigenten und Schwiegervater Arturo Toscanini beigesetzt.

Emil Gilels (1916–1985), ein anderer ukrainisch-jüdischer Klaviertitan, war geblieben. Er war eine Art Staatskünstler der Sowjetunion, ausgestattet mit allen Privilegien, auch Konzerttourneen im Westen. Gilels heiratete die blutjunge, hochbegabte ukrainische Pianistin Rosa Tamarkina, die beiden liessen sich aber nach vier Jahren scheiden, und Tamarkina starb bereits mit dreissig Jahren an Krebs. Auch die Violinvirtuosen Isaac Stern und David Ojstrach (der einst in Zürich mit Auftrittsverbot belegt wurde) sind ukrainischen Ursprungs.

In der Nationalhymne des Landes steht prophetisch: «Noch ist die Ukraine nicht gestorben.»

# Oper ist plötzlich brandaktuell

Reihenweise werden in Europa Veranstaltungen von russischen Künstlern boykottiert. Werden diese, angefeuert vom digitalen Mob, der öffentlichen Meinung geopfert? Nicht nur.

Manuel Brug

Innerhalb von kaum einer Woche hat Valery Gergiev, der mächtigste Klassikmann nicht nur in Russland und musikpolitische Schleppenträger Wladimir Putins, im Westen sehr viel verloren. Er ist nicht mehr Chefdirigent des Verbier Festivals und der Münchner Philharmoniker, Ehrenpräsident des Rotterdam Philharmonic Orchestra, Ehrenpräsident des Edinburgh Festival. Ihn und/oder sein Mariinsky-Theater hat man ausgeladen bei den Wiener Philharmonikern und an der Mailänder Scala, beim Lucerne Festival, beim Grafenegg Festival, in der Hamburger Elbphilharmonie, als wichtige Stütze des Festspielhauses Baden-Baden, in der New Yorker Carnegie Hall. Am Wochenende hat zudem sein Westagent Markus Felsner die Zusammenarbeit mit ihm beendet. Und Gergiev? Schweigt eisern, sitzt es aus.

Anna Netrebko, nicht nur die berühmteste Sängerin der Welt, sondern auch Russin mit komfortablem österreichischem Zweitpass und Hauptwohnsitz in Wien, hat ebenfalls Engagements von der Scala bis zur Bayerischen Staatsoper verloren. Auch die Oper Zürich, die erst noch an Auftritten als Verdis Lady Macbeth Ende März festhalten wollte (nicht zuletzt wegen 200 000 Franken zu erwartenden Mehreinnahmen), hat sie nun, angeblich im gemeinsamen Einvernehmen, ersetzt.

## «Friedenskonzerte» in Palmyra

Ist das Cancel-Culture? Werden hier Russen, angefeuert vom digitalen Mob, der öffentlichen Meinung geopfert, weil ihr Mochtegegnar einen nicht mehr für möglich gehaltenen, höchst aggressiven Angriffskrieg gegen die Ukraine führt? Ja und nein. Natürlich befriedigt der aus seinem Wohlfühlleben aufgeschreckte Westen hier sein schlechtes Gewissen. Gerade die Münchner, bei denen Gergievs Verpflichtung von Anfang an umstritten war, hätten es schon vorher besser wissen können.

Der gebürtige Nordossete, der zum Grossrussen mutierte, ist international Putins allererster Kulturapparatschik. Er steht autokratisch seit 1988 dem St. Petersburger Mariinsky-Theater vor, hat alle nur mög-

lichen Orden angehäuft, zwei weitere Spielstätten bekommen, zudem gehören noch andere Theater und Festivals in Russland zu seinem Klangimperium. Der grösste Truthahnfleischverarbeiter im Land ist er nebenbei auch noch. Er hat sich immer für Putins Politik starkgemacht, hat die Krim-Annexion gutgeheissen, dort und im antiken Theater von Palmyra auf Putins Geheiss hin «Friedenskonzerte» dirigiert, dessen Homophobie mitgetragen.

Da hat sich einer moralisch beschmutzt, wie einst Karajan und Furtwängler im Dritten Reich. Aber der Westen hat das lange toleriert, weil mit ihm Kasse und Glamour stimmten. Und Gergiev kann jetzt nicht mehr zurück. Also verliert er lieber den Westen, um sein Ostreich zu halten.

Anna Netrebko wiederum ist vor allem: dumm. Sie hat sich 2014 mit der russischen Separatistenflagge in Donezk fotografieren und von der Regierung im letzten Oktober ihre vier Stunden lang im Fernsehen nebst Putin-Grussadresse übertragene Gala zum 50. Geburtstag ausrichten lassen. Und dann sagt sie eingeschnappt auf Instagram, sie sei keine politische Person. Und wundert sich, wenn ihre halbherzige Kriegsanteilmahme von anderen

Künstlern wie Igor Levit, Elina Garanca oder Matthias Goerne verurteilt wird, auch wenn die keinen Namen nennen. Wie ein Kind, dem man die Schokolade weggenommen hat, cancelt sie sich selbst an der Mailänder Scala und postet «Ich bin gesund, es ist politisch». Geht's noch?

## Kriegsgegner beim Bolschoi-Theater

Natürlich muss sich der Kulturbetrieb jetzt fragen: Wie gehen wir mit Russen und russischer Kultur um? War es nicht wunderbar, dass in den letzten Jahren der Austausch eigentlich so gut funktioniert hat? Gerade in der Klassik, die sich prima eingerichtet hat, «unpolitisch» zu sein. Jetzt wachen alle plötzlich auf.

Valery Gergiev hat am Kriegsvorabend bei seinem vermutlich letzten westlichen Auftritt für lange Zeit an der Mailänder Scala bejubelt (bis auf zwei Buhs zu Anfang) in Tschaikowskys «Pique Dame» einen Soldaten spielenden Kinderchor dirigiert, wo gesungen wird: «Wir sind hier alle versammelt, den russischen Feinden zur Abschreckung. Böser Gegner, hüte dich, mach dich davon mit deinen üblen Absichten. Oder unterwirf dich. Hurra!»

Am selben Abend hatte am Moskauer Bolschoi-Theater ein mit der New Yorker Met koproduzierter «Lohengrin» Premiere, wo auf Deutsch «Für deutsches Reich das deutsche Schwert, so sei des Reiches Kraft bewährt!» erklang. Und am Theater Biel Solothurn kam am ersten Kriegstag Tschaikowskys «Mazeppa» heraus, wo ein ukrainischer Held durch die russische Brille des 19. Jahrhunderts gefiltert wird.

Oper ist plötzlich brandaktuell. Natürlich ist es richtig, dass dies alles herauskam. Genau so, wie es gut war, dass der nicht eben russenfreundliche estnische Dirigent Paavo Järvi, der letzte Woche in Moskau weilte, um das Russische Jugendsinfonieorchester zu dirigieren, dies auch tat. Denn was können die Musiker für ihren Präsidenten? Sehr viele russische Künstler, sogar der Direktor des Bolschoi-Theaters, haben sich gegen diesen Krieg ausgesprochen. Man empfangen sie, wenn die Transportverhältnisse es zulassen, bitte weiterhin bei uns mit offenen Armen!



Schweigt: Intendant Gergiev.



# LITERATUR UND KUNST

Wie der Zürcher  
Dieter Meier  
das Skurrile zum  
Erfolgsmodell macht.  
*Thomas Renggli, Seite 72*

Herausgegeben von Daniel Weber

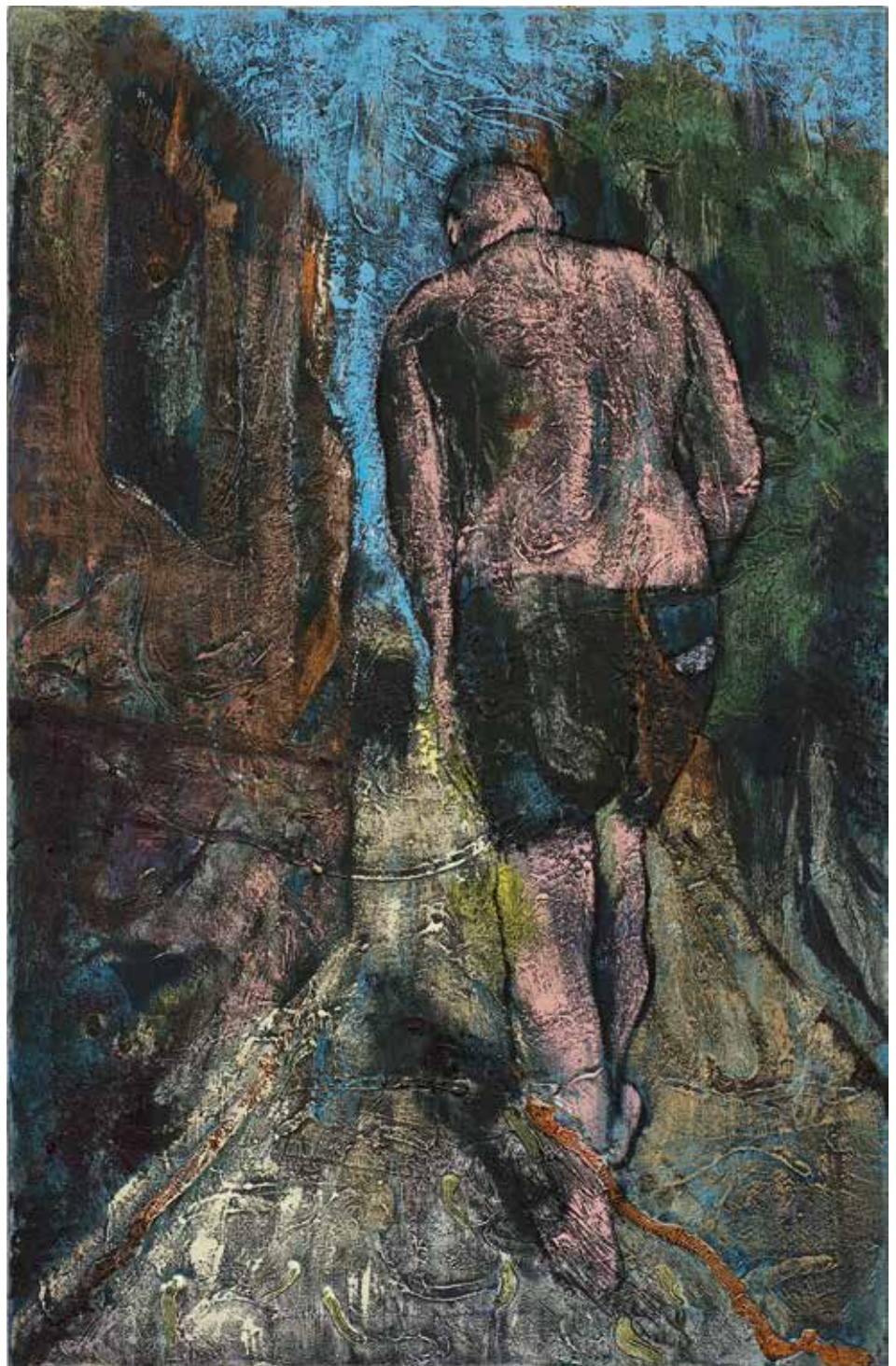
**Luka Kurashvili, Walking Figure, 2020** – Am Anfang des Weges, den ein Künstler geht, ist nie klar, ob sein Werk die Zeit, in der es geschaffen wurde, überdauert. Oder ob es, vergessen an ein paar Wänden, gelagert in Kellern, ein unbemerktes Dasein führt, das nie in der Lage war, einen Hauch von Ewigkeit, von Zeitlosigkeit für sich zu gewinnen. Nur die Werke einer Handvoll Künstler jeder Generation gehen ein in die Unvergesslichkeit. Und das auch nur, wenn eine Portion Glück ein Begleiter ihres Weges ist. Talent und Hingabe und Disziplin allein sind nicht genug Chance.

Der Georgier Luka Kurashvili (1985) hat eben zum ersten Mal in seinem Leben seine Werke ausgestellt. In einer Galerie, deren Namen nahe an der Unsterblichkeit liegt, der Galerie Beyeler in Basel, die nicht mehr so heisst, aber noch immer dort ist, wo sie schon immer war und auf ewig die Galerie Beyeler bleiben wird, auch wenn der Gründer schon längst tot, sein Erbe in einer Fondation weiterlebt und die Galerie seit kurzem von andern und unter anderem Namen betrieben wird.

Kurashvili ist klein, dünn und sieht aus wie ein Mönch aus dem «Namen der Rose». Er ist ein ehemaliger Meisterschüler von Peter Doig, aber er hat ihn schon längst überwunden. Nur die Einsamkeit in ihren Bildern verbindet die beiden, das Spannungsfeld zwischen Kontrolle und Freiheit und das Bemühen des Menschen, dazwischen lebendig zu gedeihen, dieser ewige Balanceakt, um nicht in den Strömen des Extremen zu ertrinken.

Nie weiss man, was ein Mensch mit sich herumträgt, man kann es nur ahnen. Weiss nicht, ob er einfach nur eine Gasse hoch vom Bad im See läuft, unbeschwert, beschwingt noch von der Kühle des Wassers. Oder ob er ein Gewicht in sich herumschleppt, dass schon nur das Vorwärtsbewegen zur Last wird. Kurashvili malt das mit Leichtigkeit, es ist das Wesen seiner Bilder, seine Kunst; dass jede Idylle nur vermeintlich und trügerisch und temporär sein kann. Dass alles auf der Waage des Lebens ein Leben lang in der Schwebelast ist.

*Michael Bahnert*



*Zwischen Kontrolle und Freiheit.*

# Wahrheit gibt es nicht

Werner Herzog, im Hauptberuf Regisseur, hat eine brillante Geschichte geschrieben. Darin geht es um einen japanischen Soldaten, der das Ende des Zweiten Weltkriegs für Fake News hält.

Benjamin Bögli

Werner Herzog: Das Dämmern der Welt.  
Hanser. 128 S., Fr. 28.90

Manche nehmen Drogen, um Wahhaftiges zu erkennen. Werner Herzogs Rezept ist ein anderes: Er versucht, die Leute mit den Mitteln seiner Kunst auf eine hohe Ebene zu bringen und nie wieder von dieser Höhe herunterzulassen. «Nur von dieser Erhabenheit wird so etwas wie eine tiefere, dem Faktischen eher feindliche Wahrheit möglich, eine Illumination, eine ekstatische Wahrheit, wie ich es nenne.» So erklärte der berühmte deutsche Regisseur und Autor, den das *Time*-Magazin einmal zu den hundert einflussreichsten Personen der Welt zählte, seine Arbeit im Film «Lektionen in Finsternis» (1992). Das provokative Œuvre Herzogs, 79, besteht aus Spiel- und Dokumentarfilmen, Opern sowie seit neuestem auch aus Belletristik.

Herzog erzählt die Geschichte des Japaners Onoda Hiro. Dem Leutnant der japanischen Armee wird im Dezember 1944 befohlen, zusammen mit ein paar wenigen Soldaten die philippinische Insel Lubang zu verteidigen. Dass der Zweite Weltkrieg kurze Zeit später zu Ende ging, will er nicht wahrhaben. Erst 29 Jahre später kehrt Onoda in seine Heimat zurück. Er verlässt den Dschungel am 9. März 1974 nicht etwa verwahrlost und verwirrt, sondern gepflegt, mit sorgfältig geputzten Waffen und in einwandfreier Uniform. Onoda Hiro gab es tatsächlich. «Ein geistig wacher und körperlich kerngesunder Mann», beschrieb der *Spiegel* damals den Heimkehrer. Er wurde in Japan zum Helden.

Und allem Anschein nach auch für Herzog. Als dieser 1997 in Tokio die Oper «Chushingura» inszenierte, habe sich, wie Herzog schreibt, Folgendes zugetragen: «Shigeaki Saegusa ist ein in Japan sehr angesehener Komponist, zur Zeit der Inszenierung hatte er eine eigene Fernsehshow, man wusste von unserer Arbeit. Abends trafen sich die engsten Mitarbeiter zum Essen an einem langen Tisch. Saegusa kam verspätet, ausser sich vor Aufregung. «Herzog-san», sagte

er. Der Kaiser habe signalisiert, er wolle mich zu einer Privataudienz einladen, falls die Anspannung so kurz vor der Premiere nicht zu gross sei. Ich antwortete: «Um Himmels willen, ich weiss überhaupt nicht, was ich mit dem Kaiser anfangen könnte, das würde nur ein leerer Austausch formeller Floskeln.» Ich spürte, wie sich die Hand meiner Frau Lena in meine Krallte, aber es war zu spät. Ich hatte abgelehnt [...] Ich dachte, jetzt hat ganz Japan zu atmen aufgehört. Da, in die Stille hinein, eine Stimme: Wen denn,

*Ein Mensch wird zum Bison, ein Vogel wird zum Menschen, ein Offizier beinahe zum Dschungel.*

wenn nicht den Kaiser, ich sonst in Japan treffen wolle? Ohne zu denken, sagte ich: «Onoda.» Onoda? Onoda? «Ja», sagte ich, «Hiro Onoda.» Eine Woche später traf ich ihn.»

Sie hätten sich «sehr, sehr tief, sehr schnell verstanden», sagte Herzog letztes Jahr bei der Präsentation des Buches «Das Dämmern der Welt». Onoda habe, wie er selber auch, «nicht einen Funken Ironie». Herzog, 2012 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet,

schildert nicht die Begegnung mit Onoda. Er erzählt auf nur knapp 130 Seiten von dessen jahrzehntelangem Aufenthalt im philippinischen Urwald, den Onoda wiederum in seiner Autobiografie «No Surrender. My Thirty-Year War» von 1999 beschrieben hatte. Herzog versteht es brillant, den Mythos, den Onoda umweht, lebendig werden zu lassen. Das klingt dann zum Beispiel so: «Es ist nichts als ein Pfad. Und dann, auf seiner rechten Seite, direkt vor mir, bewegen sich einige der faulenden Blätter am Boden. Was war das? Ein Moment der Reglosigkeit. Dann beginnt sich ein Teil der Wand aus Blättern vor mir, etwa in Augenhöhe, zu bewegen. Langsam, sehr langsam, nimmt ein Blätter-Mann Form an. Ist er ein Geist?» Herzog spielt mit den Stilmitteln der Romantik, der Entgrenzung. Der Mensch wird eins mit seiner Umgebung und umgekehrt: Die Natur nimmt menschliche Gestalt an. «Der vorgeschobene Buckel wirkt wie ein rundlicher Kopf ohne Behaarung, nur halbhohes Gras wächst hier.»

## Revolte gegen den Tod

Das Unmögliche erscheint bei ihm jeweils noch unmöglicher, das Unheimliche noch unheimlicher, das Übermenschliche noch grösser. Der Dschungel ist der perfekte Ort dafür. Das war er für Herzog schon vor vierzig Jahren, als er im Spielfilm «Fitzcarraldo» mit Hauptdarsteller Klaus Kinski absurderweise einen Flussdampfer über einen bewaldeten Bergrücken im brasilianischen Urwald ziehen liess. Das Mystische sah Herzog aber auch immer wieder im Schnee: Dem Schweizer Skispringer Walter Steiner huldigte er im eindrücklichen Dokumentarfilm «Die grosse Ekstase des Bildschnitzers Steiner» (1974). Steiner fliegt darin ohne Helm und unter Todesangst eine nicht anerkannte Fabelweite von 179 Metern. Herzog lässt Steiner im Film von einem Raben erzählen, den er als Kind aufgezogen habe, bis er fliegen konnte. Und immer wenn der Rabe Steiner sah, sei er auf ihn zugeflogen. Doch verlor er seine Federn, und Steiner erschoss das Tier aus Mitleid, weil es von anderen Vögeln gequält wurde. Steiner trägt den Spitznamen Vogelmann.



„Jetzt weiss ich auch, warum die Wohnung so günstig war...“



*Das Übermenschliche noch grösser:* Filmmacher und Autor Herzog.

Im selben Jahr, es war auch das Jahr, als der Japaner Onoda aus dem Dschungel trat, machte sich Herzog zu Fuss von München auf nach Paris. Er besuchte dort die todkranke Filmkritikerin Lotte Eisner, im Glauben, er könne sie mit seinem Marsch durch die winterliche Kälte vor dem Tod bewahren. Eisner starb tatsächlich erst Jahre später im Alter von 87. «Vom Gehen im Eis» hiess sein Report über die 22-tägige Revolte gegen den Tod auf Schusters Rappen. «Meine Schritte gehen fest. Und jetzt zittert die Erde. Wenn ich gehe, geht ein Bison. Wenn ich raste, ruht ein Berg. Wehe! Sie darf nicht. Sie wird nicht. Wenn ich in Paris bin, lebt sie», schrieb er.

Ein Mensch wird zum Bison, ein Vogel wird zum Menschen, und in «Das Dämmern der Welt» wird ein Soldat beinahe zum Dschungel. «Er will sich unsichtbar machen, ein nicht greifbarer Traum werden, ein verwehender, von Gefahr geschwängelter Dunst, ein Gerücht. Durch ihn sollte der Urwald mehr sein als ein Urwald, eine Landschaft mit der Aura der Gefahr, des lauenden Todes.»

Herzog, der 1956, mit vierzehn (!), zum Katholizismus konvertierte, glorifiziert das Erhabene. Sein Werk ist ein Spiegelkabinett von

Natur und Kunst. Er montiert seine Helden, seine Worte, seine Bilder zu einem glaubhaften Ganzen. «Ars latet arte sua», würde Ovid sagen: Die Kunst ist in ihrer Kunst verborgen – das ist Herzog, der Latein und Griechisch liest, bestimmt nicht fremd. Er dreht es aber gleich noch weiter und liefert Belege dafür, dass man mit Kunst und allen Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen, zwar die Menschen, nicht aber die Natur täuschen kann. In seinem Dokumentarfilm «Grizzly Man» (2005) porträtierte er einen Tierschützer, der glaubt, um zum Bärenfreund zu werden, müsse er sich nur lange genug in der Wildnis Alaskas aufhalten. Der Mann wird vom Raubtier aufgefressen.

### Kriege gehen, Kriege kommen

Herzog geht es allerdings nicht in erster Linie um Authentizität. Es kann also sein, dass er zum Beispiel Zitate absichtlich falsch verwendet. Für die vielen Menschen, welche die Wahrheit im Faktischen sehen, ist manche seiner Arbeiten ein Graus, alle anderen werden sich seine Äusserungen zu diesem Thema auf der Zunge zergehen lassen. Hier einige Zitate: «Das Cinéma vérité\* erreicht bloss eine oberflächliche Wahrheit: die Wahrheit der Buch-

halter [...] es verwechselt Faktum mit Wahrheit [...] Fakten schaffen Normen, aber die Wahrheit Erleuchtung» (Aus Herzogs «Minnesota-Erklärung: Faktum und Wahrheit im Dokumentarfilm: «Lektionen in Finsternis»», 1999). Oder: «Im Griechischen ist mit Wahrheit ein (Akt der Enthüllung) gemeint. [...] Das Erkennen einer Fälschung wird allenfalls zum Triumph der Buchhalter beitragen und sonst zu nichts» (Vortrag in Mailand, 2007). Oder: «Ich würde vorsichtig sein mit dem Begriff Wahrheit. Wahrheit kann niemand beschreiben, weder die Mathematiker noch die Philosophen. Auch der Papst in Rom nicht. Die Gehirnforschung zeigt [...], dass es im menschlichen Gehirn keine Wahrheit geben kann, weil sich das Gedächtnis stets neu formt, und weil wir die Ghostwriter unserer eigenen Realität sind» (Zeit-Interview, 2021).

Auch Onoda Hiro, der japanische Soldat, dessen Feldstecher von Jahr zu Jahr nebliger wurde und der sich tapfer weigerte, an das Ende des Zweiten Weltkriegs zu glauben, ist ein solcher Ghostwriter. Jahrelang hatte man vergebens versucht,

ihn aus dem Dschungel zu holen, hatte ihn mit Lautsprechern auf den Waffenstillstand aufmerksam gemacht, hatte Flugblätter über Lubang abgeworfen, die das Ende des Krieges verkündeten. Onoda hielt die Informationen für Fake News, wie Werner Herzog in seinem Buch schreibt.

Warum nur? Während der fast drei Jahrzehnte auf Lubang sah und hörte Onoda regelmässig grosse amerikanische Kampfflugzeugverbände über sich hinwegdonnern. Er glaubte an eine Weltkriegsbeteiligung von immer mehr Ländern. Dass es sich dabei um die Amerikaner handelte, die in den Korea- und in den Vietnamkrieg eingriffen, konnte er nicht wissen. Aus der eingeschränkten Maulwurfperspektive Onodas, der immer wieder die Zeichen des Himmels las, ergibt das Ausharren also durchaus Sinn. Einleuchtend wären seine Schlüsse auch für jemanden gewesen, der den Erdball von oben, also das grosse Ganze betrachtet hätte: Der eine Krieg war wohl zu Ende, andere Kriege aber begannen erst.

\* Das Cinéma vérité hat den dokumentarischen Anspruch, möglichst nahe an der Alltagsrealität und an der Wahrheit zu sein.

# Exorzismus grüner Lebenslügen

Matthias Matussek

Thor Kunkel: Im Garten der Eloi. Europa.  
448 S., Fr. 36.90

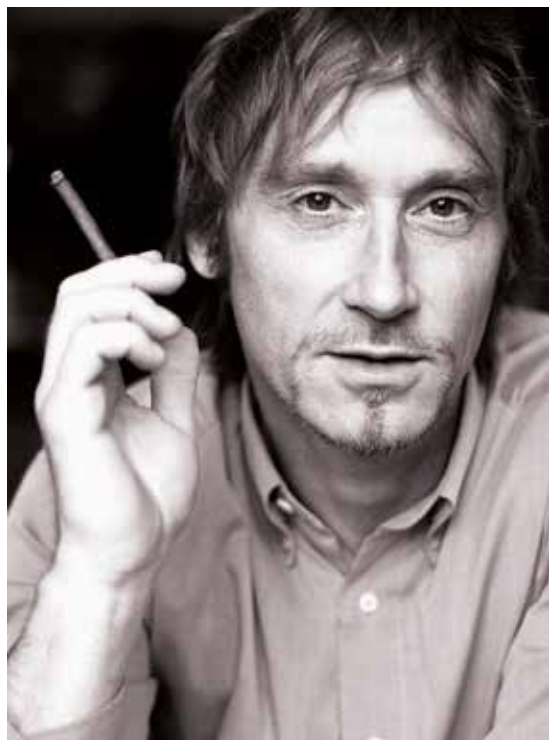
Da damit zu rechnen ist, dass Sektenangehörige mit Aggressionen reagieren, wenn man ihnen ihre Pathologien abspiegelt, hat Thor Kunkel seine knallbunte und vergnügte Satire «Im Garten der Eloi» mit einem «editorischen Blitzableiter» versehen. Er zitiert – ganz unverdächtig – den Dichturfürsten Goethe, unser Genie für Augenmass und Vernunft, mit der Maxime, die jener sich für seine Autobiografie

*Es ist eine vergnügte Höllenfahrt  
in die Eingeweide  
unserer grünen Gegenwart.*

«Dichtung und Wahrheit» gestellt hat: «[...] den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach aussen abgespiegelt».

## Übertreibung ins Absurde

Allerdings ist Kunkels «Welt- und Menschenansicht» dann doch nicht klassischer Marmor, sondern eine wüste Zertrümmerung, getreu



Bis die Tränen rollen: Autor Kunkel.

der Erkenntnis, dass man dem Schrägen nur mit Krümmem beikommt und der Unvernunft nur mit deren Übertreibung ins Absurde; eine wilde Jagd ist das, eine vergnügte Höllenfahrt in die Eingeweide unserer grünen Gegenwart mit ihren Heilsversprechen und totalitären Versuchungen.

«Im Garten der Eloi» beginnt mit einem dystopischen Ausblick ins Jahr 2045, das 100-Jahr-Jubiläum des militärischen und moralischen Nullpunkts unserer Nation, die jetzt wieder mordsmässig im Gleichschritt zur Erlösung marschiert. Diesmal sind es allerdings Kindersoldaten, besserwisserische Rotgardisten nach Mao, die auf Einhaltung der Vorschriften achten und nach versteckten «heterodoxen Einstellungen» fahnden, nach den mittlerweile legendären «Jahren des Zorns», einer Art Kulturrevolution – unser Held Grünchen, schon sehr betagt, verqualmt sie mit einem Stromschlag auf der Türschwelle.

Dann fallen wir mit ihm in die Jetzt-Zeit, in der die Weichen gestellt werden, 2016, und Grünchen ist eine Werbekanone für Fairtrade-zertifizierte Bananen und Pflanzendrinks, für kubanische Ökohotels und veganes Katzenfutter. «Aus der Hipster-Food-Schiene war inzwischen eine politische Plattform geworden.» Es hilft dem Romanautor Kunkel, dass er sich in einem früheren Leben seine Brötchen als preisdekorierte Werber verdient hat: «Ohne die Zurschaustellung eines hohen sozialen Bewusstseins liess sich nicht mal mehr eine Tasse Kaffee verkaufen.»

Eines Tages allerdings, genauer: an dem nach Silvester, verheddert er sich in seinem ruhigen Luxusleben in einem der «gehobeneren Bio-nade-Viertel» Berlins, denn seine Tochter Ikea-Eden erscheint verheult zu Hause und verzieht sich stumm in ihr Zimmer. Was war passiert? Nun, sie war in der Nacht zuvor auf der Domplatte in Köln feiern, und sie war vergewaltigt worden, nicht nur einmal, denn da war eine ganze Gruppe junger Bodybuilder «südländischen Aussehens» zusammen, die mitfeiern wollte.

Wie jetzt damit umgehen im *Refugees welcome*-Milieu der guten Deutschen? Da Grünchens väterliche Schutzinstinkte noch intakt sind, wendet er sich an die Polizei und stellt Anzeige – gegen die heftigen Proteste seiner Tochter, seines Trumms von Sohn, des schwerfälligen Atomfried in seiner schwarzen Anarcho-Lederjacke, der ihn mit Joints versorgt, vor allem aber seiner Frau Becky, die in unzähligen NGOs engagiert ist und damit ein beträchtliches Einkommen zusammenharkt.

Sie warnt, eine Anzeige könne Wasser auf die Mühlen der nichtguten Deut-

schen sein. Und von den guten Deutschen genau so verstanden werden. «Kapiertst du das nicht? Alle in dieser Stadt sind wieder Hordenwesen, die Rudelzugehörigkeit entscheidet, ob du es hier zu etwas bringst. Es geht um Stammesloyalität. Wer nicht spurt, den schicken sie in die Wüste. Bis jetzt haben wir aber alles richtig gemacht.» Sie ist einfach realitätsnäher und pragmatischer.

## Zeit im Fegefeuer

Bis Grünchen zur gleichen Einsicht kommt und wieder eingenordet ist, muss er tief, ganz tief in die Proletengosse, wo er auf einen Trupp von Trinkern trifft, die auf ihre grosse Chance bei «DSDS» warten, bei «Deutschland sucht den Superstar». Diese Zeit im Fegefeuer der sozialen und materiellen Ächtung läutert unser Grünchen, danach marschiert er wieder im Gleichschritt.

Das alles ist mit einem derartigen Witz, ja höhnischen Furor erzählt, dass die Tränen rollen – vor Lachen. Dieser Roman ist der langersehnte Exorzismus grüner Besessenheiten und Lebenslügen.

# Die clevere Madame Tussaud

Rolf Hürzeler

Edward Carey: Petite. Aus dem Englischen von  
Cornelius Hartz. C. H. Beck TB. 492 S., Fr. 24.90

Menschen lieben Verbrecher. So rissen sich die Pariser darum, eine Wachskopie des Giftmischers Antoine-François Desrues im Kabinett des Doktor Philippe Curtius gegen Entgelt zu bewundern. Das brachte diesen auf den Gedanken, die Visagen weiterer Verbrecher nachzuformen und auszustellen. So kam eine veritable Sammlung der grössten Schurken von Paris zusammen. Eine Halbwüchsige half Curtius bei seiner Arbeit; sie hiess Anna Marie «Petite» Grosholtz. Sie sollte später unter dem Namen Madame Tussaud in London ein Vermögen mit Wachsfiguren machen.

## Vorläufer von *Glückspost* und *Gala*

Der britische Schriftsteller und Künstler Edward Carey erzählt die Lebensgeschichte von Grosholtz in der fiktionalen Biografie «Petite», die nun als Taschenbuch neu herausgekommen ist. Man kennt den 52-jährigen, in den USA lebenden Carey als Bühnenautor, Romanschriftsteller und Zeichner. In der Biografie «Petite» vermischt er nun Belegtes und frei Erfundenes ungeniert miteinander. Davon profitiert der Leser, denn «Petite» ist packende Lektüre. Die Skizzen im Buch stammen aus der Feder des Autors.



*Geschäft in unsicheren Zeiten:* Madame Tussaud.

Die Halbwaise Marie kam Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem Elsass nach Bern, als Gehilfin des Arztes Philippe Curtius. Ihr Meister formte zu Studienzwecken menschliche Organe wie die Leber, das Herz oder Gesichter in Wachs nach. Das Mädchen erwies sich als clevere Schülerin und arbeitete im Atelier bald gleichwertig mit. Unglücklicherweise konnte es Curtius mit dem Geld nicht so, und die beiden mussten wegen der Schulden nach Paris verduften. Edward Carey berichtet ausführlich und anrührend von diesen Jugendjahren, wenn er etwa schildert, wie das Mädchen lernt, mit den scharfen Messerklingen umzugehen: «Man musste stark sein, wenn man mit diesen Werkzeugen hantierte, sie waren zu allem entschlossen.»

In Paris geriet das ungleiche Paar unter die Fittiche einer geldgierigen Witwe. Sie erkannte den Wert der Wachsfiguren; zu den Konterfeis der Verbrecher gesellten sich bald die Prominenten der Zeit. Die Anfänge von «Madame Tussauds» waren somit Vorläufer heutiger Pu-

blikationen wie der *Glückspost* oder *Gala*. Man bezahlte für die Illusion, mit den Berühmten auf Augenhöhe sein zu dürfen.

### Weniger Glück in der Liebe

Auf diesem Geschäftsmodell beruht Madame Tussauds an der Marylebone Road bis heute. Allerdings sind nicht mehr Voltaire oder Benjamin Franklin zu bewundern, sondern Hollywood-Stars von Audrey Hepburn bis zu Pierce Brosnan. Natürlich sind auch die Royals dabei oder Politiker wie Donald Trump und Barack Obama. Im Keller findet sich eine kleine Figur, mit gräulicher Schürze und einem Häubchen auf dem Haar – Madame Tussaud. So soll sie sich einst selbst gesehen haben, eine unscheinbare Frau, die es faustdick hinter ihren winzigen Ohren hatte.

Das Kabinett in Paris soll die Aufmerksamkeit von Elisabeth de Bourbon gefunden haben, der Schwester von König Louis XVI. Wahr oder nicht, Marie Grosholtz behauptete ein Leben lang, sie habe der Prinzessin in Versailles Mal-

unterricht erteilt: «Nach einer Weile stand ich im Ruf, dem königlichen Kind irgendwie gut-zutun; von da an schickte man zu ganz unterschiedlichen Tageszeiten nach mir.» Der Jungmädchenraum, selbst zu den Prominenten zu gehören, war für sie somit wahr geworden.

Sie war eine überzeugte Royalistin, begriff aber schnell, dass sich selbst in unsicheren Zeiten Geschäfte machen liessen. Die Angehörigen von Hingerichteten brachten der Madame jeweils eilends die abgeschlagenen Köpfe und verlangten nach Wachskopien von ihren Liebsten. Ein lukratives Geschäft, gewiss, in jener fürchterlichen Zeit, es hatte aber seine Tücken: «Der Kopf des Marquis de Launay, Gouverneur der Bastille, war nicht in so gutem Zustande

### *Zu den Konterfeis der Verbrecher gesellten sich bald die Prominenten der Zeit.*

wie der vorige, obwohl er noch nicht so lange vom Rumpf getrennt war.» Schliesslich geriet Madame Tussaud selbst ins Visier der Revolutionäre und hatte Glück, dass sie nicht wie die Adligen und viele andere unter der Guillotine endete.

In der Liebe war Marie Grosholtz nicht ganz so erfolgreich wie in Geschäftsdingen. Laut Edward Carey verliebte sie sich in den Sohn der Witwe, mit der sie das Kabinett führte. Er wurde allerdings ein Opfer der Revolutionsgarden; laut anderen Quellen verliebte sie sich in einen unbekanntem Soldaten, der in den Revolutionswirren sein Leben verlor. Einerlei, nachdem aus ihrer grossen Liebe nichts wurde, vermählte sie sich mit dem Taugenichts François Tussaud, einer «Tasche mit Loch». Die beiden hatten zwei Söhne, doch sie hielt es nicht lange mit ihrem Ehemann aus und verzog sich mit der Wachssammlung nach England. Zuerst tourte sie wie ein Wanderzirkus durch das Land, bis das Etablissement in London eine Bleibe fand. Die Söhne führten das Werk der Mutter weiter; es ist heute ein lukrativer Zweig der Lego-Gruppe.



„Sieht mir ganz nach einem Shopping-Syndrom aus.“

# Poet am Ball

Peter Hartmann

Valerio Curcio: Der Torschützenkönig ist unter die Dichter gegangen – Fußball nach Pier Paolo Pasolini. Aus dem Italienischen von Judith Krieg. Edition Converso. 144 S., Fr. 28.90

Er war ein verstörender Mann, bis zu seiner Ermordung am Strand von Ostia durch einen Strichjungen, aber auch darüber hinaus bis heute. Die Hintergründe seines Todes bleiben ungeklärt. Er schrieb damals, 1975, gerade an einem Buch über das Ölgeschäft und den Flugzeugabsturz des Magnaten Enrico Mattei. Das Manuskript wurde ihm kurz vor dem Mord gestohlen.

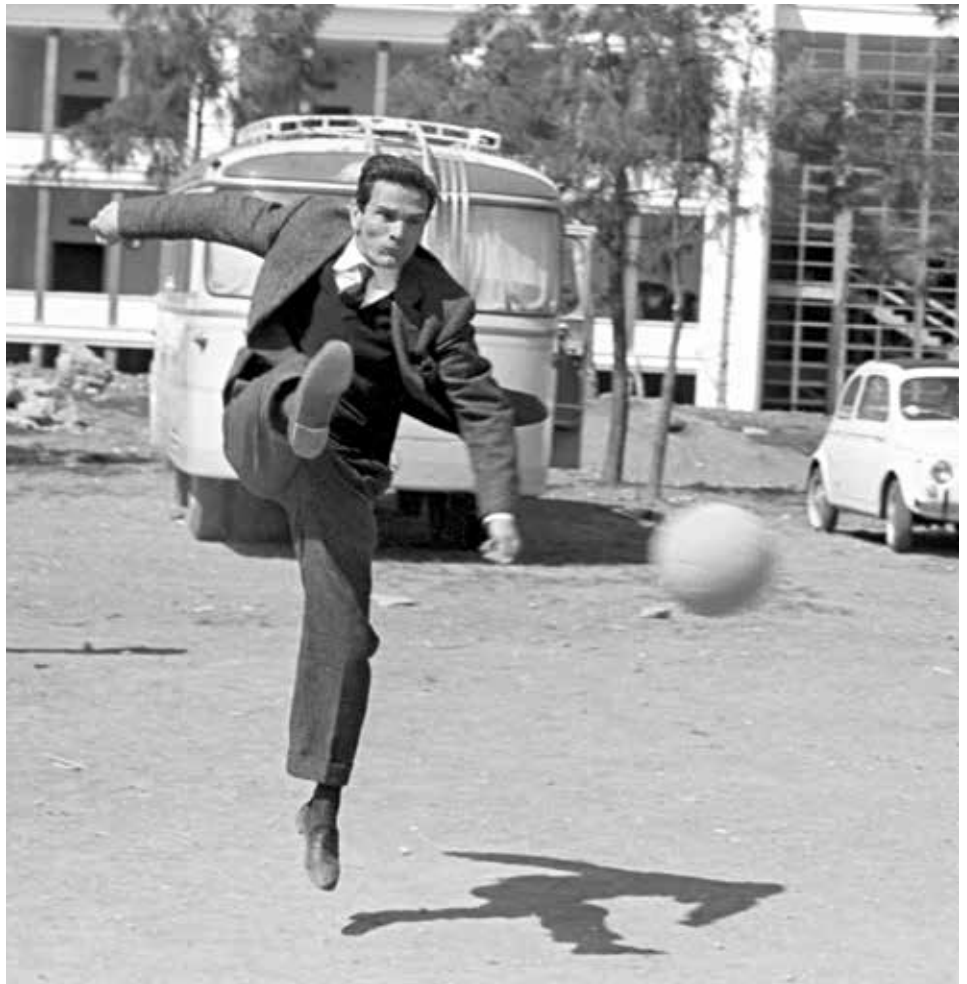
Die einzige Konstante im Leben des aufregerischen, ruhelosen Filmers und Schriftstellers Pier Paolo Pasolini, das früh mit 53 endete, war seine Leidenschaft für den Fußball und seinen FC Bologna. Und das einzige Genie, das er bewunderte und lebenslänglich imitierte, war ein Virtuose in den rot-blauen Klubfarben namens Amedeo Biavati, der den «Übersteiger», dieses tänzelnde Täuschungsmanöver an Ort, lange vor Cristiano Ronaldo erfunden hatte. Für den linken Denker Pasolini war der Calcio das «letzte authentische Schauspiel unserer Tage, das den Platz des Theaters eingenommen hat, was dem Kino nicht gelungen ist».

## Immer einen Ball dabei

Diese Erklärung gilt heute noch, am 100. Geburtstag Pasolinis am 5. März, anlässlich dessen dieses Buch, eine fußballbiografische Collage, mit einem leicht hirnrissigen Titel nun auch in deutscher Übersetzung erscheint. Zusammengetragen und publiziert hat es schon vor vier Jahren der damals 26-jährige italienische Journalist Valerio Curcio, ein Namensvetter des einst meistgesuchten Terroristen Renato Curcio.

Der Fußball zog sich wie ein Leitfaden durch das zu kurze Leben dieses zerrissenen, überbordend begabten Pier Paolo Pasolini, der mit «Accattone», «Mamma Roma», «Il Decameron» oder «Die 120 Tage von Sodom» Filmgeschichte schrieb, aber auch als Poet und Sozialkritiker, als Buchautor und selbst als Sportjournalist auf der Fußballtribüne auf Wahrheitssuche ging.

Im italienischen Fußball leben auch historische Rivalitäten unter mächtigen Fürstentümern, Kleinrepubliken und Nachbarstädten fort. Der Calcio ist die Klammer, die das zersplitterte, fast unregierbare, erst 1861 vereinigte Land zusammenhält, und das Bekenntnis zum Klub eine Art Zugehörigkeitsritual, das dem «Tifoso» (Frauen und Mädchen mit ein-



*Fit wie ein Turnschuh:* Filmer und Schriftsteller Pasolini.

geschlossen) bis zum Tod anhängt wie der Taufname. Dass Pasolini im «roten» Bologna zur Welt kam: höhere Fügung.

Als das Haus seiner Grosseltern in Casarsa della Delizia im Friaul, wo er als Junge den Sommer verbracht hatte, renoviert und in ein Pasolini-Museum umgewandelt wurde, kamen an den Wänden seines Kinderzimmers rot-blau gestreifte Tapeten zum Vorschein, seine Klubfarben. «Die Fußballbegeisterung ist eine Jugendliebe, die einen das ganze Leben lang begleitet», war seine romantische Deutung. Der Fußball hat immer wieder Dichter und Denker fasziniert. Der Existenzialist Sartre sah

*Pasolini zog es hinaus auf die Bolzplätze der Peripherie, der trostlosen «borgate», der Vorstädte.*

darin «eine Metapher des Lebens». Der schwerblütige Philosoph Martin Heidegger schwärmte für den Leichtfuss Beckenbauer. Albert Camus, in seiner Studentenzeit praktizierender Torhüter, bekannte, alles, was er über das Leben wisse, habe ihn der Fußball gelehrt.

Fußball war für Pasolini überall. Als er in Rom ankam, noch als Lehrer, hatte ihn der PCI, die Kommunistische Partei Italiens, bereits vor-

verurteilend hinausgeworfen, obwohl er dann vor Gericht freigesprochen wurde vom Vorwurf sexueller Handlungen mit einem Minderjährigen. Den fußballbesessenen Pasolini zog es hinaus auf die Bolzplätze der Peripherie, der trostlosen *borgate*, der Vorstädte. Als Filmregisseur forderte er die Belegschaft in der Mittagspause und nach Feierabend zum Spielen auf, einen Ball hatte er immer dabei.

## Momente absoluter Sorglosigkeit

Er war fit wie ein Turnschuh und gründete die Nationalmannschaft der Schauspieler und Sänger, für die er, natürlich, als linker Flügel stürmte. Er mischte sich ein, schrieb kritische Artikel und Kolumnen für Zeitungen und Magazine. Mit prophetischem Blick kommentierte er 1960 in Rom die Olympischen Spiele als «dekadenten und ästhetisierenden Kram», als «Neoklassizismus» und «bunte Vision der Welt», als Scheinwirklichkeit.

Seine Weggefährtin Dacia Maraini erkannte, im Fußball finde er sein «kindliches Ego» wieder, eine Form der Unschuld, einen «erotischen Zauber», Momente absoluter Sorglosigkeit. Für den Künstler, der in seinen Filmen und mit der Sprache immer nach neuen Formen suchte und Herkömmliches zertrümmerte, war der Fußball auch ein Experimentierfeld der Im-

provisation, der kreativen Täuschung, wie sie sein Idol Biavati meisterhaft beherrschte.

Dacia Maraini führte mit ihm ein langes Interview über seine Abhängigkeit vom Calcio, ein Schlüsselstück dieses verblüffenden Biografie-Mosaiks eines unbekannteren Bekannten. Und am Ende der anregenden Lektüre bleibt ein grosses Bedauern und die Frage: Weshalb hat Pier Paolo Pasolini nie sein Buch über Fussball geschrieben?

## Aufgewachsen unter Zeugen Jehovas

Daniela Niederberger

Yasmine Keles: Und dann wurde ich endlich jung. Eine Befreiungsgeschichte. Zytglogge. 312 S., 35.90 Fr.

Yasmine Keles wuchs «im Licht» auf. Ihre Eltern waren jung ins Wallis geschickt worden, um zu missionieren und die Kunde von Jehova zu verbreiten. In ihrem autobiografischen Buch erzählt Keles von ihrer Kindheit und Jugend unter den Zeugen Jehovas, von denen es in der Schweiz etwa 20 000 gibt. Sie merkte früh, «dass es zwei Arten von Menschen gibt: diejenigen in der Welt und diejenigen in der Wahrheit». Mit Anfang zwanzig stieg sie aus der «Wahrheit» aus.

Keles berichtet in munterer Sprache von einem Aufwachsen, das anders war und auch wieder nicht. Anders war das Bibelstudium zu Hause, die Versammlungen, die man zweimal pro Woche zu besuchen hatte – Gottesdienste kennen die Zeugen Jehovas nicht – und der Predigtendienst von Haus zu Haus, den sie hasste. Am Sonntag putzte sich die Familie heraus zur Versammlung mit den rund fünfzig Brüdern und Schwestern. Weihnachten, Ostern und Geburtstage feiern die Zeugen Jehovas nicht, das sind heidnische Bräuche.

Das Singen an den Versammlungen mochte die sechsjährige Yasmine, doch «dann kamen die zwei zähen Stunden». Die Brüder vorne sprachen vom System der Dinge, von Gesalbten, von der leitenden Körperschaft, der Hure Babylon und Harmagedon, dem Weltuntergang, den nur Zeugen Jehovas überleben, die dann die Erde als Paradies für sich allein haben. «Mein Hintern begann bereits zu schmerzen... Ich musste auf meinem Stuhl etwas hin- und herrutschen. Danach lehnte ich mich nach vorn, stützte meine Ellbogen auf die Knie.» Dann studierte sie den hellbeigen Teppich und schaute, wer in den Reihen vor ihr die Haare gewaschen hatte und wer eher nicht.

Der Vater ist Architekt, die Mutter Hausfrau, die Mädchen haben Barbies und der Vater seinen Audi Quattro. Mama macht sich gern

schön, was den Vater ausholen lässt: «Hast du eigentlich schon mal gelesen, was die Bibel über Frauen, goldene Schmucksachen und aufwendige Frisuren...» Die Mutter lässt ihn nicht ausreden: «Erspar mir diesen Paulus. Der hatte doch einfach ein Problem mit Frauen.»

Gross gemobbt wird Yasmine in der Schule nicht, wahrscheinlich hilft es, dass ihre beste Freundin ein gefürchtetes Mundwerk hat. Einmal rufen ihr Kinder «Insekten, Insekten!» nach, doch als sie es zu Hause erzählt, lacht die Mutter bloss schallend, was sie fast mehr verletzt. Als sie ins Gymnasium kommt, ist das für die Eltern eine zwiespältige Sache. Sie sind stolz, haben aber auch Bedenken. Denn, wie ein Redner an der Versammlung sagt: «Die Weisheit der Welt ist Torheit bei Gott.» Yasmine wird Hippie und Feministin, liest viel, geht ans Gurten-Open-Air, was kein Problem ist, denn die Jungen der Gemeinschaft gehen gemeinsam hin.

## Neue Kapitel schreiben – und drucken!



Irgendwie muss man ja den Zukünftigen finden, geheiratet wird nur untereinander.

Das Buch ist witzig und leicht geschrieben, und doch zeigt Keles auch das Starre und Harte, das in einer solchen Sekte herrscht und das sich nach ihrem Austritt zeigt, etwa beim Besuch bei einer einst guten Freundin und deren Mann. Statt Verständnis schlägt ihr nur Kälte, Überheblichkeit und Neid entgegen. Neid, weil die Freundin bloss noch Hausfrau und Mutter zu sein hat, während Yasmine die Welt offensteht.

Der langwierige Prozess der Entfremdung wird im Buch wenig deutlich gemacht. Auf einer Weltreise mit der Schwester – Zeugen Jehovas gibt es überall – merkt sie plötzlich: Man kann die Wahrheit verlassen, man kann Fragen zulassen und frei sein.

## Die Sprache

### Krumm und gut

Affen wissen es besser. Sie schälen ihr Affenkotelett, ihre Banane, nicht vom Stiel, sondern vom anderen Ende her. Bananen gehören zu den beliebtesten Südfrüchten. Am meisten geschätzt wurden sie wohl in der DDR, wo sie Mangelware waren. Bananen, botanisch gesehen zu den Beeren gehörend, stammen vermutlich ursprünglich aus Südostasien, das Wort «Banane» ist aus dem Portugiesischen ins Deutsche gelangt.

Nicht nur Babys mundet der Bananenbrei, auch kleine Mädchen («chiquita» heisst auf Spanisch kleines Mädchen) lieben Bananen, Greise, mit oder ohne Zähne, auch. Die verbotene Frucht, von der Adam und Eva im Paradies assen, war ein Apfel. Es hätte eine Banane sein können, wird diese doch im Koran als Paradiespflanze bezeichnet. In Sri Lanka soll einer Sage nach Eva von der Schlange mit einer Banane verführt worden sein. Dass die Banane auch als Phallusersatz erhalten muss, soll hier nicht verschwiegen werden: Immer wieder mal wird auf ihr zu Demonstrationszwecken ein Kondom abgerollt.

Bananen brauchen keine Plastikhülle, die Natur hat sie bereits gut verpackt. «... mit der Banane in der Hand kommt man durch das ganze Land», schrieb Kurt Tucholsky in einem Text mit dem Titel «Fête du Trône». Und mit vielen Bananen kann man Aufsehen erregen, wird sich Josephine Baker gesagt haben, als sie in den Folies-Bergère im Bananenschurz auftrat. Die Kinderfrage «Warum ist die Banane krumm?» taugt auch als Antwort auf nervige Erwachsenenfragen.

Der Tallymann in Harry Belafontes «Banana Boat Song» heisst heute Fachkraft für Hafenlogistik. Die Redewendung «Ausgerechnet Bananen!» geht auf den Refrain eines Schlagers aus den zwanziger Jahren zurück. Die Banane auf dem Album «The Velvet Underground & Nico» (Bananenalbum) stammt von Andy Warhol. Thomas Baumgärtel ist als Bananensprayer bekannt geworden; seine Banane ziert Tausende Museen und Galerien.

Charlie Chaplin und Buster Keaton haben demonstriert, wie man auf einer Bananenschale ausrutscht. Ein Optimist wird nicht sagen: «Ich bin auf die Fresse gefallen», sondern: «Mein Leben hat neuen Schwung bekommen.»

Max Wey

# Der berühmteste Zürcher der Welt

Yello-Musiker, Künstler, Filmemacher, Autor, Landwirt und Schokoladenproduzent. Wie Dieter Meier, 76, das Skurrile zum Erfolgsmodell gemacht hat.

Thomas Renggli

**Boris Blank und Dieter Meier: Oh Yeah – Yello 40.** Edition Patrick Frey. 500 S., Fr. 59.90

**R**estaurant «Bäregasse», einen Steinwurf vom Paradeplatz entfernt. Im Zentrum der Finanzwelt liegt Zürichs schönste argentinische Enklave. Hier wird das «Ojo de Agua»-Beef serviert, die Nummer eins beim «Kassensturz»-Test, und man kann argentinische Weine der Extraklasse geniessen. Doch wir treffen uns nicht zum Essen. Meier gewährt Einblick in seine bunte Lebensgeschichte, in der es noch heute kaum kreative Grenzen gibt. Auf die Minute pünktlich erscheint er, setzt sich in den hinteren Teil des Lokals, bestellt einen Fernet-Branca mit Eis und beginnt mit seiner unverwechselbaren Stimme zu erzählen. Der Zuhörer fühlt sich, als sei er unvermittelt in ein MTV-Video aus den 1990er Jahren geraten.

## Start als Fehlbesetzung

Seit einem halben Jahrhundert steht Meier in der Öffentlichkeit, vor vierzig Jahren hat er mit der Elektropopband Yello die Musikszene aufgemischt. Mittlerweile hat er sich von seinem ursprünglichen Kerngeschäft emanzipiert. Er besitzt in Argentinien 80 000 Hektar Land, baut Wein und Nüsse an, züchtet Rinder. Und seit rund drei Jahren stellt er in der Schweiz Schokolade nach einem neuen Prinzip her – mit weniger Zucker, aber einem deutlich grösseren Kakaoanteil. Die Produktion nennt er «meine grössenwahnsinnige Schokoladenfabrik, die nach Jahren klein gestartet ist, internationale Preise gewinnt und ab Juni Starbucks in Seattle und New York beliefern wird».

Noch immer sei er aber zu einem «recht grossen Teil» Musiker, sagt Meier. In Argentinien ziehe es ihn nach der Rundreise zu den verschiedenen Anbaugebieten meistens nach Ojo de Agua, einem Landgut in der Nähe von Mar del Plata. Dort habe er eine Gitarre und klimpere mit seinen sieben Akkorden ins Leere. Neben Yello tritt er mit der Akustikband «Out of Chaos» auf. In mehreren Monaten entstünden aus dem rat-

losen Geklimper in Argentinien wie zufällig die Songs: «Da ich keine Noten lesen kann, spiele ich den Musikern Texte und Lieder vor. Nach ein paar Wochen geht's ab auf Tournee.»

Aber auch Yello bleibt für ihn aktuell. Die letzten beiden Alben – in den Jahren 2016 und 2020 – landeten in den Top Ten. Und das soll's nicht gewesen sein. Doch die neue Realität in der Szene relativiert vieles: «Wenn du in der Schweiz heute Platz eins erreichst, heisst das noch gar nichts.» Mit den neuen Streamingdiensten wie Spotify könne ein Musiker kaum

*«Wenn du in der Schweiz heute Platz eins erreichst, heisst das noch gar nichts.»*

mehr überleben. «Wenn du eine Million Streams hast, kriegst du, wenn alles gutgeht, ein paar hundert Dollar. Alle verdienen, nur die Musiker schauen in die Röhre. Die gute Zeit von Yello war glücklicherweise noch im Vinyl- und CD-Zeitalter. Alles in allem verkauften wir rund vierzehn Millionen Tonträger.»

Das sei vor allem Boris Blank zu verdanken. Seine Sounds sind oft für Hollywoodfilme verwendet worden; unter anderem für «Ferris macht blau» – und dort kommt das mittlerweile legendäre «Oh Yeah» vor. Meier muss schmunzeln, wenn er davon erzählt: «Das ist vermutlich einer der minimalistischsten Songs der Musikgeschichte. Es heisst darin nur: «The moon, beautiful; the sun, even more beautiful. Oh Yeah!»»

Mit ihrem überwältigenden Erfolg hatten sie nie gerechnet: «Boris war süchtig nach seinen Klangwelten und verdiente sein Brot als Lastwagenfahrer, der Rest war ihm egal, solange er nur Musik machen konnte.» Er selber sei als Sänger eigentlich eine Fehlbesetzung gewesen: «Da ich die Töne nicht getroffen habe, brummte ich eintönig mit tiefer Stimme. Die experimentalen Sounds von Blank, zusammen mit den avantgardistischen Videos, brachten uns aber den unerwarteten Erfolg – bis ins Museum of Modern Art in New York.»

Die Begegnung mit Boris Blank habe sein Leben wie kaum ein anderes Ereignis verändert, sagt Meier: «Ich war schon ein älterer Knabe, 28, 29 Jahre. Damals spielte ich in Zürich mit verschiedenen Punkbands – nach dem Prinzip: «Achtung, fertig, los.»» Das sei immer ein Riesengeschrei und ein gewaltiges Tohuwabohu gewesen, mit einem nicht zu unterschätzenden Gefahrenpotenzial: «Oft kriegte man volle und leere Bierbüchsen angeworfen, wenn die Punks nicht zufrieden waren. Den leeren kann man ausweichen – die sind langsam. Die vollen dagegen fliegen schnell – und sind nicht ganz harmlos.»

Meier ist das typische Beispiel eines Autodidakten. Er nahm nie Gesangsunterricht und hatte nie eine Gitarrenausbildung. Vielmehr ging er einer alternativen Form des Geldverdienens nach: als professioneller Pokerspieler. Mit diesem Geld habe er eine Gitarre gekauft, obwohl er gar nicht spielen konnte: «Ich demontierte alle Saiten bis auf eine – und produzierte damit einen indischen Singsang. Das war unvorstellbar dilettantisch.»

## Blackout im Mafia-Schuppen

Trotzdem sollte das Instrument der Schlüssel zu seinem Erfolg werden. Er hatte damals mit einer Band namens Fresh Color eine Single beim Label Periphery Parfum aufgenommen. Dort kam der tschechische Produzent Paul Vajsabel ins Spiel, dessen Plattenladen als Mekka für Fans unerhörter Musik galt. Ihm gefiel die Musik von Boris Blank, aber er fand, dass eine Stimme fehle. So versprach er Blank, dass er ihn produzieren werde, wenn Meiers Stimme dazukomme. Für Blank sei dies eine doppelte Katastrophe gewesen, sagt Meier: «Erstens wollte er keinen Sänger, sondern nur instrumental produzieren – und zweitens wollte er schon gar keinen Sänger, der nicht singen konnte.» Meier denkt, dass man ihre Musik heute wohl als Rap bezeichnen würde. Und prompt begeisterten sich vor allem Afroamerikaner für den Sound – allerdings in der Annahme, dass es sich bei den Künstlern um zwei schwarze «Avantgarde-rapper» von der Westküste handle, wie Meier





*Zweifel hin oder her:* Dieter Meier (l.) und Boris Blank; unterwegs auf Kuba, 1985 (oberes Bild).

erzählt. So seien sie zu irrsinnigen Plattenverträgen gekommen.

Doch ein Unheil nahte: Die Plattenfirma wollte, dass Meier und Blank wenigstens einmal in den USA auftreten. Dies geschah in einem illegalen Boxring in New York namens Roxy, vor 500 Zuschauern. «Morgens um zwei wurden wir von grossen schwarzen Männern in den Saal geführt. Boris hatte schon Angst, als wir reinkamen. Auf dem Tisch in der Garderobe lagen ungefähr fünfzig Messer und Pis-

tolen. Als wir von der legendären Partyqueen Dianne Brill mit den Worten «I give you Yello» angekündigt wurden, war es dunkel im Saal. Als die Scheinwerfer auf uns gerichtet waren, wurde es still. Totenstill. Die Leute dachten, sie würden verarscht – dass es unmöglich diese bleichgesichtigen Typen sein können, die diese schwarze Musik machen.»

Die Situation wurde ungemütlich: Weil es sich beim Lokal um einen Mafiaschuppen handelte, wo Kokain auf den Tischen lag und

die Nachbarn gelegentlich den Strom abzackten, kam es nach keinen zehn Minuten des Auftretts zum Blackout: Licht weg. Ton weg. Alles weg. Blank dachte, sein letztes Stündchen habe geschlagen und flüchtete unter seinen Synthesizer. Aber sie seien ungeschoren davongekommen. Der zweite Gig sei ein Erfolg geworden.

Dieter Meier ging immer unerschrocken seinen Weg – auch wenn er Normen sprengte und gegen Konventionen versties. Sein Vater, ein erfolgreicher Banker, habe ihm trotzdem nie Steine in den Weg gelegt – auch nicht als er sich mit einer skurrilen Aktion vor dem Zürcher Kunsthaus inszenierte. Er grenzte mit Holzplatten auf dem Boden ein Quadrat ein und liess sich von einer Eisenwarenfirma 100 000 Schraubenbestandteile liefern. Während einer Woche, jeweils von 8 bis 12 Uhr und von 13 bis 17 Uhr, zählte er diese Teile ab. «Ich inszenierte den absoluten Leerlauf, das komplette Nichts.»

Die Medien waren beeindruckt. Am dritten Tag der Aktion beschrieb ihn die *Neue Zürcher Zeitung* als bekannten Underground-Künstler – obwohl ihn damals niemand kannte. Meier – einen austauschbareren Namen kann man sich kaum vorstellen. Trotzdem war dies für den Künstler eher Würde als Bürde. Als er mit einer Punkband in Hamburg aufgetreten sei, folgte ihm ein Zuschauer nach dem Konzert und sagte zu Meier: «Deine Musik finde ich scheisse, aber dass du dich Meier nennst, ist das Grösste.»

Man könnte Dieter Meier stundenlang zuhören. Seine Geschichten sind so fantastisch, dass sie einem Schriftsteller als unglaublich ausgelegt würden. Aber sie sind wahr. Und

*«Ich inszenierte den absoluten Leerlauf, das komplette Nichts.»*

glücklicherweise wird man schon bald mehr vom bekanntesten Zürcher der Welt hören. Nachdem im letzten Dezember ein üppiger Bildband zum Vierzig-Jahr-Jubiläum von Yello erschienen ist, möchte Meier künftig seiner grossen Passion nachgehen: dem Filmmachen.

Während er seit zwanzig Jahren an einem Roman arbeitet, immer wieder alles in Frage stellt und umschreibt, ist das Filmen für ihn wie eine Erlösung. Liege das Drehbuch auf dem Tisch, müsse man jeden Morgen um neun Uhr am Set sein und drehen – Zweifel hin oder her. Es sei wie eine Befreiung oder wie wenn man mit dem Schiff über den Atlantik wolle, oder beim Bergsteigen eine Wand hoch. Da gebe es kein Zurück mehr, es sei, frei nach Stephan Remmler, für den Meier das «Da Da Da»-Video gedreht hat, die wunderbare Strophe: «Und dann kommt der Rhythmus, wo ich immer mitmuss.»

## TV-Kritik

# Gut versteckte Talk-Sendungen

René Hildbrand

Standpunkte: SRF, Sonntag, 13 Uhr 10

In der Hoffnung, die Zeitungsverleger bei Laune halten zu können, stellt ihnen die SRG im Programm von SRF seit 27 Jahren Sendefenster zur Verfügung. Unter der Verantwortung der beteiligten Verlage gibt es das «Standpunkte»-Format von NZZ, *Sonntagszeitung*, *Bilanz* und *Südostschweiz*. Pro Sendung zahlt die SRG rund 10 000 Franken.

«NZZ Standpunkte», moderiert von Chefredaktor Eric Gujer, lohnt sich am häufigsten. Weil die Sendung die interessantesten Gäste hat, von der deutschen Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht bis zum Schweizer Armeechef. Reto Brennwald, der frühere Moderator von «Rundschau» und «Arena», leitet die TV-Gesprächsrunden unter dem Label der *Sonntagszeitung*. Blamabel: Das Thema der neusten Ausgabe («Putin und die Ukraine: Was nun?») war bei der Ausstrahlung am letzten Sonntag veraltet. Die Sendung wurde vor dem Krieg aufgezeichnet. «Bilanz Standpunkte», dirigiert von Chefredaktor Dirk Schütz, rentiert sich häufig.

Zum Gähnen: «Südostschweiz Standpunkte». Wer ausser ihren eigenen Familien mag schon zuhören, wenn sich der Verlegersohn mit seinem früheren Chefredaktor, CEO und Verwaltungsrat über Medienförderung unterhält? Die Quote der Bündner ist regelmässig unterirdisch. Das trifft allerdings auch auf die Sendungen der anderen Verlagshäuser zu. Beispiel: Die letzte Ausgabe von «Bilanz Standpunkte» zum Thema «Börse 2022: Ist die Party vorbei?» hatte gerade mal 14 000 Zuschauer. Der Marktanteil betrug klägliche 3,6 Prozent. Warum ist das so? Weil SRF diese Sendungen (Sonntagnachmittag, 13 Uhr 10) versteckt – und damit verschenkt.

Verwunderlich, dass sich die Verleger nicht gegen den geringwertigen Sendeplatz wehren.



Dialog der Objekte: Mandylion, Russland; Hilye-Tafel, Hafiz Osman, Istanbul.

## Kunst

# Das Unsichtbare sichtbar machen

Angelika Maass

Im Namen des Bildes: Das Bild zwischen Kult und Verbot in Islam und Christentum. Museum Rietberg, Zürich. Bis 22. Mai  
Wissenschaftlicher Katalog, hrsg. von Axel Langer. Hatje Cantz. 470 S., Fr. 59.–

Wer nicht lesen mag, kann gleich zu Hause bleiben. Oder sieht bloss eine Fülle von Objekten aus mehr als tausend Jahren, die irgendwo im lateinischen Westeuropa, im östlichen Mittelmeerraum, in West- und Südasiens entstanden sind. Alle ändern aber werden so viel Neues erfahren, so viele Aha-Erlebnisse haben, dass sie Lust bekommen, sich auch ein zweites Mal auf die umfassende Schau «Im Namen des Bildes» einzulassen.

Schon die eigenwillige Schrift, mit der die verschiedenen Kapitel der Ausstellung überschrieben sind, kündigt an: Das Thema ist komplex, hier muss manches regelrecht entschlüsselt werden. Alles ist voller Zeichen und Symbole: Ikonen, Buchmalereien, Gebetsteppich und Altaraufsatz, Evangelien- und Koranseiten, Siegelring und Sandale, Reliquiare und Münzen, die Christus- und Mohammed-Darstellungen und Momente aus deren Leben. Der Versuch, die Zeichen zu lesen, gleicht einer dauernden Herausforderung. Zumindest wenn wir den Menschen als ein Wesen begreifen, das sich von allem ein Bild zu ma-

chen sucht – wobei allein schon die Frage, was ein Bild ist, nur von Fall zu Fall beantwortet werden kann.

Insofern ist die Ausstellung im Museum Rietberg auch eine mutige Schau. Anhand sorgsam ausgewählter, immer wieder in dialogischen Bezug gesetzter Fallbeispiele geht sie der Frage nach, was es mit dem «Bild zwischen Kult und Verbot in Islam und Christentum» auf sich hat, und zeigt Unterschiede und Ähnlichkeiten der figürlichen Darstellung in beiden Kulturen auf.

## Das Haupt vom Rumpf getrennt

In vier Abteilungen, in denen sich Konzentration und Zusammenschau aufs schönste abwechseln, präsentiert Kurator Axel Langer 136 Werke, zum grossen Teil aus der Zeit, «da die Bilderfrage ausführlich von Theologen erörtert» wurde, also der Epoche zwischen dem 6. und 16. Jahrhundert. Beispielhaft und beherzt sind sie alle, viele bestechen allein durch

## Im Orient ist die Kunst von Anfang an höfisch, im Okzident ihrem Ursprung nach religiös.

ihre Schönheit, andere wiederum, weil sie so interessant und besonders sind. Und weil sie nicht selten etwas von dem reflektieren, was sie den Menschen bedeuteten, die sich im Rahmen von Kultus, Andacht, Unterhaltung und anderen Formen der Begegnung mit ihnen befassten.

So hat etwa der spätere Besitzer einer Doppelseite aus einer Jusuf-und-Suleika-Handschrift



*Rosenköpfe*: Sultanporträts aus «Schlüssel des esoterischen Wissens», Istanbul.

aus reiner Frömmigkeit gehandelt, wenn er sämtlichen Figuren, die die prachtvolle Miniatur «Picknick in einem Baumhaus» bevölkern, mit einer sorgfältig gezogenen roten Linie das Haupt vom Rumpf trennt und so die orthodoxe Ordnung wieder herstellt, welche die Darstellung «kopflöser» Lebewesen erlaubt.

Dabei darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden: Solch kostbar illustrierte Werke waren für eine hochgebildete Elite bestimmt, nicht für die breite Öffentlichkeit. Und dieser muslimischen Elite lag die theologisch begründete bildkritische Haltung oft fern. Axel Langer bringt es auf den Punkt: «Im Orient ist die Kunst von Anfang an höfisch», während sie im Okzident «ihrem Ursprung nach religiös» sei.

### Münzen erzählen Geschichten

Im vergleichenden Blick wird vieles deutlich, Grundsätzliches wie die Akzeptanz des Kultbildes im Christentum und seine Ablehnung im Islam und, zentral, die oft überraschenden Strategien, die trotz des Bilderverbots in Islam und Christentum eine vielfältige Bilderkultur entstehen liessen. Bilder, die durch Wort und Schrift entstehen und sich im Kopf zur je eigenen Vorstellung «konkretisieren», sind und waren mehr oder weniger erlaubt.

Im Islam hat sich dafür eine spezielle Form herausgebildet, die Kalligrafie, das schöne Schreiben, das zum Höchsten in der islamischen Kunst gehört und bis heute von grösster Bedeutung ist.

In der auch didaktisch überzeugenden Ausstellung, in deren Mitte die Besucher in Form eines Hörspiels zu einem unterhaltsamen

«Dialog der Objekte» eingeladen werden, finden sich mehrere buchstäblich kunstvolle Beschreibungen des Propheten Mohammed: kalligrafische Visualisierungen, sogenannte Hilyen.

### *Die Kalligrafie, das schöne Schreiben, gehört zum Höchsten in der islamischen Kunst.*

Die Hilye macht es möglich, dass sich der Gläubige das Aussehen Mohammeds vorstellen, sich ihn gegenwärtig denken kann. Nicht viel anders verhält es sich mit ihrem christlichen Pendant, dem Mandylion, der Ikone schlechthin, jenem Christusbildnis, das, so wollen es die Legenden, nicht von menschlicher Hand entstanden ist, sondern durch den Abdruck von Jesu Gesicht auf ein Tuch.

Zu den vielen Überraschungen dieser Schau zählen auch die aller kleinsten Objekte, Münzen nämlich, mit ihren historisch, politisch und religiös relevanten Geschichten. Auf einer von ihnen, einer Bronzemünze aus der Zeit der Ummayyaden (661–750), findet sich die vielleicht älteste bildliche Darstellung Mohammeds (um 570–632): aufrecht, grossäugig, an der Seite das Schwert des erprobten Kämpfers, «ein Idealporträt des Propheten».

Apropos Idealporträt: In derselben Abteilung, in der Hilye und Mandylion präsentiert werden und es um «Kultbild, geistiges Bild und Erzählbild» geht, gibt es einen Videoclip, in dem der Rektor des Australian Islamic College Mohammed beschreibt: ein mitreissendes Hörbild, das nicht zuletzt daran erinnert, wie Religion funktioniert.

## Serien

### Zielen. Peng

Wolfram Knorr

Landscapers (2021, GB)

Von Ed Sinclair. Mit Olivia Colman, David Thewlis. HBO/Sky-Miniserie (4 Folgen).

Das britische Ehepaar Susan (Olivia Colman) und Christopher Edwards (David Thewlis) war nach Frankreich wie auf ein Rettungsboot geflüchtet, um dem Familienhorror in der Reihenhaushaus-Vorstadthölle zu entkommen. Denn Susan, Ex-Bibliothekarin, lebte, wie ihr geliebter Sachbearbeiter Christopher, mit totalem Einsatz in der Illusionswelt des Kinos. Ihre Mutter, eine Schreckensfregatte, zerrte sie immer wieder raus und hinein in die krude Wirklichkeit. Sich befreiend, erschoss das Paar Susans Eltern, vergrub sie im Garten und schlüpfte wieder mit Herz und Seele in seine konfliktfreie Traumwelt, in Grace Kelly und Gérard Depardieu.

Doch die Wirklichkeit ist hartnäckig und zerrte die beiden aus ihrem Wolkenkuckuckshaus: Die Sozialbehörde wollte mal vorbeischauen («Ihre Mutter müsste doch an die hundert Jahre sein»). Das Paar entschloss sich, mit dem Erbe (400 000 Pfund) der Wirklichkeit wieder ade zu sagen. In Frankreich würde Christopher Arbeit finden. Sie zahlte daraufhin Unsummen für Filmplakate und andere Filmmemorabilien, während er einen pekuniären Zweig suchte, aber keinen fand, bis er seine Stiefmutter anrief, um Geld bettelte – und gestand.

### Ernst oder Illusion?

True-Crime-Stories sind zurzeit der Renner unter den TV-Serien. Die Streaming-Dienste reissen sich um Stoffe, bereiten sie entweder als Dokumentationen oder zu handfesten Dramen auf. Aussergewöhnlich, bis zur Exzentrik, ist die britische HBO/Sky-Produktion «Landscapers» von Ed Sinclair und Will Sharpe. Der Doppelmord an Susans Eltern, 1998 in Mansfield, einer Kleinstadt nördlich von London, steht im Zentrum. Nachbarn fiel nichts auf, sie glaubten, das Rentnerpaar sei fortgezogen. Erst fünfzehn Jahre später wurde der Mordfall bekannt – ausgelöst durch die Behörde, die der Seniorin persönlich zu ihrem 100. Geburtstag gratulieren wollte, und durch Christophers Stiefmutter. Nur gab es keine Auslieferungsmöglichkeit.

Ihre Pleite zwang die zwei Fantasten zur Rückkehr. 2014 wurden sie zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt, beteuern aber bis heute ihre Unschuld. Im Prozess erzählte Susan, ihre Mutter habe ihren Mann, den sie nicht ausstehen konnte, erschossen. Darauf habe sie, mehr aus Versehen, zur Pistole gegriffen und ihrer Mutter eine Kugel verpasst. Christopher habe ihr

geholfen, die Leichen zu beseitigen. Der Prozess geriet teilweise zur Groteske, als Christopher immer wieder betonte, seine Frau sei zu *fragile*, um eine Pistole zu halten, geschweige denn, um jemanden zu töten. Er aber sei lange Mitglied eines Schützenvereins gewesen. Worauf er im Gericht vorführte, wie man zielt und cool schießt – mit zwei ausgestreckten Fingern auf den Richter zielend. Peng.

Ed Sinclair erzählt die True-Crime-Story als aberwitzigen vierteiligen Mix aus Show, Satire, Komödie, Groteske und Tragödie, bis man – natürlich gewollt – nicht mehr genau zu unterscheiden vermag, was ernst gemeint, was Illusionsverdrehung ist. Da marschiert in herrlicher Selbstüberschätzung Christopher geschäftig zu einem Anstellungsgespräch in ein Büro, in dem eine Französin mit Tempo redet. Weil er nix verstanden hat, starrt er fassungslos. Monty Python ist da nicht weit weg. Wäh-

*Weil er nix verstanden hat, starrt er fassungslos. Monty Python ist da nicht weit weg.*

rend er in Frankreich durch die Gegend tigert, treibt es Susan magisch zu den Plakaten, die sie wie Illusionsstrandgut in ihre schäbige Pariser Wohnung holt. Traumgut, mit dem sie die Wirklichkeit in Schach hält, wie mit den getürkten Briefen von Gérard Depardieu, die sie ihrem geliebten Christopher schickt.

Kaum sind die Edwards zurück in Grossbritannien, hackt sofort die Polizei, geführt von einem krähenden Gockel, wie ein Haufen wilder Hühner an ihnen herum. Die Ermittlerin mit androgyner Knabenfrisur, eine Mischung aus Zecke und Rabe, führt die Verhöre: bohrend, aggressiv, gierig. Es sind Satire-Höhepunkte. Der Vierteiler wird zur Hatz zwischen Einbildung, Erinnerung und Illusion, in der sich auch die Bullen verheddern. Die Farben, die Lokalitäten



ändern sich, Kulissen werden ab- und woanders wieder aufgebaut. In die Scheinwelt dringt die Wirklichkeit und umgekehrt. Das wird zum irrwitzigen Wirbel, Realitätsschichten geraten durcheinander. Dichtung und Wahrheit, Wahn und Wirklichkeit, rettungslos verstrickt das Paar darin.

Olivia Colman, die Frau von Ed Sinclair, in «The Crown» Königin Elizabeth, verkörpert als Susan einen Menschen, der alles sein will – nur nicht sie selbst: würdevoll wie Elizabeth, glamourös wie Grace Kelly, verliebt wie Scarlett O’Hara, ein Leben in einer Glasmenagerie. David Thewlis ist Christopher, aus «Harry Potter»-Filmen bekannt, gross und schlaksig in kackbrauner Bürolisten-Tristesse, zerkerbtes Gesicht, sanft gebeugter Gang, als trage er eine Last, dem Beugungsdruck nachgebend. Seine Beschützerinstinkte geraten in Schieflage, wenn seine Susan kataton in eine emotionale Einöde für den Rest der Welt wegdriftet.

Es sind die Momente, in denen das Paar hinabstürzt in die Finsternis der Tragödie und an Winnie und Willie aus Samuel Becketts «Glückliche Tage» erinnert. «Landscapers» ist ein grossartiger Jonglierakt zwischen skurrilem Humor, atmosphärischen Genre-Referenzen und grosser Tragik.



**Rettungslos verstrickt:** Christopher (David Thewlis), Susan (Olivia Colman) in «Landscapers».

## Klassik

# Singen als Fenster zur Seele

Manuel Brug

Joyce DiDonato: Eden. Mit Il Pomo d’Oro, Maxim Emelyanychev. Erato/Warner

Offen, begeisterungsfähig, ironiebereit, nachdenklich; ein sonniges Gemüt, aber eines, das schnell ernst werden kann, wenn es um das Eigentliche geht: grosse Kunst, tiefe Gefühle, Singen als Fenster zur Seele. So ist die amerikanische Mezzosopranistin Joyce DiDonato gestrickt (der italienische Nachname geht auf einen längst abgelegten Gatten zurück). Sie stammt aus dem Mittleren Westen, aus Kansas City. Dass sie ursprünglich Lehrerin werden wollte, merkt man einem gewissen pädagogischen Weltverbesserungsdrang immer noch an.

Doch auf der Bühne – von New York bis Wien, Paris bis London wird sie regelmässig gebucht – ist Joyce DiDonato eine Verwandlungskünstlerin. «Nicht ich zeige mich in einer Oper, obwohl ich diese mit meiner Individualität, meinen Vokalfarben, natürlich auch meinen Erfahrungen interpretiere. Es geht einzig um den Charakter, um dessen gegenwärtigen Zustand. Da bin ich sehr puristisch. Und konzentriere mich völlig auf sein Liebesrasen, seine Verzweiflung, sein Hoffen, Bangen, Jubilieren. Jede Emotion soll eigenständig funkeln.»

Beim Gespräch über die jüngste CD erinnert sie sich mit Leidenschaft an die gute Zeit in Italien, wo sie zum wiederholten Mal mit der Alte-Musik-Truppe Il Pomo d’Oro unter dem abenteuerlustigen Dirigenten Maxim Emelyanychev in einem alten Kloster in den Hügeln hinter Verona aufgenommen hat. Und nicht nur das, auch eine tolle Neueinspielung des Händel-Oratoriums «Theodora» hat Joyce DiDonato kürzlich in Essen im Rahmen einer Live-Aufführung für ihre Stammfirma Erato realisiert. Anschliessend folgte das szenische Rollendebüt in einer hyperrealistisch-modernen Katie-Mitchell-Inszenierung in London.

## Ort der Seligen

DiDonato liebt es dramatisch, sie gibt auf der Bühne und im Konzert gern die glamouröse Diva, auch wenn sie genau genommen als Mezzo meist die Seconda Donna verkörpert – ausser natürlich im Barockrepertoire, bei Rossini und in manchen Belcanto-Partien oder als Berlioz’ Dido, mit der sie die Wiener Staatsoper rockte. Auch Schuberts Männerlieddomäne, die «Winterreise», hat sie sich jüngst erobert, ganz damenhaft und sogar inszeniert, als Rückschau einer verlassenen Geliebten. Im exklusiven Kreis der Star-Mezzos steht die 53-Jährige längst auf einer Stufe mit Cecilia Bartoli und Elina Garanca.



«Wir alle müssen verkaufen»: Mezzosopranistin DiDonato.

Und jetzt ihr jüngstes Album, «Eden». Eigentlich tönt bei Charles Ives' atmosphärischer Orchester-Ode «The Unanswered Question» eine einsame Trompete von weit her durch den sphärischen Streicherraum. In Amerika wird dieses Stück gern zu Anlässen der Trauer und Reflexion auch ausserhalb des Konzertsaals gespielt. Nun singt aber statt des Blasinstruments eine menschliche Stimme, die aufrütteln will, sanft, klagend, aber eindringlich.

So startet Joyce DiDonato mit einem Verstörungseffekt. Das biblische Eden, der «Garten der Wonne», der Ort der Seligen, das Paradies ist mit «Eden» gemeint. Nach dem spektakulären Vorgängerprojekt «War & Peace» möchte Joyce DiDonato neuerlich nachdenklich machen über den Zustand der Welt.

Nach der wortlosen Ives-Vokalise wird Joyce DiDonato mitteilhaft, mit einer dreizehnmütigen Uraufführung der Filmkomponistin Rachel Portman, der Vertonung eines Texts von Gene Scheer. «The First Morning of the World» nennt sich das zunächst von der Flöte, dann von Streichern begleitete Werk. «Da gibt es eine Sprache ganz ohne Fragezeichen. Du kannst sie in den Jahresringen der Bäume lesen», heisst es zu Beginn des besinnlich-weichzeichnenden, aber auch kraftvoll bilderstarken Monologs.

Joyce DiDonato will auf «Eden» ein Bewusstsein dafür schaffen, wie der Mensch mit der Natur umzugehen hat. Dafür hat sie sich Instrumentalwerke von Gluck und dem Barockmeister Giovanni Valentini sowie zehn Lieder und Arien ausgesucht. Auch Mahler und Wagner sind vertreten. Traumschön ver-

schmilzt Vokal- wie Instrumental-Atem. Es ist ein Sein, so wie es sich die Amerikanerin im zukünftigen, nachhaltigeren Umgang der Menschen mit dem Blauen Planeten wünscht. Und wünschen darf man ja.

Joyce DiDonato schliesst ab mit Händels «Ombra mai fu», dem Gesang des Königs Xerxes an eine Platane. «Nie war der Schatten eines Gewächses teurer, lieblicher und süsser»,

**«Verzweiflung, Hoffen, Bangen, Jubilieren. Jede Emotion soll eigenständig funkeln.»**

lautet der Arientext. Selten klang «grüne» Klassik schöner, verband sich harmonischer Botschaft mit Beziehungsreichtum in der Musik. Ob es etwas bewirkt?

«Wir alle müssen verkaufen», sagt die pragmatische Amerikanerin, «aber diesmal geht es mir um mehr als ein knackiges Konzeptalbum. Wir versuchen zudem, auf der Tour so grün wie möglich zu reisen. Aber andererseits finden wir es auch wichtig, mit diesem Programm persönlich zu den Menschen zu kommen und nicht nur als CD. Ich frage mich immer: «Was hinterlasse ich, wenn ich wieder gehe? Was ist mein Erbe? Deshalb gibt es auch ein starkes Education-Programm zu diesen Konzerten, das genauso wichtig ist wie diese, online wie live. Samen müssen gepflanzt werden, real und im übertragenen Sinn. Das ist nicht perfekt, aber ich kann so immerhin gut schlafen. Und andere können es mir nachmachen.»

## Jazz

# Die Band ist der Star

Peter Rüedi

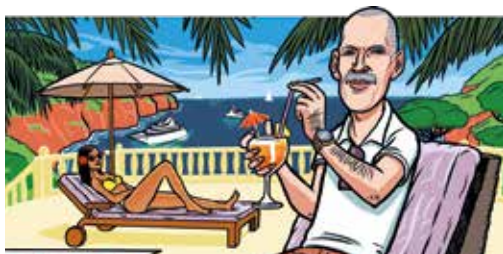
Max Frankl: 72 Orchard Street.  
Nwog Records 039

Max Frankl, geboren 1982 in Starnberg, ist ein Gitarrist, dessen Beziehung zur Schweiz ebenso ausgeprägt ist wie die zu New York, seit er dort 2013 zum ersten Mal seine Studien vertiefte, im Jahr, als er in Deutschland mit dem «Echo» in der Kategorie bester Gitarrist (national) ausgezeichnet wurde und bereits mehrere Alben aufgenommen hatte. In New York, sagt er, gebe es nach wie vor «eine Jazzszene von einer Dichte wie nirgendwo sonst auf dem Planeten». Dennoch ist Europa mehr als sein zweites Standbein, seit geraumer Zeit auch die Schweiz, wo er an der Musikhochschule Luzern studierte (u. a. bei Kurt Rosenwinkel). Ein weiterer prägender Lehrer war der Österreicher Wolfgang Muthspiel, der seit längerem zum zunehmend renommierten *staff* der Musikhochschule Basel gehört. So ist es geradezu Programm, wenn eines von Frankls Alben den Titel «Home» trägt (2012), ein nächstes «Fernweh» (2015).

Frankl lebt heute in Zürich. Von den genannten Prägungen (zwei weitere sind Ben Monder und Bill Frisell) sind in seinem Spiel noch immer Spurenelemente auszumachen, allein: In seinem 40. Jahr ist dieser Musiker viel zu eigenständig und eigenwillig, als dass er auf ein Echo seiner frühen Einflüsse zu reduzieren wäre. Er liebt es, aus komplexer Harmonik sinnfällige melodische Schlüsse zu ziehen; er schreibt anspruchsvolle Kompositionen, die er in seinen Soli nicht virtuos ausbeutet, sondern logisch weiterentwickelt.

Und als einer, der durchaus sein Licht nicht unter den Scheffel stellt, beweist er sich auf seiner jüngsten CD in hohem Mass als ein Teamplayer mit grossem Einfühlungsvermögen und sensibler Zurückhaltung, dem der Klang seiner Band wichtiger ist als die eigene Prachtentfaltung. Sein Quintett besteht durchwegs aus Vertretern der kreativen Elite der Schweizer Szene (die sich ja insgesamt auf einem erstaunlichen Niveau bewegt): Nils Wogram, ein Deutscher mit Wohnsitz in der Schweiz auch er, ist ein Posaunist von Weltklasse; Reto Suhner, ein wunderbar komplementärer Altsaxofonist und Klarinettist; Lionel Friedli, ein weiterer Protagonist des offensichtlichen Schweizer Schlagzeugwunders; Patrick Sommer, ein immer inspirierender Tiefbaumeister am E-Bass. Bei all meiner Bewunderung für Frankls sprühende Beweglichkeit, für Wograms seelenvoll erzählerische Posaune: Die durchsichtig austarierte Band insgesamt ist hier der Star.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine unsozialen Medien

Mark van Huissing

Mich suchen Sie vergebens auf Facebook, MvH ist kein Nutzer des sozialen Netzwerks, das fast drei Milliarden Menschen miteinander verbindet (Stand Ende 2021). Wenn mich jemand fragte, weshalb ich nicht dabei sei, erwiderte ich, «weil ich erwachsen bin». Doch mittlerweile ist's ja so, dass Facebook ein Medium für Erwachsene oder sogar Alte ist, Kinder und Junge findet man auf Tiktok, Junggebliebene bevorzugen Instagram (wo Ihr Kolumnist inaktiv ist).

Die Gründe meiner Social-Media-Verweigerung sind hauptsächlich aber andere: Ich verspüre nicht das Bedürfnis, von mir unbekanntem Leuten zu erfahren, was sie über meine Artikel denken. Wohlmeinend ausgedrückt, lässt sich dies damit begründen, dass ich unbeeinflusst schreiben möchte. Engherziger könnte man auch sagen, mich interessiert bloss die Rückmeldung derer, die meine Honorare bezahlen.

Heute darf ich sagen: Ich fühle mich bestätigt, ich lag wahrscheinlich richtig mit meiner Zurückhaltung. Möglicherweise aus den falschen Gründen, doch das ist egal.

Es geht natürlich den meisten Leuten auf die Nerven, von ihrem Kolumnisten (oder sonst jemandem) zu hören, «ich lag richtig». Deshalb gebe ich Rechercheergebnisse sowie die Meinung von Johann Hari, einem Buchautor und früheren Journalisten, wieder. In «Stolen Focus – Why You Can't Pay Attention» (etwa «Gestohlener Fokus – Weshalb wir nicht mehr aufpassen können»; noch nicht auf Deutsch erschienen) macht der Brite mit Schweizer Vater für zahlreiche Probleme, mit denen sich Menschen in entwickelten Ländern heute herumschlagen, die sogenannten sozialen Medien verantwortlich.

Ein durchschnittlicher Arbeiter in Amerika begrenzt seine Aufmerksamkeit für eine Aufgabe, die ihm erteilt wird, auf höchstens drei Minuten, schreibt Hari. Unter anderem weil er rund 2000-mal am Tag auf seinem Smartphone nachsieht, ob was Spannendes passiert ist (oder dieses zumindest berührt) – zirka zweimal je Minute während sechzehn Stunden also. (Um fair zu sein gegenüber Big-Tech-Chefs und ihren Firmen, deren Gewinn in unmittelbarem Zusammenhang mit der Aufmerksamkeitsdauer von Benutzerinnen und Benutzern steht, erwähnt Hari als weitere Un-Fokus-Gründe industriell hergestellte Nahrungsmittel, reich an raffinierten Kohlenhydraten, plus weniger und schlechteren Schlaf, was wiederum mit dem Zeitbedarf für den Mediengebrauch zusammenhängt.)

Im Gegensatz zu den meisten Autoren von Büchern über gegenwärtige Herausforderungen liefert Hari nicht bloss eine scharfsichtige Problembeschreibung, sondern auch Lösungsansätze. Etwa: Hände weg von Geräten mit Bildschirmen. Er selbst verbrachte drei Monate ohne Smartphone und sei fassungslos gewesen, wie viel seiner Attention-Fähigkeit er in dieser Zeit zurückgewann – «die Freuden des Fokus sind so viel grösser als die Belohnung durch Likes und Retweets», sagte er darüber in der *New York Times*. Doch der Haken an der Sache: Schon kurz nach Übungsende und wieder mit Zugriff auf sein Gerät, sei er erneut dort angelangt, wo er zuvor gewesen war.

Well, Verkürzung der Aufmerksamkeitsspanne ist nicht der einzige Schaden, den Facebook, Twitter, Instagram et cetera anrichten, vielleicht nicht mal der grösste, denke ich. Dazu kommt, dass soziale Medien im Vergleich zu unsozialen – eingeführten Zeitungen,

*Es geht natürlich den meisten auf die Nerven, von ihrem Kolumnisten zu hören, «ich lag richtig».*

Zeitschriften, Radio-, TV-Sendern und so weiter – oft oder mehrheitlich Inhalte verbreiten, ohne die die Welt der «bessere Ort» wäre, zu dem Big-Tech-Unternehmer sie angeblich machen möchten. Denn Kanäle, in denen Qualität und Faktentreue weniger wichtig sind als freie Meinungsäusserung (weil die für höhere Aufmerksamkeit und also mehr Gewinn sorgt), bringen alternative Realitäten von, sagen wir,

Daniele Ganser, Attila Hildmann oder Qanon ohne Haftungsausschluss und Giftwarnung, als würde es sich dabei um Beiträge von Nobelpreisträgern handeln.

Das alles kann man auch anders sehen, schon klar. Und fleissig soziale Netzwerke nutzen, um Freunde, Follower, Likes sowie Retweets zu sammeln. Plus dabei 2000-mal am Tag aufs Smartphone zu sehen (oder dieses zumindest zu berühren). Bloss eine Erklärung zu liefern, weshalb dies keine Zeitverschwendung sei, scheint schwierig. Jedenfalls mit der Aufmerksamkeitspanne eines Goldfischs.



## UNTEN DURCH

### «De Bodesuri höselet»

Linus Reichlin

Im Schweizerdeutschen gibt es Wörter, die etwas, für dessen Beschreibung man im Hochdeutschen einen ganzen Satz braucht, auf kürzeste Weise perfekt benennen. Diese Wörter sollte man zum Unesco-Weltkulturerbe erklären. Wenn zum Beispiel ein kleines Kind einem Ball nachrennt, sagen wir: «De Bodesuri höselet.» Oder man kommt am Sonntagmorgen in Bütschwil an und geht die leere Bahnhofstrasse hoch. Dann sagt man: «Es tötelet.» Beide Begriffe kann man kombinieren: «In Bütschwil tötelets, au wenn en Bodesuri d'Bahnhofstrass abehöselet.» Wenn man dann auch noch «schtier» ist, kann man nicht mal «eis güügele», um die tötelige Atmosphäre im Alkohol zu ertränken. Zum Glück gibt es in Bütschwil eine «Gigampfi», auf der man «gigampfe» kann – es ist das einzige Freizeitvergnügen vor Ort.

Aber nun kommt der *Bodesuri* vom *Hösele* zurück und will unbedingt auch *gigampfe*. Und weil er nicht darf, «rüert» er einem einen «Psetzistei» an den «Grind». Jetzt hat man eine

«Bloiele», und zur Strafe verpasst man dem *Bodesuri* eine «Ohrflattere».

Das hätte man mal besser nicht getan! Denn nun fängt der *Bodesuri* natürlich an zu «briegge». Und dann «brünzlet» er auch noch in seine «Höselihose». Seine Mutter, diese «Füdlbürgerin», diese «Scheese», «Baabe», dieses «Tüpfli», ruft die «Tschuggerei» an, und weil die «Schroter» von Bütschwil «Tüpfliisierer» sind, muss man auf der *Tschuggerei*, wo es «tüppig» ist, einen dreiseitigen «Fackel» ausfüllen und den Vorfall genauestens schildern.

Man schreibt: «Der *Bodesuri* hat behauptet, das sei seine *Gireizi*, und ich soll *abego*. Ich sagte: «Das ist eine *Gigampfi* und keine *Gireizi*, du *Tschumpeli*.» Da hat er mir zuerst an den *Scheiche* geginggt. Dann hat er mich *angespeuzt*. Und dann hat er mir einen *Schroppe* an den *Nöggel* geworfen.» Eigentlich müsste die «Schmier» den «verbibäbeleten» *Bodesuri* jetzt «wie's Bisiwätter» «ibuchte» oder zumindest ohne «Znacht is Bett» schicken. Aber weil die Mutter, diese «Tschättere», diese «Gumsle», «Gluggere» und «Griite», eine ganz kurze «Schüübe» trägt und darunter praktisch «blutt» ist, machen die «Schmierläppe» alles, was sie will, in der Hoffnung, später mit ihr «gfätterle» zu dürfen. Es «mänschelet» halt überall! Jedenfalls will die *Gluggere*, dass ich ihrem «gnietige» «Goof» einen «Schnägg» schenke als Wiedergutmachung für die *Ohrflattere*. Aber bekanntlich bin ich *schtier! Not sleepless in Seattle – schtier* in Bütschwil! Das Einzige, das ich bei mir habe, ist ein Gummi zum «gümele». Den schenke ich dem *Bodesuri* mit den Worten: «Mit dem chasch di wäggümele.»

«Das ist ja zum *Chörble!*», sagte Bruno, als ich ihm diese Kolumne zu lesen gab. «Wie konntest du», sagte er, «zu einem kleinen *Pfüderi* so böse sein, du *huere Fötzel! Glünggi! Grüssel! Süffel!* Hast du einen *Aff* oder was? Und hör auf, hier *rumzusirachen* und *Chabis* über Bütschwil zu erzählen!» Bruno ist nämlich in Bütschwil geboren worden, und zwar «füdlblutt», «mägerlimugg», aber dafür mit einem «feisse» «Bibeli» auf der Stirn. Er war «migottstrüüli» kein schönes «Buschi», aber für Bütschwil reichte es. In Seattle hätte man bei seinem Anblick gesagt: «Return for further improvement.» Aber in Bütschwil sagten alle: «Dä chunt scho no.» Die Eltern «bäpeleten» Bruno mit zehn «Scholle» Hanf pro Tag hoch, die sie mit «Gnagi»-Scheiben belegten. Er wurde ein dickes «Rundumeli»

und «Mugerli» und war später zum «Tschutte» nicht zu gebrauchen, weil er viel langsamer rollte als der Ball. Die «Maitschi» «gigeleten», wenn seine «chächen» «Scheichen» beim «umetschumple» wackelten wie Tamtam. «Du bist ein solcher *Güderchübel!*», sagte Bruno, «aber eines Tages – das schwöre ich dir – schreibe ich eine Kolumne über dich und wie du in Wil, St. Gallen, als *Schnuderbueb* dein *Schnäbeli* in das Loch vom *Töggelichaschte* . . .»



## FAST VERLIEBT

### Rosalía und die Rosen

Claudia Schumacher

«Vielleicht können wir uns irgendwohin setzen, wo ich keine blöden Rosen vor der Nase habe?», schlägt einer meiner Freunde vor, der auf einen Kaffee vorbeigekommen ist. Grimmig starrt er auf die Blumen auf meinem Esstisch. «Welche Laus ist dir denn über die Leber gelaufen?», frage ich, als ich mit ihm rübergelinge ins Wohnzimmer. Er seufzt, dann erzählt er von seinem jüngsten Valentinstagserlebnis.

Zunächst muss man wissen, dass mein Kollege eine Spanierin geheiratet hat, die gewissen Latina-Klischees entspricht. Schöne Kurven, Feuer im Hintern, nennen wir sie Rosalía. Die beiden kennen sich erst seit drei Jahren, sind aber seit zwei Jahren verheiratet; er machte ihr schnell einen Antrag. Davor war er lange nicht verliebt gewesen, scherzte bereits über sich selbst als «ewigen Junggesellen» – bis diese vierzehn Jahre jüngere Frau um die Ecke kam und ihn in Brand steckte. In der Kennenlernphase vergass er Geburtstage und bekam Ärger auf der Arbeit, weil er ständig früher ging. An einem denkwürdigen Samstag musste er sogar mit einer Penisfraktur in die Notaufnahme: So gross war der Einsatz, mit dem er seine Rosa-

lía bearbeitete, bis sie endlich «Ja» sagte. Und jetzt?

«Sie hätte mir die Rosen fast um den Kopf gehauen!», empört er sich. Ich erfahre, dass er seine Rosalía am 14. Februar mit einem klassischen Rosenstrauss zu Hause empfing – aber sie sagte nur: «Die riechen ja nach nichts, schade.» Er tischte ihr ein selbstgemachtes Abendessen auf, aber sie stocherte nur darin herum. «Mein Essen ist nicht mehr warm», habe sie gesagt. Der Abend endete im Streit, sie schlief auf der Couch. «Was für eine Irre!», sagt er selbstgerecht. Wie immer, wenn ein Mann so etwas über seine Frau sagt, horche ich auf.

Ich erkundige mich nach den letzten Monaten der Beziehung. Offenbar hat er sehr viel gearbeitet, kam oft spät nach Hause und war dann so müde, dass er nur noch Serien schauen konnte, allein vor seinem Laptop, da Rosalía andere Serien mag als er. «Okay, ich gebe zu, dass ich zuletzt wenig Zeit für sie hatte», sagt er jetzt, «aber genau das wollte ich ja wiedergutmachen!» – «Am Valentinstag?», frage ich skeptisch. «Ja», sagt er. Ich entgegne, das sei meiner Meinung nach ähnlich naiv, wie wenn ein Vater sich nicht um seine Familie kümmere, an Weihnachten aber erwarte, dass ihm alle um den Hals fallen würden, weil er ein paar Geschenke gekauft hat.

Ich vermute, die Rosen und das Dinner erinnerten Rosalía schmerzhaft an den Zauber des Anfangs – und daran, wie weit sich ihre Beziehung davon entfernt hat. «Vielleicht versuchst du mal, deiner Frau an den anderen 364 Tagen im Jahr wenigstens ein bisschen Aufmerksamkeit zu schenken?», sage ich also, «dann brauchst du am nächsten Valentinstag nicht mal Rosen zu kaufen.»





## FRAUEN

### Anna Sorokin

Was geht vor in den Köpfen von Frauen, die einen Podcast mit dem Titel «Mein Lieblingsmord» betreiben? Wenn ich so was höre, dann wünsche ich, auch wenn das nicht sehr christlich ist, dass die betreffenden Damen selbst abserviert werden, wenn sie das ja so lustig finden.

Da lob ich mir doch, dass man zurzeit auf Netflix gute alte Betrügereien feiert: «Fyre», «The Tinder Swindler» und, das Allerbeste, die Serie «Inventing Anna», die sich um die kriminelle Karriere von Anna Sorokin dreht. Diese Russin gab sich als deutsche Erbin aus und betrog Banken, Hotels und Freunde vier Jahre lang um insgesamt 275 000 Dollar, bevor sie 2019 in den USA wegen schweren Diebstahls verurteilt wurde.

Zwar war Anna kein Robin Hood – sie stahl von den Reichen, um das Geld selbst auszugeben –, doch hat ihre Weigerung, das bescheidene Geschick, das ihr bestimmt war, einfach so hinzunehmen, dennoch etwas Bewundernswertes. Längst hat der Nepotismus die Meritokratie ausgestochen, die man seit den sechziger Jahren für unüberwindlich gehalten hatte: Letzten Monat zeigte Brooklyn Beckham in seiner Kochshow, wie er ein Sandwich machte. Am acht Minuten langen Clip waren neun Produzenten und fünf Kameraleute beteiligt, was 100 000 Dollar gekostet haben soll. Auch verglichen mit Instagram-Influencerinnen, die dafür bezahlt werden, dass sie so tun, als wäre Luxus-Lifestyle das Höchste, was einem Menschen zu erreichen vergönnt sei, ist Anna sympathisch dadurch, wie hoch hinaus sie gewollt hat.

Manchmal ist eine Lüge nicht mehr als ein Traum, der noch nicht verwirklicht wurde. Sorokin arbeitet jedenfalls im Gefängnis an einem Buch und einem Podcast und hat für die Zeit danach einen Vertrag für die Hauptrolle in einer Reality-Show über ihr Leben. *Julie Burchill*

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

## HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Wo 65 Cheminées flackern

Das grösste Privathaus der USA ist öffentlich zugänglich und hat eine packende Geschichte.



Und mit Blick auf die Blue Ridge Mountains: Das Biltmore House in Asheville.

Heute lockt es jährlich rund anderthalb Millionen Schaulustige an, damals, 1895, als es fertig gebaut war, bezogen gerade mal drei Personen das riesige Biltmore House: George Washington Vanderbilt II, seine Gattin Edith mit dem nicht minder gewichtigen Mädchennamen Stuyvesant und die gemeinsame Tochter Cornelia. Biltmore ist als grösstes Privathaus Amerikas in die Geschichte eingegangen. Es verfügt über 250 Zimmer, drei Küchen, eine Kirchenorgel und 65 Cheminées. Der grösste Raum, der Bankettsaal, ist 13 Meter breit, 22 Meter lang und dank des Tonnengewölbes 21 Meter hoch.

Vanderbilt, der Enkel des amerikanischen Eisenbahn-Tycoons Cornelius Vanderbilt, liess es vom Architekten Richard Morris Hunt ab 1889 errichten. 1000 Arbeiter und sechzig Steinmetze waren mit dem Bau beschäftigt, auf dem Gelände mitten in den Wäldern von Asheville, North Carolina, wurde dafür eine Schreinerei betrieben, ein Ofen, der 32 000 Backsteine pro Tag brannte, installiert, und ein knapp fünf Kilometer langer Gleisanschluss verlegt. Vom ersten Tag an kam das Licht aus der Steckdose, schliesslich war der Erfinder der Glühbirne, Thomas Edison, ein Freund des Hauses.

Vanderbilt betrachtete die Liegenschaft, von der aus man einen prächtigen Blick auf die berühmten Blue Ridge Mountains hat, als seinen Rückzugsort vom hektischen New Yorker Geschäftsleben. Er selbst hatte es allerdings nicht so mit dem Unternehmertum wie der Grossvater und der Vater. Der jüngste Sohn von William Henry Vanderbilt, dessen Vermögen nach heutigem Ermessen auf sagenhafte 231,6 Milliarden Dollar geschätzt wird, widmete sich viel lieber der Kunst, der Literatur und der Philosophie.

Das schlosshafte Anwesen mit einer Wohnfläche von 16 622,8 Quadratmetern war der perfekte Ort, wo der introvertierte George seine Kunstsammlung und seine über 20 000 Bücher umfassende Bibliothek unterbringen konnte. Man sagt, dass er einen grossen Teil seines Erbes in das Haus und dessen Unterhalt gesteckt habe, wobei dieses bei ihm, als Jüngstem der Familie, nicht ganz so üppig ausfiel wie bei seinen beiden ältesten Brüdern. Er hatte acht Geschwister.

Schon seit langem dient das Biltmore House nun als öffentlich zugängliches Museum der Familie Vanderbilt. Man kann dort auch übernachten, ein Doppelzimmer gibt es ab 325 Dollar.



# Karina Berger

Im Zeichen der Schönheit: Sie war Miss Schweiz und arbeitete später als Organisatorin der Miss-Schweiz-Wahlen. Heute leitet sie eine Eventagentur.

**Weltwoche:** Frau Berger, als Miss Schweiz wurden Sie quasi über Nacht öffentliches Allgemeingut. Wie denken Sie an jenes Ereignis vor über 30 Jahren zurück?

**Karina Berger:** Ich bin ein Jahr lang um die ganze Welt gereist, durfte die Schweiz an der Miss-World-, Miss-Universe- und Miss-Globe-Wahl vertreten. Ich habe unvergessliche Momente erlebt und wunderbare Menschen aus verschiedenen Kulturen und Gesellschaftsschichten kennengelernt, Shows moderiert, Interviews gegeben, Fotoshootings gemacht und öffentliche Reden gehalten. Nichts hätte mich auf dieses unglaublich tolle Abenteuer vorbereiten können, das mich unter anderem zu dem Menschen gemacht hat, der ich heute bin, und zu dem Leben geführt hätte, das ich heute lebe.

**Weltwoche:** Wie war das, plötzlich berühmt zu sein?

**Berger:** Ruhm ist unvorhersehbar und nicht kontrollierbar. Ich war damals neunzehn Jahre

jung und hatte definitiv den Trubel um meine Person komplett unterschätzt.

**Weltwoche:** Und dann wurden Sie sogar Miss Globe. Wie fühlte es sich an, die schönste Frau der Welt zu sein?

**Berger:** Ich war sehr stolz, für die Schweiz den Titel geholt zu haben. Aber ich habe mich nie als schönste Frau der Welt betrachtet.

**Weltwoche:** Ist es heute noch nachvollziehbar, wie wichtig die Schönheitsevents in der Schweiz damals waren?

**Berger:** Die Miss Schweiz war damals eine anerkannte Schweizer Persönlichkeit, und die Miss-Schweiz-Wahl gehörte früher zu den TV-Highlights wie «Wetten, dass . . .?»». Es war eine sehr erfolgreiche Samstagabend-Unterhaltungsshow, die grosses öffentliches Interesse genoss. Eine TV-Live-Show, die national in aller Munde war und verschiedene Generationen vor den Bildschirm lockte – und die Einschaltquoten waren gigantisch. Aber die Zei-

ten haben sich geändert, und in den letzten Jahren hat eine gesellschaftliche Veränderung stattgefunden. Die Ideologie und das Bild der Frau haben sich verschoben. Heute sind Influencerinnen die neuen Stars und zeigen ein ganz neues und anderes Frauenbild. Da sind die goldenen Zeiten der Miss Schweiz in den Hintergrund getreten.

**Weltwoche:** Könnte es ein Revival solcher Wahlen geben?

**Berger:** Wenn es in einem neuen Format und mit einem angepassten und zeitgemässen Frauenbild daherkommt – wieso nicht!

**Weltwoche:** Heute betreiben Sie mit Ihrem Ehemann Thomas Russenberger eine Eventagentur. Was bieten Sie genau an?

**Berger:** Wir haben uns auf exquisite Events im In- und Ausland, beruhend auf einer einzigartigen Mischung aus Organisation, Kreativität und viel Liebe zum Detail, spezialisiert. Wir planen und kreieren private Anlässe wie Hochzeiten, Geburtstage, Partys, Jubiläen, aber auch Kunden-, Firmen-, Fashion- und Corporate-Events sowie Grossanlässe wie Messen und Galas. Wir unterstützen unsere Kunden von der Teil- bis zur Gesamtorganisation ihrer Events. Mein Mann ist heute aber nicht mehr operativ in der Agentur tätig. Er kümmert sich als Mitinhaber um ein Start-up.

**Weltwoche:** Funktioniert die Verbindung Ehemann/Geschäftspartner immer problemlos?

**Berger:** Eigentlich schon. Wir haben neun Jahre zusammengearbeitet und uns sehr gut ergänzt.

**Weltwoche:** Bei der TV-Show «Let's Dance» machten Sie im Herbst 2020 eine schmerzhaft Erfahrung. Wie geht es Ihnen heute?

**Berger:** Ich habe mir bei einer schnellen Drehung während des Tanztrainings die Nase gebrochen. Die ist gut verheilt, und ich habe zum Glück keine Folgen davongetragen.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie?

**Berger:** Von einem Haus am Meer (*lacht*).



«Die Einschaltquoten waren gigantisch»: Berger, 1988 und heute.

Die gelernte Coiffeuse Karina Berger, Jahrgang 1968, machte ab Ende der achtziger Jahre Karriere als Model und Eventveranstalterin. Sie ist mit dem Unternehmer Thomas Russenberger verheiratet, lebt in der Nähe von Zürich und ist Mutter von zwei Töchtern.



Thomas Renggli

## «Teilete» mit Wein

**Igniv** by Andreas Caminada, Grand Resort Bad Ragaz, Bernhard-Simon-Strasse, 7310 Bad Ragaz. Telefon 081 303 30 35. Montags und dienstags geschlossen. 18 Punkte, 2 Sterne

Zu meinen selbst auferlegten Grundsätzen als Restaurantkritiker gehört, wie hier schon ausgeführt, die Trennung von Wein und Essen. Ich konzentriere mich sensorisch auf ein Gebiet, beides zusammen geht in der Regel nicht gut. Aber auch eigene Regeln darf man brechen, wenn es dafür einen überzeugenden Grund gibt.

Kürzlich war ich eingeladen vom «Grand Resort Bad Ragaz» und von der engagierten Winzer-Vereinigung Vinotiv aus der Bündner Herrschaft zu einem mehrtägigen Seminar unter dem Titel «Faszination Pinot Noir». Den Einstieg machte ein lockeres Abendessen in kleiner Runde, welches im «Igniv by Andreas Caminada» ziemlich vielversprechend begann.



Küchenchef Silvio Germann und Sommelier Francesco Benvenuto haben die urschweizerische Idee der «Teilete» hier im Laufe der Jahre auf ein erstaunliches Niveau (18 Punkte, 2 Sterne) gehoben. Am Tisch sass mit Martin Donatsch und Matthias Gubler-Möhr zwei unterschiedliche, aber höchst interessante Winzertypen, mit denen ich unter anderem Saibling mit Lauch in verschiedenen Texturen, Zander mit leicht bitteren Puntarelle oder ein knackiges, feines Kopfsalatherz mit

der fein dosierten Schärfe von Kimchi und Harissa teilte. Der interessanteste Teil des Abends beinhaltete Matthias Gubler-Möhrs Pinot «Clos Martha» 2015, der aus gut dreissig Jahre alten Reben im Maisprach im oberen Baselbiet gemacht wird und Top-Bewertungen erhält. Ausgeschenkt wurde auch Martin Donatschs «Réserve Privée» der Jahrgänge 2015 und 2013 aus Malans, die mittlerweile weltweit bei Kennern den Status eines raren Kunstgegenstands haben. Dazu wurde ein ganzer Steinbutt mit Spinat oder eine Rotbarbe mit knusprigen Schuppen sowie Artischocken gegessen. Interessanterweise passte das Essen perfekt zum Wein und nicht umgekehrt, wie das üblicherweise gehandhabt wird. Und vor allem aber waren es diese drei grandiosen Weine wert, die eigene Entweder-oder-Regel etwas aufzuweichen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Ein Weissler aus der Asche

**Monteleone: Anthemis Etna Bianco DOC 2019.** 12,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 39.60. [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)

Zu den am meisten gebrauchten Wörtern im *winespeak*, einmal abgesehen vom unvermeidlichen Fruchtsalat bei der Umschreibung der Aromen, gehören Mineralik und Terroir: Jeder baucht sie, und keiner weiss genau, was er darunter versteht respektive wie die Begriffe zu quantifizieren wären. Nicht dass ich mich da ausnehmen würde, weder was die Poesie des Fruchtsalats noch was nebulös angewandte Bodenkunde betrifft. Es hat ja auch etwas Tröstliches, dass wir uns sensorischen Sensationen nur auf Umwegen nähern können, über Vergleiche, denen immer ein unerlöster Rest Subjektivität anhaftet und die letztlich immer vor etwas Unsagbarem kapitulieren. War es Hugo Loetscher, der einmal in einem Prosastück beschrieb, wie nach Spanien zurückgekehrte Conquistadores erfolglos versuchten, bei Hof den Geschmack der Ananas zu schildern?



Ein sinnlicher Eindruck ist letztlich nur zu erfahren, nicht zu beschreiben, erst recht im Mikrobereich der Mineralik im Wein. Dass die allerdings den Trinkgenuss beeinflusst, ist ebenso offensichtlich, wie dass im Detail der Nachweis schwerfällt, wie der Stein, der Boden, die Mineralien in den Wein kommen. Lassen wir's dabei: Sie sind drin. In den einen Gewächsen weniger, in den andern mehr – und im Wein von den vulkanischen Hängen des Ätna in hohem Mass.

Der Weissler, den die Sizilianerin Giulia Monteleone mit ihrem Vater Enrico und ihrem Lebensgefährten, dem önologischen Senkrechtstarter Benedetto Alessandro, auf ihrem kostbar kleinen Betrieb am Nordosthang des Vulkans unter dem Namen Anthemis im homöopathischen Quantum von 1300

Flaschen abfüllt, ist ein solches unzweifelhaftes mineralisches Wunder.

Der Boom, der im Weinbau am Vulkan seit rund einem Vierteljahrhundert im Gang ist, hat die Aufmerksamkeit der potenten italienischen Weinprominenz auf den Ätna gelenkt, aber auch eigenwillige kleine und kleinste Enthusiasten nach verlassenem Nischen und vernachlässigten Reben forschen lassen. Dieser Ätna-Boom ist vor allem die Renaissance einer grossen autochthonen Rotweinsorte, der Nerello Mascalese.

Monteleones Anthemis (der Name ist der einer am Vulkan verbreiteten Blume, zu Deutsch Hundskamille) ist allerdings ein strahlend-mineralischer Weissler aus der ebenfalls einheimischen Carricante, noch mit viel dominanter Säure, aber, über der aufregenden Mineralik, mit delikaten Noten von Lindenblüten, Orangenblüten und (Achtung, Fruchtsalat!) gelben Pflaumen und exotischen Früchten. Nicht ganz unähnlich einem besonders mineralischen Riesling. Jetzt schon toll, hat er die besten Jahre noch vor sich, wenn die jugendlich wilde Säure sich domestiziert.

# Tagtraum mit vier Sternen

Einen Bentley Bentayga S fährt man nicht einfach, man gestaltet ihn. Eine selbstbewusste Fahrt durch Rom.



Leute, die Lastenvelos als Spitze der Mobilitätsevolution betrachten, sollten hier nicht weiterlesen. Man muss Autos mögen, um sich in einem Fahrzeug wie dem Bentley Bentayga S wohlfühlen, weil ein Bentley aus Prinzip immer etwas mehr ist und von allem etwas mehr hat, als man wirklich braucht. Letzte Woche war ich eingeladen, um in und um Rom in der neuesten Variante des SUV aus Crewe, England, herumzufahren. Der neue Bentayga S stand mir in der Farbe «Cricket Ball» zur Verfügung – ein dunkles Violett, das modebewusste Männer auch als Farbe für ihren massgeschneiderten Smoking wählen könnten.

Einen Bentley zu fahren, verlangt ein gewisses Vertrauen zu sich selbst. Die englischen Kollegen von «Top Gear» sagen «posh SUV» zu einem Wagen dieser Grösse und einem Gewicht von 2415 Kilogramm, das 290 km/h schnell werden kann. Der Ausdruck *posh* ist vielleicht leicht untertrieben, der Bentayga ist nicht bloss nur vornehm, er wirkt vielmehr kühn und ziemlich präsent. Gerade in meinem dunkelroten Modell mit seinem ausladenden Dach-Spoiler fällt man auch im etwas unübersichtlich organisierten römischen Verkehrsgeschehen auf wie ein Vatikanmönch mit Rollschuhen auf dem Petersplatz.

Spätestens nach der dritten Kreuzung habe ich ausreichend Selbstbewusstsein, um den Bentayga durch jede sich auftuende Lücke zu steuern. Nach zwanzig Minuten erreiche ich die Stadtgrenze und suche den passenden Soundtrack für die Fahrt über schmale, zeitweise ziemlich rumpelig asphaltierte Landstrassen und -strässchen in Richtung Lago di

Bracciano. «Money» von Pink Floyd scheint mir die naheliegende, passende musikalische Begleitung dieses Tages zu sein: «A new car, caviar, four star daydream / Think I'll buy me a football team.» Aus dem Naim-Soundsystem mit 1780 Watt aus zwanzig Lautsprechern klingt das so überzeugend, raumfüllend und präzise wie alles an diesem Fahrzeug.

Mit dem Bentayga S hat Bentley das SUV der Marke aber auch spürbar dynamisiert. Eine neue Fahrwerksabstimmung sorgt bei gleichbleibenden Leistungsdaten – 550 PS und 770 Newtonmeter aus einem doppelt aufgeladenen V8-Motor – für eine spürbar sportlichere Auslegung. Wie sich der Wagen souverän und selbstverständlich in die Kurve legt und an deren Ende mit müheloser Leichtigkeit wieder herausbeschleunigt, ist ausgesprochen unterhaltsam.

Aber einen Bentayga S fährt man nicht bloss, man gestaltet ihn. Die Auswahl an Lackierungen, Lederfarben, Zierteilen aus Holz, Edelmetall oder Karbonfaser sowie an Details wie handgestickte Kontrastnähte lässt viel Raum für eine sehr persönliche Gestaltung und erhebt dieses Auto vom blossen Medium der Bewegung zu einem selbstbewussten Objekt der individuellen Mobilität.

#### Bentley Bentayga S

Motor/Antrieb: V8-Turbobenziner, Allradantrieb, 8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 550 PS (404 kW), max. Drehmoment: 770 Nm / 2000–4500 U/min; Verbrauch (NEFZ): 11,4 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 290 km/h; Preis: Fr. 238 030.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Form und Funktion

#### Stuhl «Lotte»

Ausgezeichnet mit dem Design-Preis Schweiz

Tyler Brûlés Stilbibel *Monocle* nennt ihn ein «Designerstück, das sowohl in einem High-End-Hotel als auch in einem Altersheim eine Gattung machen würde». Sarah Hossli, die geistige Mutter des Stuhls, dachte tatsächlich an ältere Leute, als sie «Lotte», so der Name des Sessels, entwarf. Die Basler Produktedesignerin befasste sich für ihre Diplomarbeit mit der Befindlichkeit betagter Personen punkto Wohnen, und ihr fiel auf, dass viele nicht selber aufstehen und absitzen können. Sie holte sich Rat bei medizinischen Fachleuten und erdachte eine entsprechende Sitzgelegenheit, die auch fürs Auge eine Wohltat sein sollte.

Und siehe da, «Lotte» überzeugte im vergangenen Dezember die Jury des Design-Preises Schweiz, der alle zwei Jahre vergeben wird. Hossli reichte ihren hölzernen Armlehnsessel mit den nach vorne hin leicht ansteigenden und etwas verlängerten Armlehnen in der Kategorie «Ageing Society» ein, gewann aber die «Furniture»-Sparte. «Auf beeindruckende Weise wird jede stigmatisierende Assoziation vermieden, die an Seniorenmöbeln sonst förmlich zu kleben scheint. Zweckdienlich und elegant zugleich macht der Sessel auch ausserhalb von Pflegeeinrichtungen eine gute Figur», lautete das Fazit der Juroren. Hergestellt wurde der Stuhl vom Büromöbelhersteller Girsberger in Bützberg, wo er voraussichtlich noch dieses Jahr zu beziehen sein wird.

Benjamin Bögli



**Oberengadiner Kulisse:**  
Profi-Fahrerin Mai Ikuzawa.



**Schneegestöber aus Feenstaub:**  
Unternehmerin Francesca Lesch.



**Siegerehrung:**  
Katarina Kyvalova mit Ferrari 275 GTB.



**Jeweils das Beste aus seiner Zeit:** Jury mit Maserati-Designer Busse (ganz links).



**Szenerie aus wohlgeformtem Blech:**  
Teilnehmer des Concours.

## BEI DEN LEUTEN

# Gipfeltreffen der Eleganz

An der öffentlichen Erstaussgabe von «The Ice» dröhnten motorisierte Schönheiten über den St. Moritzersee.

*Florian Schwab*

Auf die Idee, den gefrorenen See in eine weisse Rennstrecke zu verwandeln, muss man erst einmal kommen. Die Kombination ist fast schon unverschämt charmant: In der weissen Bergwelt mit strahlend blauem Himmel drehten am Samstag 45 Classic Cars ihre Runden – motorisierte Schönheiten verflossener Tage, die man normalerweise nur im Museum bestaunen kann.

Am «Concours of Elegance» drücken die meisten Fahrer recht ordentlich aufs Pedal. Vorwitzig driften sie um die Kurven – der aufgewirbelte Schnee legt sich wie Sternstaub über die Szenerie aus wohlgeformtem Blech, vielstimmigem Dröhnen der Motoren und einem Hauch von Formel 1.

Nach einem Testlauf im Jahr 2019 musste «The Ice» drei Jahre warten, bis die öffentliche Erstaussgabe stattfinden konnte. Erfinder und Kopf ist der italienische Automann Marco Makaus. Eine aktive Rolle bei der Organisation nimmt der Luganeser Händler Ronnie Kessel ein. Und seitens St. Moritz Tourismus war Marijana Jakic die Geburtshelferin des neuen Top-Events.

Das Publikum ist international mit einem italienischen Schwerpunkt. Als einer der Hauptpartner figuriert Maserati. Aus Modena angereist sind Klaus Busse, Chefdesigner der Marke, und Luca Delfino, der die Märkte Europas, des Mittleren Ostens und Afrikas managt. Er sei «begeistert von der schönen Umgebung, den aufregenden Autos und den grossartigen Leuten». «The Ice» eröffne eine 360-Grad-Erfahrung, aus der die Seele jedes Autos klar hervortrete.

Maserati-Designer Busse, der auch der Jury von «The Ice» angehört, ist «fasziniert von den klassischen Modellen selber, der Breite von Charakteren, aber auch von der Geschichte und Passion des einzelnen Autos». Einen «besonderen Platz in meinem Herzen» nehme der in St. Moritz vertretene Maserati A6GCS ein: «der minimalistisch pure obere Bereich, die wunderschönen Volumen-Proportionen» und als Kontrast «diese brutalen freigelegten Auspuffrohre». Das Anliegen von Maserati, aus dem Rennsport geboren, sei es immer gewesen, «jeweils das Beste aus der Gegenwart heraus zu leisten». Wovon die Zeitreise nach St. Moritz ein Zeugnis ablegt.



**Fast unverschämt charmant:**  
Die ehemalige italienische Sängerin Roberta Ruiiu.



**Wie James Bond persönlich:** Aston Martin DB5, bekannt aus «Goldfinger» (1964).



**Vorwitziges Driften:**  
Ferrari 246 Dino F1 von 1958.



**Veteran auf Rädern:** Ein Maserati 4CL aus dem Jahr 1939 dreht seine Runden auf dem See.



**Grosser Auftritt:** Horacio Pagani in seinem Zonda HP Barchetta.



**Gewinner des «Star on Wheels Awards»:** Fritz Kaiser, Gründer von «The Classic Car Trust».

# Grosse Resignation



Anti-Work-Aktivistin Doreen Ford preist im TV die Faulheit als Tugend.

Die Unsicherheit während der Pandemie rief ein paradoxes Phänomen hervor. Viele quittierten ihren Job, orientierten sich neu. Eine Kündigungswelle, die als «grosse Resignation» noch nicht so richtig erklärt werden kann. Auftrieb bekam auch die Bewegung «Anti-Work», die sich in den USA vor allem auf der Plattform Reddit manifestiert. Der thematisch fokussierte «Subred-

dit» r/antiwork verzeichnete rund zwei Jahre nach der Pandemie 1,7 Millionen Follower und bekam durch ein missglücktes Interview mit der Aktivistin Doreen Ford im konservativen Fernsehsender Fox mediale Aufmerksamkeit. Hinter der Bewegung verbirgt sich eine Art postmarxistischer Trend, der die Entfremdung durch schlechte Bedingungen für Niedriglohnarbeit, das mangelnde soziale Netz

und Bullshit-Jobs anprangert. Faulheit sei eine Tugend in der Leistungsgesellschaft, gab die «Dogwalkerin» im 60-Prozent-Pensum dem Interviewer zu Protokoll. Dieser Ruf nach dem Systemwechsel klingt irgendwie resigniert und nicht nach Klassenkampf.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

## FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, stimmt es eigentlich, dass Frauen weniger Sex haben wollen als Männer?*

P. V., Rorschach

Nein, das ist so nicht korrekt. Aber es ist eine spannende Frage, denn man müsste genauer hinschauen und überlegen, worauf Frauen vielleicht weniger Lust haben – und worauf sie vielleicht mehr Lust hätten. Denn grundsätzlich haben alle Menschen, egal welchen Geschlechts, die Möglichkeit auf gleich viel Lust. Wir wachsen in einer Gesellschaft auf, in der die Auffassung vorherrscht, dass alles rund um die Sexualität für Männer interessanter ist als für Frauen. Bereits kleinen Jungs gesteht man viel eher zu, dass sie Freude daran haben, mit ihrem Penis zu spielen.

Bei den Mädchen schaut man lieber verschämt weg oder versucht es zu unterbinden. Diese Haltung beeinflusst ein Kind, und so wachsen viele Mädchen mit der vermeintlichen Sicherheit auf, dass es sich nicht gehört, sich zu berühren und zu streicheln. Auch in der Pubertät ermutigt man Jungs vielmehr, sich auszuprobieren und zu experimentieren, während man den Mädchen mit auf den Weg gibt, vorsichtig zu sein und sich zu schützen.

Und, ein ebenfalls relevanter Punkt: Viele Männer gewöhnen sich daran, bei den Frauen einfach zu penetrieren und auf ihren eigenen Genuss zu achten, sich die Reibung zu holen, die sie aus der Selbstbefriedigung kennen. Frauen haben aber im Normalfall wenig davon, weil sie vor allem ihre Klitoris ent-

deckt haben, um sich zu erregen, und diese bei der Penetration kaum berührt wird.

Das heisst: In vielen Fällen ist es nicht der Sex per se, den eine Frau wenig interessant findet, sondern diese Form von Sex. Und auf eine Form von Sex, die nicht so interessant ist, hat eine Frau natürlich nicht so Lust. Kurzum: Wenn Ihre Frage so daherkommt, dass Ihre Frau nicht sehr viel Lust hat auf Sex, dann überlegen Sie sich doch zusammen mit ihr, was für einen Sex ihr entwickeln könntet, der auch ihr viel mehr Spass macht.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [daniala@weltwoche.ch](mailto:daniala@weltwoche.ch)

# Matthias Müller

Der Präsident der Jungfreisinnigen steht für mehr Freiheit und weniger Staat. Jetzt wagt er den demokratischen Hosenlupf mit der Filmlobby.

Das aus ihm kein Linker werden würde, wusste Matthias Müller relativ früh. Das politische Tischgespräch war von Kindesbeinen an omnipräsent; die Freiheit wurde sein politisches Leitmotiv. Seit zwei Jahren führt Müller die Jungpartei. In dieser Zeit hat sie eine beachtliche Schlagkraft entwickelt. Böse Zungen könnten sagen: Anders als die «grosse» FDP ist der Jungfreisinn sowohl referendums- als auch initiativfähig. Er hat in rascher Kadenz eine Renteninitiative zustande gebracht und das Referendum gegen das neue Filmgesetz ergriffen.

Wir treffen den Chef der Jungpartei in einem Trendlokal im Zürcher Kreis 5 zum Mittagessen. Buntgemischtes Publikum – Geschäftsleute mit Krawatte Tisch an Tisch mit Hipstern. Matthias Müller arbeitet in der Nähe: Im Prime Tower absolviert er ein dreizehmonatiges Praktikum bei der Top-Wirtschaftskanzlei Homburger. Zuvor assistierte und doktorierte er bei Hans-Ueli Vogt, Professor für Wirtschaftsrecht an der Universität Zürich und ehemaliger SVP-Nationalrat. Der 29-jährige Jurist kommt auf eine sympathische Art hemdsärmelig daher.

## Breiter Schulterchluss

Als das Parlament letztes Jahr eine Minimalquote für europäische Produktionen auf Streaming-Diensten wie Netflix sowie neue Zwangsabgaben zugunsten der Filmindustrie ins Filmgesetz schrieb, sah Matthias Müller dringenden Handlungsbedarf. «Die Vorlage ist in so vielen Dimensionen verfehlt und unliberal – ich habe gesagt: Wenn wir uns dagegen als Jungfreisinnige nicht wehren, wogegen wehren wir uns dann überhaupt noch?»

Die Jungpartei ergriff das Referendum, das auch von der Jungen SVP und der Jungen GLP sowie weiteren Organisationen wie etwa dem Konsumentenforum Schweiz KF unterstützt wurde – ein breiter Schulterchluss. Bis jetzt läuft es wie am Schnürchen: Statt der benötigten 50 000 Unterschriften kamen über 70 000 zusammen. Es wird erwartet, dass die Bundeskanzlei das Zustandekommen binnen der nächsten Tage beurkundet. Der Bundesrat hat die Abstimmung bereits für den 15. Mai anberaumat.



«Unsere Chancen sind mehr als intakt»: Politiker Müller.

Schon heute, erklärt Referendumsführer Müller, stammten etwa 10 Prozent der verfügbaren Inhalte für Schweizer Streaming-Abonnenten aus der Küche des hochsubventionierten Schweizer Filmschaffens. «Aber sie machen nur gerade ein Prozent des Konsums aus.» Mit anderen Worten: Hier wird an den Bedürfnissen vorbeiproduziert. Mit der im Gesetz geplanten Quote von 30 Prozent würde dieser Zustand akzentuiert. Die Politik wolle, so Müller, die Leute umzerziehen und nebenbei die Schatullen der Filmlobby mit Dutzenden Millionen Franken füllen – beides zulasten der Konsumenten. Der Jung-

freisinnige hat sich einen mächtigen Gegner ausgesucht. Letztes Jahr wurde das ganze Parlament zu einem Dinner ans Filmfestival Locarno eingeladen. Und die Befürworter wollen etwa eine Million Franken in den Abstimmungskampf werfen. «Es ist ein Kampf David gegen Goliath.» Bereits hat Müller die Mutterpartei FDP, deren Fraktion im Bundeshaus mehrheitlich für das Gesetz votierte, auf einen freiheitlichen Kurs zurückgebracht: Die Delegiertenversammlung der Liberalen beschloss mit über 80 Prozent die Nein-Parole zum neuen Filmgesetz. «Unsere Chancen sind mehr als intakt.» Florian Schwab

# Der nächste Meier

Meistertrainer Arno Del Curto hat bei den ZSC Lions eine Eishockeyhoffnung erspäht. Was hat der sechzehnjährige Lehrling, was andere nicht haben?

Thomas Renggli

**B**laues Sweatshirt, graue Kappe, braune Locken: «Das ist das erste Medieninterview in meiner Karriere. Aber irgendwann muss man ja anfangen.» Endo Meier strahlt jugendliche Unbeschwertheit aus. Sein Lächeln würde auf jedes Werbeplakat passen. Der junge Mann, der seinen Namen Stiller-Has-Sänger Endo Anaconda verdankt, könnte auch als Skilehrer oder Rettungsschwimmer durchgehen. Doch seine bevorzugte Unterlage ist Wasser in gefrorenem Zustand. Endo Meier gehört zu den vielversprechendsten Talenten in der Organisation der ZSC Lions – aus einem Jahrgang (2005), bei dem die Leistungsdichte grosse Begehrlichkeiten weckt.

Als Center spielt er meistens mit der U-17-Mannschaft. Daneben kommt er schon regelmässig auf der U-20-Stufe zum Einsatz und misst sich mit zum Teil vier Jahre älteren Gegnern. Edgar Salis, der frühere Nationalspieler und heutige Chefscout der ZSC Lions, sagt über ihn: «Endo bringt grundsätzlich alle spielerischen und läuferischen Voraussetzungen für eine schöne Karriere mit. Aber mit sechzehn Jahren steht er noch vor einem Berg. Er muss in jedem Einsatz eine Intensität aufs Eis bringen, die ihn von der breiten Masse abhebt.»

## Der Grossvater ist sein grösster Fan

Rein genetisch müsste der Weg ins Spitzeneishockey vorgespurt sein. Grossvater Peter Meier wurde mit dem Zürcher Schlittschuhclub 1961 Meister, Vater Roger Meier gewann den wichtigsten nationalen Titel mit dem EHC Kloten in den 1990er Jahren gleich viermal. Und auch jetzt spielen die beiden in Endos Karriere eine wichtige Rolle. Roger Meier war bei Dübendorf lang Trainer seines Sohns, der Grossvater bezeichnet sich als «grössten Fan». Deshalb kann er auch mit gutem Gewissen sagen: «Endo hat mehr Talent als sein Vater und sein Grossvater zusammen.» Und noch etwas anderes habe er der älteren Generation voraus: «Er ist wesentlich seriöser als sein Vater.»

Auf diese Aussage angesprochen, schmunzelt Patrick Schöb. Der Ostschweizer ist Trainer der Schweizer U-17-Auswahl und arbeitet seit rund einem Jahr mit Endo Meier zusammen.



«Der geborene Center»: Trainerlegende Del Curto.

Eishockey ohne Arno Del Curto, 65, ist kaum vorstellbar. Der Bündner gewann mit dem HC Davos sechsmal den Meistertitel und fünfmal den Spengler-Cup. Über Endo Meier sagt er: «Endo besticht durch eine grossartige Spielübersicht. Man könnte ihn als den geborenen Center bezeichnen. Läuferisch und technisch hat er alle Eigenschaften, um dereinst im Profi-Eishockey Fuss zu fassen. Auch was Teamfähigkeit und mentale Stärke betrifft, hört man nur Gutes. Wichtig wird sein, dass er von Verletzungen verschont bleibt und weiterhin den nötigen Biss zeigt. So gesehen, stehen ihm die entscheidenden Jahre noch bevor.»

Man spüre deutlich, dass Endo aus einem Umfeld komme, in dem Eishockey schon immer ein Thema war: «Dies schlägt sich in einem ausgeprägten Hockey-sense und einer hohen Spielintelligenz nieder. Endo macht oft ganz intuitiv das Richtige.»

Das kann auch auf eine doch schon beträchtliche Erfahrung zurückzuführen sein. Endo Meier stand schon auf dem Eis, bevor er richtig gehen konnte – im Alter von einem Jahr: «Ich hatte gar keine andere Wahl, als Eishockey-

spieler zu werden», sagt er lachend. Richtig Schlittschuhlaufen begann er mit drei, mit vier besuchte er die Eishockeyschule in Dübendorf. Weil er im vergangenen Jahr Anlauf in der zweitstärksten U-17-Mannschaft der Lions holte, kam er zu überproportional viel Eiszeit und konnte an seinen spielerischen und taktischen Fähigkeiten gezielt arbeiten. Und prompt schaffte er auf diese Saison hin den Sprung in die Elite.

Neben dem Eishockey absolviert Endo Meier das KV an der United School in Zürich, die auf ambitionierte Jungsportler und -sportlerinnen ausgerichtet ist und die Ausbildung auf vier Jahre ausdehnt. Die Schule sei zwar wichtig, sagt der Youngster pflichtbewusst, einen echten Plan B habe er momentan aber nicht: «Ich will vorderhand alles auf die Karte Eishockey setzen. Wenn es nicht klappt, kann ich noch immer nach einer Alternative suchen.»

## Sein Ziel? Natürlich die NHL

Gleichzeitig weiss Meier aber auch, dass das Nadelöhr zur National League bei den ZSC Lions besonders schmal ist: «Die dritte Sturmlinie der Lions wäre wohl in den meisten anderen Klubs die Paradeformation.» Deshalb würde er auch einen Umweg über einen anderen Klub in Kauf nehmen – oder noch lieber über eine Juniorenliga in Nordamerika. Dort wäre er auch geografisch seinem grossen Ziel ein wesentliches Stück näher. Wie alle ambitionierten jungen Eishockeyspieler träumt Endo Meier weiter als bis zum Hallenstadion (oder zur neuen Lions-Arena in Altstetten): «Mein grosses Ziel ist die NHL.»

Möglicherweise kann er bereits im kommenden Sommer einen wichtigen Schritt in diese Richtung machen. Denn mit dem Hlinka-Gretzky-Cup findet jeweils im August in Edmonton eines der wichtigsten Turniere auf U-18-Stufe statt. Dort geben die besten Spieler der Welt ihre Visitenkarten ab, dort sind die internationalen Scouts lückenlos vertreten. Endo Meier lächelt, wenn er an die grosse Eishockeywelt denkt. Es gäbe für ihn nichts Schöneres, als dereinst Teil davon zu sein. Und mit seinem Grossvater hat er einen Fan, der ihn garantiert überallhin begleiten würde.





«Irgendwann muss man ja anfangen»: Hockeypoint Meier.

# Melanie Oesch, Jodlerin

Die Sängerin sieht keinen Anlass, vegan zu werden; am liebsten möchte Sie einen schönen Abend mit Elvis verbringen, und sie glaubt, dass ein Nein oftmals der Schlüssel zur Freiheit ist.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Melanie Oesch:** Das Pflegepersonal, dies auch schon vor Covid.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Oesch:** Ich werde am liebsten am Rücken gestreichelt.

**Weltwoche:** Verdienen Sie genug?

**Oesch:** Im Moment stimmt es so für mich.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Oesch:** Ich fürchte mich am meisten vor Schlangen.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Oesch:** Vor Lachen habe ich gestern das letzte Mal geweint.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Oesch:** Mitfühlend sein bei nicht alltäglichen Themen und gutes Zuhören.

**Weltwoche:** Welcher Bundesrat ist überflüssig?

**Oesch:** Keiner.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Oesch:** Jemand, der die Herausforderungen von Musikern kennt und sich auch für die Anliegen solcher Berufsgruppen einsetzt.

**Weltwoche:** Wie werden Sie von Ihren Freunden genannt?

**Oesch:** Meli.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Oesch:** Dass eine Setliste nie zu lange sein kann ...

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Oesch:** Das hängt von der jeweiligen Vorlage ab.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?



«Jodeln als fünfte Landessprache!»: Musikerin Oesch, 34.

**Oesch:** Ja.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Oesch:** Ist schon lange her.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Oesch:** Einen Pfeilbogen.

**Weltwoche:** Welcher Traum lässt Sie nicht los?

**Oesch:** Fliegen zu können.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Oesch:** Mein langer grosser Zeh – deshalb muss ich immer grössere Schuhe kaufen.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

**Oesch:** Ich würde gerne mit Elvis einen schönen Sommerabend verbringen.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Oesch:** Nein.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

**Oesch:** Ein Nein ist oftmals der Schlüssel zur Freiheit.

**Weltwoche:** Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

**Oesch:** Eher nicht.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Oesch:** Ich sehe keinen Anlass dazu.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Oesch:** Jodeln als fünfte Landessprache!

**Weltwoche:** Haben Sie schon getötet?

**Oesch:** Ja, Mücken.

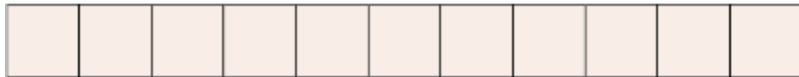
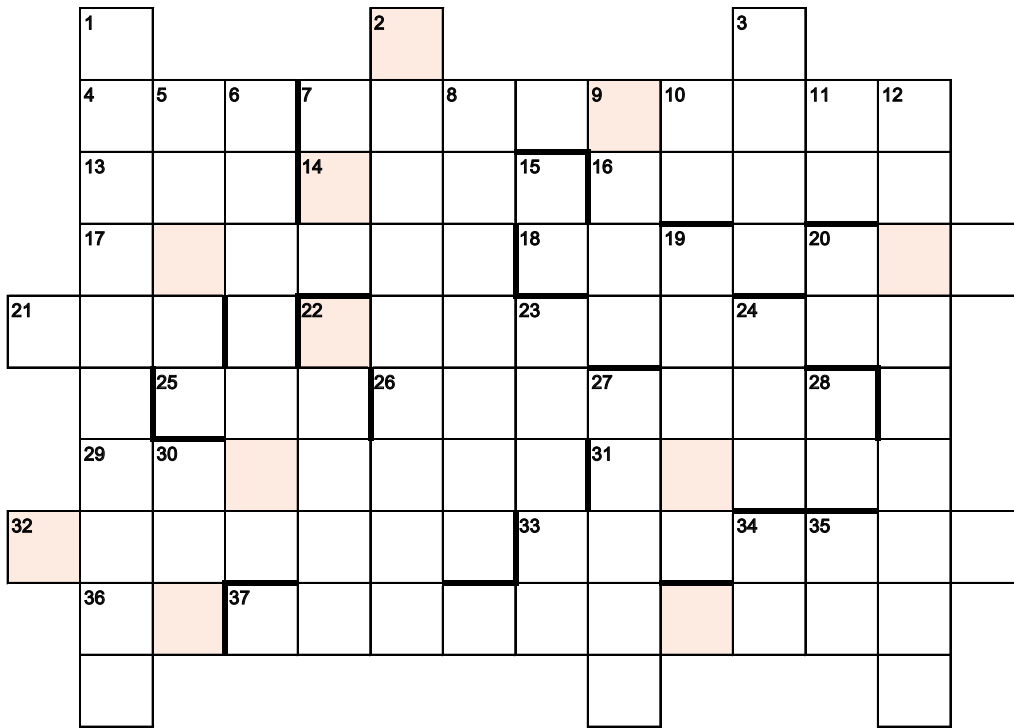
**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Oesch:** Die Musik und meine Familie.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Oesch:** Zu Hause, im Kreis meiner Liebsten.

Melanie Oesch ist in der Sendung «Sing meinen Song – Das Schweizer Tauschkonzert» immer mittwochs um 20.15 Uhr auf 3+ zu sehen.



**Lösungswort** — abgeschiedenes Eckchen um sich zu übergeben?

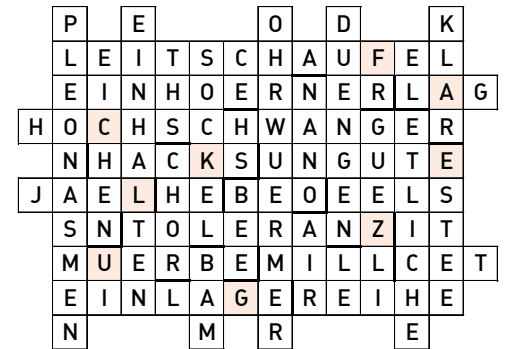
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 passt gut ... Berner Seeland 7 konfuser Glashauer 13 schätzen manche Schweizer beim Einkaufen, andere bei ihren Bergtouren 14 heulen ohne Anfang und Ende 16 Badhocker-Teil 17 Früchte haben nicht nur eine, sondern liegen oft auch in einer 18 manche Menschen werden zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, manche zu Zwangsarbeit und manche zu ... 21 wichtigstes Pronomen für Egoisten 22 schluchzender Klient? 25 unvollständiges Team 26 glamouröser Ausserirdischer? 29 Ohrenarzt mit Vorliebe für Fachchinesisch 31 auch in nicht süd-amerikanischen Ferienandenken enthalten 32 ... metallisch, wenn man sie gegeneinanderschlägt 33 Futter für gewisse «Würmer» und gewisse «Ratten» 36 Artikel, nicht im, aber für 13 waagrecht 37 vielleicht nicht kostenlos, aber umsonst

**Senkrecht** — 1 tiefgefrorener Goldbutt? 2 Sprossen an der Gefängnismauer? 3 mündet ... dem Binger Rochusberg in den Rhein 5 14 waagrecht bevorzugte Jagdzeit 6 was ein solches haben muss, um ein langes, glückliches Leben zu führen 7 Kollegin von Brigitte, Laura und Lisa 8 auf Kufen ein Vergnügen, auf Rädern unerwünscht, ... 9 ... insbesondere hier 10 Ende der Mahd 11 liegt mitten in Zuoz 12 Verbindung zwischen Banknoten? 15 hatte 2020 mit Mitgliederschwund zu kämpfen 19 hat schon bessere Tage gesehen 20 kalorienfreie Konserve 22 brutal ehrliches Messgerät oder abergläubisches Herbstkind 23 auch eine frische, intakte Blüte hat bereits eine 24 entsteht durch Wenden der zweiten Wenden-Hälfte 27 (wie) gemacht für Vogelhochzeiten 28 bloss ein halbes Nein 30 was Briten nicht nur mit Schuhbündeln, sondern auch damit machen 34 in der Cinecittà gleich zweimal zu finden 35 wenn ihm ein Dr. vorausgeht, Ehrensache

© Daniela Feurer – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 756



**Waagrecht** — 6 LEITSCHAUFEL 13 EINHORNERNER (werden in «The Last Unicorn» (Das letzte Einhorn) v. Peter S. Beagle vom roten Stier ins Meer getrieben) 15 LAG 16 HOCHSCHWANGER 20 HACKS 22 UNGUTE 24 JAEL (ch. Sängerin v. Lunik, «The Most Beautiful Song») 25 HE 26 BEO (Berner Oberland) 27 EELS (Aale) 28 SN (Schaffhauser Nachrichten) 29 TOLERANZ 31 IT (Horror-Roman von Stephen King) 32 MUERBE 35 MILLion 37 CET (Central European Time / franz. f. dies) 38 EINLAGE 39 REIHE

**Senkrecht** — 1 PLEONASMEN 2 EINHALTEN 3 OHRWUERMER 4 DUENGEN 5 KLAR 7 EICHEN 8 THS (Thenar-Hammer-Syndrom) 9 SOCKE(L) 10 PatienCE 11 FR (Freitag) 12 EL (Esslöffel) 14 NANO 17 HS (Hochschule) 18 GUEZLI 19 ETLICHE 21 CHOR 23 ESTEE (es Tee) 26 BEE (engl. f. Biene) 30 AIR (engl. f. Luft) 33 UI («Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui» v. B. Brecht) 34 Bim BAM bum 36 NovelLE

**Lösungswort** — **FACKELZUG**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

GENEVA | LUGANO | ZURICH | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG

Swiss tradition.  
European roots.  
Eastern expertise.  
To meet both  
your personal and  
corporate needs.

**Wealth Management &  
Corporate Advisory solutions.**

[www.bil.com/swisstradition](http://www.bil.com/swisstradition)



BANQUE  
INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE